Mesalliert

Erzählung aus dem Nachlaß

von

Sophie Löwenthal-Kleyle

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Im gleichen Verlage erſchien:

Lenau und die Familie Löwenthal

Briefe und Geſpräche, Gedichte und Entwürfe

Mit Bewilligung des † Freiherrn Arthur von Löwenthal

Vollſtändiger Abdruck nach den Handſchriften.

Ausgabe, Einleitung und Anmerkungen

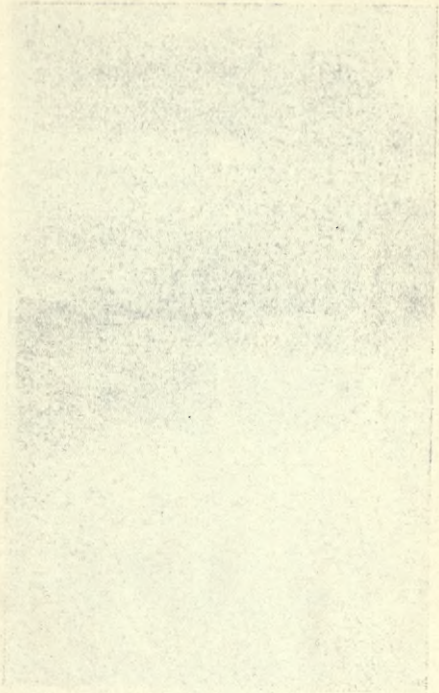
von

Prof. Dr. **Eduard Caſtle.**

Mit zehn Bildniſſen und vier Schriftproben.

2 Bände broſch. M. 9.—. In 1 Leinenband M. 10.50.
In 2 Leinenbänden M. 12.—.

Mesalliiert.



Sophie Löwenthal.

Nach einer Photographie 1886.

LG
L8775m

Mesalliiert

Erzählung aus dem Nachlaß

von

Sophie Löwenthal-Kleyle

Mit Bewilligung

des

† Freiherrn Arthur v. Löwenthal

herausgegeben und eingeleitet von Prof. Dr. Eduard Castle

Mit dem Bildnis der Verfasserin

123716
24/7/12

Leipzig
Max Hesses Verlag
1906

Bibliothèque
Nationale
R.F.

Sophie Löwenthal-Kleyle.

Lebensgeschichtliche Umrisse.

> Jedem, mit dem ich nicht in fortdauernden Verhältnissen lebe und vor dem meine Seele nicht in ihrer ganzen Freiheit sich entfaltet, werde ich ein rätselhaftes Wesen sein, man wird immer falsch über mich urteilen. Schiller an Lotte.

Sophie Franziska von Kleyle ward als die Zweitälteste von den neun Kindern des Hofrates Franz Joachim R. v. Kleyle am 25. September 1810 zu Wien geboren.

Sein rechtlicher Sinn wie seine tüchtige Geschäftskenntnis in allen Zweigen der Zivil-, Militär- und Gutsverwaltung hatten dem Vater das Vertrauen des Erzherzogs Karl und seines Generaladjutanten des Grafen Philipp Grünne erworben, wodurch er in den Stand gesetzt war, den Gliedern seiner Familie einen Platz im Leben und in der Gesellschaft zu sichern.

Wiewohl die Mutter Karoline von Ockel, die Tochter eines Reichshofrates, evangelisch war, wurden die Kinder insgesamt katholisch erzogen. Als gute Wirtin hielt sie auch die Töchter frühzeitig an, selbständig und im Hauswesen mittätig zu handeln. Sie mußten stricken und stopfen, bei der Wäsche und beim Bügeln helfen wie in der Küche, und die Mädchen wiesen mit Stolz ihre schwieligen Hände.

Daneben lernten sie deutsch schreiben, französisch

sprechen, Klavier spielen oder Violine, Sophie auch Zeichnen und Malen. Der Vater hielt ihnen Vorträge über Geschichte und Naturkunde, gebildete junge Männer brachten die neuesten Erscheinungen der deutschen Literatur ins Haus, spielten Beethoven und sangen Schubert.

Im Sommer bis spät in den Herbst lebte man auf dem Lande in Penzing, wo der Vater ein sehr schönes Haus mit einem großen Garten gekauft hatte, wo es ein Gehölz gab und einen Ossians-Hügel, gepflegte Wiesen und neu gepflanzte Bäume, einen vollen Hühnerhof und Kuhstall.

Im Winter erfreute man sich an den geselligen Vergnügungen der Stadt, des Sonntags am Scharadenspiel, im Fasching der Hausbälle. Mit einer sehr kleinen zarten blauen Girlande im braunen Haar, im gestickten Organdinkleid über dem weißen Atlasunterkleid, darüber eine blaue Binde, in weißen Atlasschuhen und weißen Handschuhen, um den bloßen Hals an einer dünnen goldenen Kette ein goldenes Kreuz mit einem Türkis, an den langen Ärmeln Brasseletten: so steht die jolie maligne, wie sie einer ihrer Freunde nannte, vor uns, voll Furcht, keine Tänzer zu bekommen; „denn," sagt sie zu ihrem Partner, „ich bin nicht schön und nicht ausgezeichnet liebenswürdig." Der aber antwortet: „Das zweite kann ich widerlegen, das erste dieser," und dabei dreht er sie um, und sie steht erstaunt vor einem Spiegel.

1826 liest man in ihrem Tagebuch: „Ich bin fünfzehn Jahre alt, ich habe gute edle Eltern, liebe Geschwister, einen teuren Freund, ich lebe ein höchst angenehmes Leben, meine Zeit ist geteilt zwischen Arbeit und Ruhen, zwischen Wirtschaft und Kunst, Gott gab mir einen Geist, fähig zu denken, ein Herz, das Schöne und Gute zu lieben, ich genieße den reinen herrlichen Anblick der Natur

ungetrübt, ich atme die erquickende Landluft, ich wohne mit einer Schwester, die mein zweites besseres Selbst ist, in der niedlichsten Zelle des Weltalls, ich habe keine große Sünde auf meinem Gewissen, und doch bin ich oft sehr unglücklich. Woher das kommt, weiß ich nicht; ich könnte stundenlang vor mich hinstarren, unempfindlich für alles, was um mich vorgeht, und weinen. Dann sehne ich mich ins Grab, denke mir den Schlummer in kühler Erde so wonnig, daß ich gleich hinabsteigen und allen Farbenglanz und alle Herrlichkeit der Erde für das finstre Kämmerchen geben möchte."

Sophie liebt, liebt einen ihrer Liebe würdigen jungen Mann und wird wieder geliebt. Es ist Ludwig Köchel, damals Erzieher im Hause des Grafen Grünne, vielseitig gebildet und von vielseitigen Interessen, später als Natur- und Musikkundiger ehrenvoll genannt. Aber das Verhältnis ward mit der Zeit höchst drückend und peinlich; „ich kann wohl sagen, daß ich, seit ich Köchel liebe, höchstens zehn vergnügte Abende gehabt habe. Wenn sie auch noch so schön anfingen, sie endigten immer für mich mit Trauer und Schmerz. Köchel ist so ein vortrefflicher, gebildeter, geistreicher Mensch, aber er ist nicht herzlich. Es fehlt ihm das innige, herzliche Wesen. Er kann einen ganzen Abend da sein, ohne sich mir zu nähern, ohne mit mir zu sprechen. Ich bin gewiß von allen Anwesenden die letzte, mit der er freundlich ist. Wenn wir allein sind, ist er ganz Liebe, wie ein dritter da ist, ganz Kälte und Geringschätzung. Es ist, als schäme er sich meiner, als fürchte er, die Leute könnten es bemerken, daß er mich näher angeht. Ist das schön? Kann mir das Freude machen?" Ihre Stimmung wurde allmählich eine höchst unangenehme, gereizte; gar nichts freute sie, nicht einmal der Garten; ein physisches Leiden, ein be-

ständiges Herzzucken, auch manchmal ein bedeutender Schmerz an dem Herzen machte sie vollends zu jedem Genusse untauglich. Versöhnung wechselte mit neuem Verdruß. Endlich griffen die Eltern ein. Der Mutter war Köchel nie sonderlich sympathisch gewesen; der Vater aber ließ Sophie den Scheidebrief schreiben: „Weil Sie es von mir fordern und weil ich es selbst für notwendig halte, will ich Ihnen wörtlich, so gut es geht, die Rede meines Vaters wiederholen. Wenn etwas darin Sie schmerzt, wie ich gar nicht zweifle, wenn es Ihnen fremd und hart, vielleicht sonderbar klingt, denken Sie, daß es nur gerecht ist; daß das, was ich schreibe, der mildeste, weiseste, billigste Vater zu seiner geliebten Tochter in einer Stunde des innigsten Vertrauens sagte. Er sagte: ‚Ich will über die Dinge, die vergangen und nicht mehr zu ändern sind, kein Wort verlieren, ich will weder dich noch Köchel anklagen, aber sehr unbesonnen habt ihr euch beide in dieses Verhältnis eingelassen, und Köchels Zartgefühl, das mir so oft gerühmt wurde, hätte ich mehr Schonung für mein Haus zugetraut. Allein das ist geschehen; hat er aber in diesen ganzen zwei Jahren auch nur einen Schritt getan, um seinem Ziele, nämlich dich zu besitzen, näher zu kommen? Ich weiß von nichts. Daß er sich in der Welt herumtreibt, die Beschäftigung ergreift, die ihm eben der Zufall zuwirft, tadle ich nicht, ich habe es selbst einmal so gemacht; daß er aber das Schicksal eines andern Wesens an das seinige knüpft und doch so planlos in den Tag hineinlebt, das tadle ich sehr. Er ist geschickt und brauchbar genug, um immer sein Brot zu finden, für sich braucht er sich also nicht zu kümmern; wenn er aber keine andre Absicht hat, als sich von dem Ungefähr regieren zu lassen und zu erwarten, was es ihm eben gibt, wenn er keinen Wunsch hat, dich zu be-

sitzen, dann war es sehr gefehlt, den Frieden einer achtbaren Familie zu stören, um einer gewöhnlichen Liebelei willen.'"

Zwei Jahre später reichte Sophie, dem Beispiel ihrer älteren Schwester folgend, einem Bewerber die Hand, den sie achtete, aber nicht gerade leidenschaftlich liebte. Es war Max Löwenthal, der Sohn eines wohlhabenden Wiener Bürgers, ein unterrichteter und weitgereister, stattlicher junger Mann, von schriftstellerischem und amtlichem Ehrgeiz, mit guten Verbindungen und in zukunftreicher Stellung. Trotzdem war sein erster Antrag abgewiesen, er erst beim zweitenmal erhört worden: vielleicht hat seine Beharrlichkeit, hat die Fürsprache der Eltern ihn empfohlen. Er seinerseits fühlte sich glücklich, war beglückt, wenn auch andern Anmut und Geist seiner Frau unwiderstehlich erschienen, pries in hohen Tönen „die Gattin nach der Mutter Bild, die hält, was sie versprach", und erfreute sich an dem Geschenk dreier blühender Kinder.

Tief herabgestimmt klingt dagegen Sophiens Zusammenfassung ihrer Eheerfahrungen in einen Satz der Karoline v. Woltmann: „Bei der Ehe, wie sie unter uns ist, finde ich vieles herb und roh. Fürs Leben! — So etwas auf immer Festgestelltes für ein menschliches Verhältnis bei dem wandelbaren Wesen der menschlichen Natur und der Dinge! Dann das gemeinschaftliche Existieren in denselben Räumen — die Verpflichtung, Kinder zu erzeugen. — Ich begreife nicht, wie die Mädchen nicht viel mehr Widerwillen gegen die Ehe haben als die Männer. Man hat ihnen die roten Beeren der bürgerlichen Bedeutsamkeit, des häuslichen Regimentes, der einzigen Möglichkeit, mit Ehren Mutter zu werden, nicht umsonst an die Schlinge gebunden."

Denn „die Natur", meint sie jetzt noch mit F. Jakobi,

„hat das Weib nur zu einer Leidenschaft, der für die Kinder angewiesen; Mutterherz ist sein wahres eigentliches Wesen". So gibt sie sich mit aller Kraft der Liebe ihren Kindern hin; aber immer schlägt das Empfinden durch: „O das ist es eben, das ist eben der Jammer des Lebens, daß so manche edle Menschen ihr Herz verschenken müssen an Mittelmäßige, weil gerade kein anderer da ist."

Und der andre kam; erst widerwillig, von Max selbst herbeigeführt, dann freiwillig, durch die magische Gewalt der Liebe angezogen, endlich willenlos eingebannt von der neuen Niniane, Merlin gleich an der Weißdornhecke im stählernen Turm an eisernen Ketten sich wähnend.

Das rechtfertigende Wort schreibt Schiller an Lottchen: „Ein Mensch, der liebt, tritt sozusagen aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraus und steht bloß unter den Gesetzen der Liebe. Es ist ein erhöhteres Sein, in welchem viele andere Pflichten, viele andere moralische Maßstäbe nicht mehr auf ihn anzuwenden sind."

In Neuners „silbernem Kaffeehaus", dem Literatenhauptquartier Altwiens, hatte Max im Herbst 1833 den gleichermaßen durch seine Gedichte berühmt, durch seine Amerikafahrt interessant gewordenen Lenau kennen gelernt und dringend in sein Haus geladen, das der neuen Freundschaften und oberflächlichem Gespräch Abholde erst bei völliger Vereinsamung im nächsten Jahre (September 1834) aufsuchte.

Die frühkluge Sechzehnjährige hatte einem Freund gestanden: „Alles Neue, Fremde zieht mich an; fremde Menschen, fremde Orte sind mir immer interessant; ich suche meistens sehr viel dahinter und finde — nichts. Ist das Ihr Los, so trösten Sie sich mit mir und lassen Sie sich die Mühe nicht gereuen, das Fremde näher zu beschauen, einmal muß sich's doch lohnen!" In der Tat,

diesmal lohnte es sich: in den lebensfrohen Kreis trat Einer, „fremd jedwedem Erdentande, ein Herz, erfüllt von dunkler Mächte Grauen". Nicht ganz glückliche junge Frauen lockt es immer, sich selber in dem Spiegel geheimnisvoller Schwermut eines Freundes zu beschauen mit Blicken, die gleichzeitig verraten den tiefen Kummer über den Grund seiner unseligen Verstimmung, den Wunsch, ihn zu heilen. Solche Blicke, „scharfe Herzdurchdringer", zündeten:

„Was je mir freudig
Beseelte das Leben,
Was nach dem Tode
Mir weckte die Sehnsucht,
Entschwundner Kindheit
Fröhliche Tage,
Und meiner Jugend
Himmlische Träume,
Von meinen Toten
Trauliche Grüße,
Und meiner Gottheit
Stärkenden Anblick,
Das alles find' ich
In deinem Auge,
O meine Geliebte!"

Und die vom Schwarm umschmeichelte, gefeierte, gehuldigte, doch im Innersten arm, kalt und unbefriedigt Gebliebene lauscht demütig und stolz: „Ich will nichts als Stille, um dich allein zu hören, Stille und einen Platz an deinem Herzen!"

Sophie war weit davon entfernt, den Gemahl in seinen Rechten kränken zu wollen; aufgeschlossen lag vor ihr der Sinn von Goethes „Wahlverwandtschaften", nur verstand sie, gleich Bettina, nicht dies grausame Rätsel, konnte nicht begreifen, „warum sie sich alle unglücklich machen,

warum sie alle einem tückischen Dämon mit stachelichtem Zepter dienen; und Charlotte, die ihm täglich, ja stündlich Weihrauch streut, die mit mathematischer Konsequenz das Unglück für alle vorbereitet! Ist die Liebe nicht frei? — Sind jene beiden nicht verwandt? — Warum will sie es ihnen wehren, dies unschuldige Leben mit- und nebeneinander? Zwillinge sind sie; ineinander verschränkt reifen sie der Geburt ins Licht entgegen; und sie will diese Keime trennen, weil sie nicht glauben kann an eine Unschuld; das ungeheure Vorurteil der Sünde impft sie der Unschuld ein, o welche unselige Vorsicht! Weißt du was? Keiner ist vertraut mit der idealischen Liebe, jeder glaubt an die gemeine, und so pflegt, so gönnt man kein Glück, das aus jener höheren entspringt."

Max, der hier die Rolle der Charlotte hätte übernehmen können, tat es nicht. Er vertraute der keuschen Tugend der Gattin, dem ehrenhaften Sinn des Freundes:

„Laß mich dich fassen an der biedern Rechten,
Sie drücken an die froh bewegte Brust.
Du bist, ich fühl' es, von den Reinen, Echten,
Hast auf dem Fels der Ewigkeit gefußt,
Geliebt, umleuchtet von des Himmels Mächten.
O daß ein guter Geist in holder Lust
Mit Flammenschrift dir's in die Seele schriebe,
Wie fromm ich dich verehre, warm dich liebe."

Er sah „die heil'ge Liebe brennen in seinem klaren Auge nur" und war selbst Dichter genug, um aufs Wort das Wort zu glauben: „Gedichte sind keine Urkunden". Wie die geistige Höhe des Freundes ihn emporwachsen machte, so gönnte er auch seiner Frau gerne ihren Teil an diesem Aufflug.

Nun erst griff Sophiens Wesen in die Tiefe. Sie, der die Ehe fürs Leben herb erschienen war, wollte in

der Liebe hinter sich wie vor sich eine Ewigkeit sehen. „Wenn die Leidenschaft wie der Glaube zur fixen Idee werden, steigern sie sich bis zu übermenschlichen Verhältnissen, welche der Menge unbegreiflich sind. Eine der furchtbarsten Bedingungen des verliebten oder religiösen Fanatismus ist, daß er seine Belohnung hier auf Erden nicht erwarten darf. Ein Opfer fordert das andere, die Vergangenheit bedingt die Zukunft; je mehr man sich hingibt, um so mehr will man sich hingeben: mit wachsendem Eifer fesselt man sich an sein verhängnisvolles Werk. Man vergißt den Weg, welchen man zurückgelegt hat, weil sein Ende nahe scheint; je mehr man gelitten hat, desto mehr erwartet man das Ende der Leiden." Felsenfest steht ihr: „Es finden sich jenseits der Tränen,

Die hier umsonst ans volle Herz sich sehnen."

Sie hofft mit dem Freund es zu erreichen, „freudig kämpfend und entsagend".

Durch einige Zeit fand wohl auch er in ihren Blicken „gewisse Bürgschaft für sein unsterblich Leben", erkannte und erfühlte er den persönlichen, liebenden Gott aus dem vollen Zauber seines Lieblingsgeschöpfes. Doch auf die Dauer vermochte der süße Traum vom Jenseitswiedersehen nicht über das schmerzliche Verzichten im Diesseits hinwegzutäuschen, und es kam der Augenblick, da sie ihn einer andern hätte lassen sollen, die auch noch Irdisches zu bieten hatte.

Schon in dem Mädchentagebuch liest man: „Ich habe in meinem ganzen Leben eine unnennbare Scheu, eine Todesfurcht vor dem Scheiden gehabt, und nun kömmt es mir so nahe. Ich suche in allen Winkeln meines Herzens meinen Leichtsinn, meine Philosophie, umsonst! Ich prozessiere mit meiner Vernunft, die mich so schmählich im Stiche läßt, es hilft alles nichts." „Ach ich bin so! Etwas

vergehen zu sehen, wäre es noch so gering, zu fühlen, es ist damit zu Ende — es ist aus: bis zur Ohnmacht kann es mich erschüttern." Ja, sogar das Goethesche Wort ist ihr jetzt nicht zu stark: „In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnsinn, man muß sich hüten, ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen."

Der Zufall selbst wird ihr Bundesgenosse. Karoline Unger vermag Lenau nicht festzuhalten. Reuig kehrt er zu ihr zurück. Aber: „Niemand kann verlornen Harrens Schmerzen
Einem sehnsuchtsvollen Frauenherzen
Je vergelten, niemand ihr vergüten,
Was in solchen unermeßnen Stunden
Still der Wurm genagt von ihren Blüten,
Der auch nicht, um den sie es empfunden,
Wenn er dann auch stürzt zu ihren Füßen,
Wenn er unter Tränen, unter Küssen
Leiden und versäumtes Glück beklagt;
Schmerz hat wehgetan, der Wurm genagt."

Zwei Jahre müht sich Lenau ab, ihr Vertrauen wieder aufzubauen, das Gleichgewicht des eigenen Selbst wieder herzustellen; über das eine kommt er nicht hinaus: „Möcht' —
Einmal nur, bevor mir's nachtet,
An den Quell der Liebe sinken,
Einmal nur die Wonne trinken,
Der die Seele zugeschmachtet."

Doch im Bund mit ihr bleibt ihm, was er so sehnlich gewünscht: „Ein holdes Weib als Braut umschlungen,
Ein Söhnlein froh im Arm geschwungen"

auf ewig versagt. Schließlich muß er es ihr gestehen:

„Es war ein schöner Sturm, der mich getrieben,
Er hat vertobt, und Stille ist geblieben.
Scheintot ist alles Wünschen, alles Hoffen.
So schön und reich, so herrlich war dies Lieben,
Daß ich entschwundnes Glück verriet und kränkte,

Wenn seinen Namen ich der Neigung schenkte,
Die noch für dich im Herzen mir geblieben."

Sein Körper wie sein Geist, unfähig, gegen das rapide, wilde Zehrfieber der Libertinage weiterzukämpfen, unfähig, die krampfhafte Zusammenschnürung des Individuums auf sich selbst weiter zu ertragen, bricht zusammen unter einem Aufschrei gegen die Unnatur des Zölibats.

Wieviel Lenau Sophien zu verdanken gehabt, hat er oft und laut einbekannt: „Sie, teure Freundin, haben, was an meinem Talente das Beste ist, Sie haben mein Herz gebildet. Soll ein Baum kräftig und sicher zu Himmel gedeihen, so muß er fest und beharrlich im Boden wurzeln. Ich stehe und wachse in Ihrer Freundschaft. Jedes hochwallende grüne Blättlein an mir zeugt von einer heimisch und wohlgeborgenen Wurzel. Einst scheide ich von dieser Welt mit dem freudigen Bekenntnisse, daß Sie, teure Frau, es waren, die mir ein Vaterland gegeben, die mir den Wurm des Zweifels geknickt und den Sturm des Hasses gestillt, die, an Geist und Herz mächtig wie wenige ihres Geschlechts, in einem höhern Lebenskreise das für mich getan, was jene längst modernde andere teure Frau so gerne getan hätte." Alle die Werke, größere und kleinere, seit der ersten Gedichtsammlung haben Empfindungsgehalt und Ton von ihr empfangen: durch sie ist Lenau selbständig und selbstbewußt, tiefer und kühner geworden. Freilich zieht, wer immer nur aus seiner Brust pumpen will, zuletzt das Blut aus dem Herzen; aber wäre seine Leidenschaft befriedigt worden, so wäre wohl auch, wie Schopenhauer über Petrarka bemerkt, von dem an sein Gesang verstummt wie der des Vogels, so bald die Eier gelegt sind.

Und war nicht auch der Nerv ihres Daseins zerschnitten, verzehrte nicht auch sie sich in untröstbarem

Kummer, in feierlichem Ernst durch die Liebe abgestorben für alle Freuden des Lebens? Klingt es nicht wie ein heiseres Aufschluchzen in langanhaltendem Weinen: „Attendre et mourir — est-ce donc toujours le sort de ceux qui aiment passionnément?“ Was hatte sie erhalten? Im „Don Juan“ war es hartherzig vorgerechnet:

„Reich vergalt ich ihr in einer Stunde,
Was ich zerschlug
An blödem Glück, an matter Herzensfreude;
Sie ging nicht stumpf und unerquickt zugrunde,
Ich hatte sie entrückt dem schnöden Gleise,
Worin sonst Fraun verkommen sacht und leise:
Sie träumen Liebe, lachen, weinen, beten
Und haben, welkend mit den Werkeljahren,
Die hohe See der Wonne nie befahren,
Das Eiland ihrer Sehnsucht nie betreten.“

Was Sophie seit den letzten Oktobertagen 1844 gelitten hat, da sie zu ihrem Entsetzen von dem Ausbruch des Wahnsinns bei Lenau erfuhr — wer vermöchte das zu schildern, wer nur sich's auszudenken? Und wie mochte in der ohnehin tiefen Wunde erst der Stachel der schweren Anklagen bohren, die ihr Freund, freilich schon im unzurechnungsfähigen Zustand, wider sie erhoben hatte: sie sei durch das viele Lesen französischer Romane, die ihre Phantasie verdorben hätten, auf Abwege geraten, habe ihn ganz allein besitzen, niemand einen Anteil an seinem Herzen gönnen wollen. Wie unaussprechlich weh mochte es ihr tun, daß er ihre Briefe vernichtet, ihre Bilder in schmählicher Weise hatte wegwerfen lassen. Liebe und Haß nahmen ebensovieler gegenteiliger Äußerungen nicht acht, in denen er sie sein Lebensglück, die geistig höchststehende Frau in Deutschland, eine zweite, größere George Sand genannt hatte. Nur unbarmherzige Richter fanden die Selbstanklagen ihres bangen Herzens, und die leiden-

schaftlichen Akzente ihrer höchsten Angst und Not wurden zu Beweisen ihrer Schuld. Leidenschaft, Eitelkeit, Egoismus, getrübter Sinn für Wahrheit und für die strengeren Anforderungen des Sittengesetzes, so lauteten die Vorwürfe, die man seither immer und immer wieder nachgesprochen hat. Sie selbst hatte ihnen nichts entgegenzusetzen: „Aux cœurs blessés l'ombre et le silence".

Am liebsten wäre sie gleich gestorben. Doch auch an ihr erfüllte sich's: „Ne meurt pas qui veut!" „Nach ausgeweinten, ausgeleerten, ausgenüchterten Stunden ergriff sie eine wilde Gleichgültigkeit." Die Berichte über des Freundes Zustand aus Schwaben lauteten anfangs im Gegensatz zur Voraussage der Wiener Ärzte günstig — „dann entschließ' ich mich wieder zu hoffen. Ach nein! Nicht zu hoffen — aber zu warten. Wer hat nicht gewartet? Wem hat diese Folter nicht das Blut mit Fieberangst, bis zum Wahnsinn, bis zur Ohnmacht, durch die Adern gejagt?" Noch immer suchte sie ihn geistig anzuregen, oder sie sorgte wenigstens für sein ökonomisches und leibliches Wohl, schickte Speise und Trank, Hut und Kleider. Da man den bereits Stumpfsinnigen nach Wien überführt hat, erscheint sie alle vierzehn Tage an seiner Zelle und sieht durch die Spalte der nicht ganz geschlossenen Türe nach dem Freunde, der sie nicht mehr erkennt und schließlich ihr Eintreten apathisch hinnimmt. Der 22. August 1850 brachte erst dieser Qualen Ende.

Lenaus Name ward zwar fürder, um alte Wunden geschlossen zu halten, in der Familie nicht mehr genannt, doch sein Andenken blieb Sophien geheiligt. Mit rührender Sorgfalt wurde jede kostbare Reliquie von ihm aufbewahrt: da finden sich grell bemalte, mit ungelenker Kinderhand geschriebene Glückwünsche, steifehrwürdige Schulzeugnisse, eine Locke seiner Mutter, in einem gestrickten Beutelchen

ein Zigarrenstummel, Bilder von ihm, ein unter seiner Anleitung verfertigtes und von ihm durchkorrigiertes lateinisches Exerzitium Sophiens, Gedichte, die er für sie abgeschrieben, für sie gedichtet hat, und endlich, ihr größter Schatz, seine Briefe. Sie ermöglichte Anastasius Grün die Herausgabe von Lenaus dichterischem Nachlaß, spendete Schurz für die Biographie Lenaus Reisebriefe, gewährte Cotta vielfältige Unterstützung für seine Ausgaben, gab Frankl und Franzos ungedruckte Gedichte aus ihrem Handschriftenbesitz, überließ Frankl noch bei Lebzeiten ein Bruchstück des für sie geschriebenen Reisejournals. Seine Liebesbriefe wurden ihr Brevier. Dreimal hat sie die Zettel zusammen- und abgeschrieben, wer weiß wie oft die ganze Symphonie von Lust und Leid durchgespielt, endlich einen für den Druck bestimmten Text hergestellt und die Veröffentlichung nach ihrem Tode angeordnet. Lange Jahre sammelte sie, was die Zeitschriften über ihn brachten. Auch auf seine Angehörigen erstreckte sich Zuneigung und Sorge: als Schurz starb, verschaffte sie seiner Witwe, Lenaus geliebter Schwester Therese, eine kleine Pension aus der deutschen Schillerstiftung. Noch in ihren letzten Tagen stellte sie Lenaus Bild auf den Sessel, darauf er so oft gesessen hatte, und hielt mit dem Freunde vertraute Zwiesprache.

Über alle herben Leiden half Goethes Lebenskunst hinweg: sie suchte ein neues Lebensinteresse und fand es in treuer Hingabe an die unverfälschte Natur, die auch dem Freunde so heilig gewesen war und deren zartesten Schößlingen sie mütterliche Sorge weihte: Blumen und Kindern. Die Entwicklung der Jugend zu fördern, ohne Künstelei und Empfindelei, keine Schwäche und Mittelmäßigkeit, sondern starke und klare Charaktere großzuziehen, war ihr Streben, das sie erst an den eigenen Kindern, später an ihren Enkeln betätigte. Es fiel ihr

nicht ein, durch übermäßige Zärtlichkeit die Kinder zu gewinnen, sondern sie gab sich ihnen gegenüber, wie sie war, und gewann dadurch: sie waren ihr anhänglich, weil sie mit ihnen spielte, und indem sie spielte, verstand sie es, sie zu leiten. Alle liebten die „Großmama". Noch lange nach ihrem Tode haben die Pfleglinge der Traunkirchener Kinderbewahranstalt, die Schützlinge ihrer letzten Zeit, ihr Gedächtnis gesegnet. Sie hielt es mit ihnen wie der Baron Spaun, dem sie samt seinem Traunkirchen, das seit so manchem Jahr auch schon das ihre geworden war, ein schönes Denkmal setzte („Wiener Abendpost", 26. Mai 1866):

„Traunkirchen! Lieblicher Ort! Man kann von dir sagen, was ein alter Dichter von seiner Geliebten sagte: ‚Tausende werden an dir vorübergehen, ohne dich zu beachten, wer dir aber einmal in die Augen gesehen hat, wird dich nie mehr vergessen.'

Grün und friedlich liegst du da mit deinen zierlichen Miethäusern, mit deinen reinlichen Hütten, umschattet von deinen schönen Bergen, umlächelt von deinem schönen See.

Wer den Frieden sucht, der soll nach Traunkirchen ziehen, die ganze Gegend trägt den Ausdruck des Friedens und breitet ihn wie einen weichen Fittich auch über die Menschen, die hier wohnen; harmlos wie ihr schöner Winkel, wie sie selbst, ist ihre Beschäftigung, sie sind fast alle Spielzeugschnitzer. Vom Urahn bis zum Urenkel herab werden in diesem Haus Trompeten, in jenem Trommeln, da Bettchen, dort Schränke gemacht, der Bursche, der die Krebse zum Verkauf bringt, ist ein ‚Rösselmacher', der die Erdbeeren anbietet, macht die ‚Wagerln' dazu, Männer und Knaben schnitzen, Weiber und Mädchen malen, nur wenige treiben die für den Ort nötigen Gewerbe oder sind Fischer oder Holzknechte.

Alle sind sie stille sanfte Menschen, nie sieht man hier ein Tier mißhandeln, nie hört man ein Kind weinen, ohne zugleich die Stimme zu hören, die es tröstet. Die armen Hütten sind reinlich und jede hat ihr Vorgärtchen, in dem selten die Rose fehlt.

Die Männer, die im Gebirge jenseits des Sees als Holzknechte arbeiten, kehren Freitag abends nie ohne einen Strauß von Alpenblumen heim, und von den kleinen Fenstern nickt der Speick und die Alpenrose.

Alle Menschen hier sind fromm, und das gibt ihnen die Geduld, eine Armut ohne Hoffnung noch zu schmücken, nicht bloß zu tragen.

Der Handel mit ihren geschmacklosen, unglaublich billigen Spielwaren hat nahezu aufgehört, die bittere Not herrscht in dem schönen Örtchen, und doch pflanzen diese armen Menschen immer noch Blumen in ihre Gärtchen und stecken Sträuße auf ihre Hüte und singen ihre lustigen Vierzeiligen und halten ihre Hütten und ihre elenden Kleider ganz rein, und nicht ein Bettler belästigt den Wanderer.

Freilich, wenn sie merken, daß jemand gerne gibt, kommen sie und bitten ihn um ein altes Kleidungsstück, um ein Stückchen Brot, aber so bescheiden, daß man ihnen, wenn man könnte, lieber viel gäbe.

Und den, der ihnen immer gab, einen milden Blick, ein gutes Wort, ein Kleid, ein Brot, seine Zeit, seine Kräfte, den haben sie diesen Winter begraben in seinem lieben Traunkirchen, den guten lieben alten Herrn Baron, oder Herrn Brroon, wie sie ihn nannten.

Er war kein reicher Mann, kein vornehmer, mächtiger, großer Mann, der Herr Brroon, er war ein alter pensionierter Beamter.

Er hatte seinem Vaterlande fünfzig Jahre gedient

mit seinem besten Willen und Wissen, ohne stumpf zu werden, er hatte seinen jungen, schönen, tapferen Sohn, der durch die Brust geschossen sechsunddreißig Stunden hinter einem Zaune liegen blieb, ins Spital gebracht am Starrkrampf starb und eine Viertelstunde darauf schon begraben wurde, so schrecklich bei Novara verloren, ohne bitter zu werden, denn die Liebe, die verfolgte, verleugnete Königin der Welt, hatte ihm ihre Krone aufgesetzt und ihn zu ihrem Statthalter erwählt auf Erden, sie hatte ihn bewogen, als er nach Traunkirchen kam, von seinem Tagewerke und seinem Leid zu rasten, sich dieses armen Völkchens zu erbarmen und ihm seinen einzigen Schatz, seinen See, zugänglich zu machen. Er lehrte die Traunkirchner schwimmen. Als die Leute sahen, wie wohltätig das Wasser für ihre kränklichen Kinder war und wie sie unter ihrem unendlich geduldigen Lehrer nicht nur geschickter, auch gesitteter und gesunder wurden, brachten sie ihm von weit und breit, ja sogar von Linz her Schüler und Schülerinnen.

Morgens und abends, bei Regen und Sonnenschein sah man die muntere Schar von Barfüßern umspringen in dem schönen Garten auf dem Hügel, wo das Haus des Barons liegt, und nach wenigen Minuten wieder abziehen, den Stangenträger voraus, dann die mit den Schwimmgurten und dem Vorhang, zuletzt den Baron, an jeder Hand ein paar Kinder; so ging's dem See zu. Da gab es ein lustiges Getümmel an der schmalen Uferstelle!

Während die Kleinen am Strick baumelten, schwammen die großen schönen Mädchen weit hinaus in langen kraftvollen ruhigen Stößen und wendeten nur manchmal das blühende Gesicht lächelnd nach dem Ufer und dem sorgsam nachschauenden alten Herrn.

Und wenn die Burschen an die Reihe kamen, gab

es endlose tolle Sprünge und Kunststückchen, und man konnte das Geplätscher weithin sehen und sich an dem lustigen Lachen und Schreien ergötzen und an der Mitfreude des Herrn Baron.

Spät abends kam er heim, der beste Mann, oft von Gewitterschauern durchnäßt, in seinem fadenscheinigen Rock und seinem alten grauen Hute, und man mußte noch froh sein, daß er überhaupt mit einem Rock und Hut heimkam, denn er schenkte die Kleider vom Leibe wie die Sechser aus der Tasche.

Wenn Markt war im Dorfe, ging er von Bude zu Bude, und wo er ein kleines Gesicht sehnsüchtig nach etwas blicken sah, folgte er dem Blicke und erfüllte die Sehnsucht.

So war der Herr Brroon! Jetzt haben sie ihn begraben, und nur ein schlichter Stein an der alten Jesuitenkirche sagt dem Fremden, daß er hier gelebt habe.

Wer ihn aber gekannt hat, dem wird er fortan wandeln in Traunkirchen von Himmelslicht durchglüht wie sein geliebter See.

So viel von dem Totlebendigen; vielleicht, daß sein getreues Bild in diesen Tagen der Auferstehung irgendeinen Lebendigtoten auferweckt, irgendein gutes Herz, das sich nur nicht klopfen hörte vor dem Schalle der Geigen oder dem Rollen des Glücksrades, auferweckt zur werktätigen Nächstenliebe. Dann möge es nach Traunkirchen ziehen, sich zur Freude, dir zum Segen, Traunkirchen, lieblicher Ort!"

Wenige Wochen später war die freundliche Idylle und das Herz Sophiens aufs neue zerrissen: ihr ältester Sohn Ernst lag totgeschossen auf dem Schlacht- und Leichenfelde von Chlum, und eine Mutter der Schmerzen suchte, wo er die letzte Stätte gefunden.

„O Krista pana! stöhnte mein böhmischer Kutscher, als er die weißhaarige Frau in Trauerkleidern auf dem Grabhügel sitzen sah; o Krista pana! und seine lange braune Nase neigte sich so traurig auf den seufzenden, fast lippenlosen Mund, daß ich glaube, er hätte geweint, wenn seine Augen nicht zu klein gewesen wären, um Tränen zu fassen.

Er trat zu dem Kreuz, das mit grünen duftenden Tannenbändern reich umwunden und mit frischen Blumenkränzen gekrönt war, zupfte da und dort ein Blatt zurecht und benützte seine lange Statur, um den höchsten Kranz gerade zu schieben und festzubinden, da, wohin die alte Frau nicht gereicht haben mochte.

Sie, die ihn zu kennen schien, ließ ihn gewähren, wie ihre Tränen, die über ihre Wangen und über ihr schwarzes Kleid herabrollten auf die feuchte Erde, ohne daß sie darauf achtete, als auf etwas Gewohntes, und blickte stumm durch den nassen Schleier in den Wald, aus dem die Kugel geflogen, die ihren Sohn zu Tode getroffen hatte.

Der Wald, aus dem so viel Unheil gekommen, dem so viel Unheil widerfahren, war fröhlich wieder auferstanden, ihr Sohn lag noch immer da, wie er am 3. Juli gefallen war, den Helm ins Gesicht gedrückt, den Sporn am linken Fuß, auf den er gestürzt sein mußte, gebrochen, an der Brust die blutende Wunde, und so sah sie ihn liegen durch ihre Tränen und den grünen Rasen und die schwarze Grabeserde hindurch. O Krista pana! Ihr Freund, der Kutscher, der sie auf seine Weise zerstreuen wollte, forderte sie radebrechend auf, mit uns zu fahren zu dem neuen Denkmal, und sie erhob sich und folgte ihm, ohne zu sprechen, was er ohnehin kaum verstanden hätte. Das freundliche Hügelland, durch das wir hinfuhren, war blaßgrün, der Himmel blaßblau, die Lerchen

stiegen und sangen; auf den fernen Bergen lag noch der Schnee glitzernd, ein Frühlingswehen ging über die Erde, aber nicht über unsere Herzen, denn der Frühling hat nicht Halme genug, die Gräber dort zu verhüllen; nicht Blüten genug, die schwarzen Kreuze zu verdecken; nicht Regen genug, wegzuwaschen die Feldflaschen, Tuchfetzen, Patrontaschen, Tornisterdecken, Kappenschirme, Tschakos, die dort Felder, Wälder und Wege säumen; nicht Stürme genug, hinwegzufegen die Seufzer aus tausend und abertausend Kehlen.

Die Kinder rollen auf dem Küchenherd, unter der Ofenbank, um den Brotbottich die gefundene Kanonenkugel, stöbern aus den Kieseln, mit denen sie spielen, die Kartätschensplitter. Und weit und breit Gräber und Gräber und Gräber!

Der Arme scheut sie nicht, die Gräber, wie seine glücklicheren Brüder, die Reichen, und so sah ich dicht vor den Fenstern eines Häuschens, in einem kleinen Vorgarten, ein langes, breites Grab, in dem mancher fremde Tote ruht, gehütet von barmherziger Armut.

Der Mann im zerlumpten Kittel, mit den scharfen, von dem Kampfe ums Brot gefurchten Zügen, der dir an den abgearbeiteten Fingern aufzählt, wie viele Ochsen, Kühe, Schweine, Gänse und Hühner ihm ‚der Preußi' weggeschlachtet, der dir die schwarze Stätte zeigt, wo dieser ihm den umgehauenen Zaun, die Gartenbank, die gefällten Zwetschkenbäume als Lagerfeuer verbrannte — der arme Mann hat doch den gebrochenen Leib des toten Feindes in seinen verwüsteten Garten gebettet, und die Hand, die seinen Kindern den Bissen vom Munde gerissen, mit grünem Rasen mild bedeckt.

Mitten im Dorfe, an der Viehtränke, im Straßengraben, im Erdäpfelacker, am Ende der Scheune, in der

sumpfigen Wiese, auf dem kleinen Hügel, am Saume des Waldes sind Kreuze, Kreuze, Kreuze! Und wenn ein Kind in der Erde gräbt, sagt der Vater: ‚Da nit, da Mensch!‘

Viele Gräber haben schwarze, viele rohe Bretterkreuze oder auch ein Kreuz von Rasen; auf den Kreuzen hängt hier und da ein Kranz, ein Band, ein kleines Pflänzchen auch nur, mit den Wurzeln ausgerissen und leicht hingestreut von einem vorüberwandernden Mädchen.

Auf der Höhe von Chlum ist ein großer Gräberplatz, da liegt ein Hanns v. Maltzahn, ein Fünfundzwanzigjähriger, ein Gardeoffizier v. Gaertlein, mancher Name und mancher Namenlose.

An der Straße steht das Denkmal: ‚Dem frommen Andenken der tapferen österreichischen Soldaten gewidmet, die für Kaiser und Vaterland gestorben!‘ und der große vergoldete Christus daran glänzt weit hinaus ins Land die Kunde, daß er umsonst gelehrt für dies Geschlecht, ‚denn sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht‘.

Als wir von Chlum hinunterfuhren, sauste ein Steirerwagen mit zwei raschen Juckern vor uns her; darauf saß ein junger Bursche mit umgehängter Reisetasche und vorne zwei blonde Männer.

Der böhmische Freund stieß die Frau an, die neben ihm saß und sagte: ‚Da Preußi!‘ und erklärte ihr, daß die Herren preußische Offiziere seien, die den Krieg mitgemacht und seit vierzehn Tagen im Lande herumfahren, um, wie sie sagten, Gräber der Ihrigen aufzusuchen und mit Kreuzen zu versehen, die sie beim Tischler in Nechanitz machen ließen. Als ihn die Frau verstanden hatte, fuhr ein Blitz wilden Hasses über ihr bleiches Gesicht; sie beugte sich weit vor, um die Männer ins Auge zu fassen, die eben mit ihrem Gefährte an dem Wirtshause ‚Zur

Schlacht von Chlum' stehen blieben, und mechanisch hielt auch mein Kutscher an.

Der Preuße, der die Pferde gelenkt hatte, sprang ab und trat in das Gasthaus, der andere faßte die Zügel und kokettierte lachend mit der stämmigen Magd, die in der Haustür gaffte.

Die Frau fuhr mit einer leidenschaftlichen Bewegung der Hand an ihre Seite, als ob da eine Waffe sein müßte, und ich hörte ihr erstes Wort: ‚Deinen Revolver!'

Und der lächelnde blonde Preuße auf seinem Wagen drehte sich plötzlich erschrocken um, als hätte er den Blick gefühlt, den die Frau wie einen Dolch nach ihm schleuderte.

Aber Blicke töten nicht; der Revolver des gefallenen Reiters war wohl weit weg. Der mitfühlende Kutscher trieb die Pferde an, fort ging's, und die lachenden Preußen werden ungetroffen wohl noch manches Kreuz aufrichten in dem armen schönen Böhmen und den armen Herzen beraubter Frauen.

O Krista pana!"

Solche Schläge überdauernd, konnte Sophie mit Marie Antoinette sagen: „Depuis mes malheurs je ne sens plus mon corps, je ne sens que ma destinée." Sie sollte Eltern und Geschwister, die meisten ihrer Neffen und Nichten überleben. 1862 ward dreißigjährig ihre Tochter Zoe dahingerafft; sechs Jahre nach dem Sohn starb Max, zu seinem Schmerz als Dichter verkannt, doch hochgeehrt als Beamter: für seine Verdienste um das Post- und Telegraphenwesen, dem er als Generaldirektor vorstand, und als Stellvertreter des Ministers für Handel und Volkswirtschaft war er bei seinem Übertritt in den Ruhestand zum Freiherrn erhoben worden. Auch sein Stein lehnt sich an die alte Jesuitenkirche von Traunkirchen und sagt dem Fremden: „Ach, sie haben einen

guten Mann begraben." So lebte Sophie wie in einem Friedhof, auf welchem die Schatten so vieler, die ihr teuer waren, aus dem Grabe stiegen und sie verwirrten. Den letzten Stoß gab ihr der Tod von Zoes Tochter Dora (1885), ihrem Liebling, dem sie als ihren eigensten Besitz Lenaus Briefe zugedacht hatte.

Ein schlechtgeheilter Beinbruch fesselte sie seit 1858 an den Gebrauch eines Stockes. Jetzt traf sie ein neuer Unfall: während einer Eisenbahnfahrt stürzte ein größeres Gepäckstück aus dem Netz ihr auf den Kopf, wodurch sie das Gedächtnis verlor. Nichts blieb ihr, als was die Verse besagen, die sie kurz vorher aufgeschrieben hatte:

„Im Frühling schlägt die Nachtigall,
Im Winter pfeifen die Spatzen;
Das Wort der Jugend hat Liederschall,
Das Wort der Alten heißt ‚Schwatzen'.
Drum soll ihr Mund verschlossen sein,
Ob Leid, ob Freud sie erfahren,
Ihr Herz, als eine Urne, allein
Die Asche Geliebter bewahren."

Am 9. Mai 1889 kam auch ihr der Erlöser Tod. Ihr letzter Wunsch, neben ihrem Sohn Ernst bestattet zu werden, war nicht mehr zu erfüllen; so bettete man sie neben der Enkelin auf dem Meidlinger Friedhof. Von ihrem zweiten, erst jüngst verstorbenen Sohn Arthur stammt die Grabinschrift:

„Du warst an Liebe reich und Geistesgaben,
Viel Herzeleid ist hier mit dir begraben."

* * *

Sophiens handschriftlicher Nachlaß bot als umfangreichstes und bedeutendstes Werk die vorliegende Erzählung, deren Herausgabe Herr Baron Arthur Löwenthal gestattet hat sowohl zur Ergänzung des Briefbandes „Lenau und die Familie Löwenthal (im selben Verlag, 1906) als auch zur Ergänzung des Charakterbildes seiner Mutter.

Über die Abfassungszeit hat sich keine Aufschreibung vorgefunden, doch dürfte sie mit Ende der 70er oder Anfang der 80er Jahre anzusetzen sein. Manche Unebenheit des Ausdrucks, eine gewisse Eile gegen den Schluß hin läßt vermuten, daß die Verfasserin die letzte Feile nicht mehr hat anlegen können.

Ist es durch diese Ausgabe gelungen, von Sophiens Lebenserfahrung und Herzensbildung, ihrer Beobachtungs- und Erfindungsgabe, ihrer Fähigkeit zu erzählen und zu charakterisieren nicht nur bei den Freunden Lenaus, sondern auch in weiterem Kreise einen lebhaften Eindruck zu erwecken, so hat sie ihren Zweck vollständig erfüllt.

Wien, Ostersonntag 1906.

Dr. Eduard Castle.

Mesalliiert.

Auf der Waaginsel, der einzigen Oase in der Wüste Pistyans, im Schatten der schönen alten Eichen, die sie bedecken, saßen, dem Gesange der Sprosser, welche dort in großer Menge nisten, horchend, drei Frauen.

Die älteste von ihnen, eine elegante, stattliche, noch schöne Dame, trug in ihren regelmäßigen Zügen den Ausdruck von Stolz und Schüchternheit zugleich. Eine aristokratische Überhebung und doch eine gewisse Unsicherheit machte selbst den Menschenkenner, wenn er sich ihr nahte, zweifelhaft, mit wem er es zu tun habe.

In ihrem Lächeln war noch der Liebreiz, den Unschuld und Jugend, selbst dem Lächeln eines unschönen Mundes verleihen, und ihr Mund war schön. Aber dann schloß sie zuweilen diesen schönen Mund mit einem Ausdruck von Härte und Geringschätzung, daß der Blick, der eben noch wohlgefällig und vertrauensvoll auf ihr geruht hatte, zurückschreckte, und dem Beschauer sagte, er habe sich in ihr geirrt.

Die zweite Frau hatte ein resolut gutes und verständiges Gesicht, schien, ihrem Benehmen nach, der

gebildeten Mittelklasse anzugehören, war nicht jung, noch alt und nicht konservierter als Frauen zu sein pflegen, welche ihr Leben lang mehr für andre als für sich selbst gesorgt haben. Aber sie war angenehm anzuschauen.

Die dritte endlich war ein blühendes, siebzehnjähriges Mädchen mit schwarzen Augen und Haaren, mit der durchsichtigen, seidnen, ins Gelbliche schimmernden Haut, mit den feinen geschmeidigen Gliedern, der mittelgroßen, schlanken Gestalt und der südlichen Lebendigkeit in ihrem Wesen, wie sie dem Zigeunermädchen eigen ist. Sie horchte, mit dem Ausdruck des Entzückens auf ihren beweglichen Zügen, dem Gesange der Nachtigallen und wiegte sich dabei, selbst wie ein Vogel, auf einem den Boden streifenden Aste.

Die Waaginsel hatte und hat vielleicht noch das Eigentümliche, daß sie nur mit Pistyan durch eine Brücke verbunden ist und daß man an das jenseitige Ufer der Waag, an welchem arme slovakische Dörfer liegen, deren Bewohner mit schlechten Glaswaren in ganz Österreich hausieren gehen, nur mittelst eines Kahnes gelangen kann. Es erregte daher die Aufmerksamkeit der drei Frauen, als sie den Hufschlag eines Pferdes hörten. Sie schauten nach der Richtung, aus der der Schall kam, und indes das Mädchen, etwas kurzsichtig, sich keine Mühe gab, den Reiter zu erkennen, und sich gleichmäßig auf ihrem Aste fortwiegte, blickten sich die beiden älteren Damen bedeutsam an, denn sie erkannten ihn wohl. Es war der Graf Paraszi, ein junger hübscher

Ungar mit einem runden unbedeutenden gesunden Angesicht, die graue ungarische Mütze auf dem Kopfe, und ein Vollblutpferd mit Perfektion reitend.

Ein Fehltritt, der ihm den Knöchel am linken Fuß verrenkt hatte und dessen Folgen ihn zwangen, mit einem Stocke herumzuhinken, hatte ihn nach Pistyan geführt, und die Frauen hatten ihn zum erstenmal gesehen, als sie einer Theatervorstellung beiwohnten, die eine arme Wandertruppe im Freien gab.

Er war damals eben im Begriff gewesen, den improvisierten Schauplatz noch vor Beginn der Vorstellung zu verlassen, als sich die Damen der Verschalung näherten, welche die Bühne umschloß, und da er das Mädchen erblickte, blieb er wie angewurzelt stehen, blickte ihnen nach und erschien bald, nachdem sie ihre Plätze eingenommen, in ihrer Nähe wieder.

Die Frauen hatten den ganzen Vorgang bemerkt; nicht so das Mädchen, welches nicht viel um sich blickte, weil sie sich kindisch gespannt mit dem elenden Schauspiel unterhielt.

Als sie nach Hause gingen, folgte ihnen der Graf, und von diesem Abend an trafen sie ihn überall: bei der Zigeunermusik im Park, bei ihren Abendgängen nach dem nächsten Maierhof, bei den kleinen Partien, die sie nach dem Wildgarten machten, und jetzt kam er auch noch auf die Waaginsel, die doch sonst nur morgens, des Bades wegen, von den Kurgästen besucht wurde!

Der Graf stieg ab, und sein schönes Tier am

Zügel nach sich führend, näherte er sich der Gruppe unter den Bäumen. Er hing den Zügel an eine der Eichen, und auf die älteste Dame zuschreitend, zog er die Mütze ab und sagte, sich verbeugend: „Erlauben Sie, Fürstin, daß ich mich Ihnen abermals vorstelle. Auf dem Hofballe in Pest habe ich die Ehre gehabt, Ihnen genannt zu werden, ich wage es hier, mich selbst zu nennen: Graf Gesa Paraszi.“

So unangenehm der Fürstin das Zusammentreffen war, elle savait son monde und fingierte rasch gefaßt eine Erkennungsszene; der Graf ging darauf ein, denn er hatte jetzt seinen Zweck erreicht, er konnte der beständige Begleiter der Damen werden.

Das Mädchen auf dem Zweige in einiger Entfernung war harmlos sitzen geblieben und stand erst auf, als die Fürstin sie herbeiwinkte, ihr und ihrer Mutter den Grafen vorzustellen, auf seine Bitte.

„Frau von Aroldi,“ sagte dann die Fürstin Rödern, „ihre Tochter Ria,“ und nach den gegenseitigen üblichen Verbeugungen schlug sie ein Thema an, das allgemein Anklang fand: den Jammer über die schlechte Unterkunft, die elende Kost, die unglaubliche Ursprünglichkeit der Bäder Pistyans.

Jedes fragte jedes um das Leiden, wodurch es an diesen unkultivierten Ort getrieben worden sei, und so kam das Gespräch so ziemlich in Fluß, nur Ria, die kein Leiden hatte, die durch ihre Jugendkraft und einfache Erziehung nicht litt unter der schlechten Kost und im schlechtesten Bett schlafen konnte, Ria schwieg und hörte den Sprosser schlagen.

Es wurde kühl und kurgemäß mußte man unter Dach sein, ehe der Abendtau fiel.

Der Graf mußte sein Pferd nach Hause reiten, zu seinem Schmerze, und als er sich verabschiedete, ließ ihn die Fürstin ziehen, ohne die Aufforderung, sie zu besuchen.

Sie wollte einmal in ihrem Leben rasten von den Pflichten, die ihr das Verhältnis zu ihrer Kaste auferlegte, und wäre tausendmal lieber ihrem Schuster im Bade begegnet als einem Bekannten vom Hofballe.

Frau von Aroldi war die Cousine der Fürstin Rödern und ihre Jugendfreundin; sie hatten sich verabredet, wieder einmal, wie in alten Zeiten, einsam und bequem miteinander zu leben und die beiden angeratene Badkur zu diesem Zwecke zu benützen.

Und nun dieser Graf! es war zu ärgerlich!

Als sie daher zu Hause bei ihrem Tee und ihren Kartoffeln in der Schale saßen, überdachte jede für sich verdrießlich die Folgen dieser Begegnung und die Fürstin, welche es drängte, darüber zu sprechen, und die es doch nicht vor ihrer Nichte tun wollte, forderte Ria auf, ihnen Klavier vorzuspielen.

Gehorsam setzte sich Ria an das schlechte Instrument und spielte Mendelssohns Lieder ohne Worte mit feinem Verständnis, während die Fürstin bei diesem melodischen Akkompagnement ihrem Herzen Luft machte.

„Was will der Mensch von uns?" sagte sie heftig. „Ria gefällt ihm; was will er mit ihr? Lieben? In ihr wecken, was zu ihrem Heile noch schläft, und sie

dann mit dem Erwachten sich selbst überlassen? Heiraten? Er paßt gar nicht für sie!"

„Comme vous y allez?" lachte Frau von Aroldi. „Wenn er dich reden hörte, er liefe auf und davon. Ein armes Mädchen, ein bürgerliches Mädchen — kennst du die Welt so wenig? und vollends deine Leute?"

„Frägst du mich so etwas, Agathe? Du, die mein Leben mit angesehen hat? Du, die du weißt, daß meine Leute nicht meine Leute sind, und weißt, was ich von ihnen gelitten habe? Eben, weil ich diese Leute kenne, will ich Ria vor ihnen schützen. Sie soll nicht ihr Herz, ihren Geist, ihre Schönheit in die Wagschale werfen müssen, vergebens, um ihren Titel aufzuwiegen; sie soll nicht ihr Leben damit hinbringen, alle ihre Eigenschaften aufzubieten, um die Gunst einer der tonangebenden Damen zu gewinnen, damit sie nicht wie eine Pestverdächtige gemieden werde."

Die Fürstin wurde blaß vor Zorn und die Tränen traten ihr in die Augen bei der Erinnerung, wie oft sie einsam auf einer Banquette im Ballsaal gesessen war, wie oft sie vergebens auf den Partner zu einer Quadrille gewartet hatte.

Frau von Aroldi war ernst geworden und sagte: „Ich wünsche selbst kein Schicksal wie das deinige für meine Ria, aber ich glaube, es ist noch zu früh, es zu befürchten. Weil der Graf heute auf der Waginsel war, braucht er doch nicht morgen wieder hinzukommen. Laß uns erst morgen sehen."

Aber morgen kam und mit ihm der Graf.

Als Ria mit ihrer Mutter bescheiden zu Fuß ins Bad ging, hielt dicht bei ihnen ein Badekarren, wie man sie dort hat, von einer Person gezogen und einer zweiten geschoben; der Graf stieg aus demselben und machte, seines kranken Fußes ungeachtet, den Weg nach der Insel mit den Damen.

Die Fürstin, welche vorausgefahren war, stand ihrer Cousine harrend vor dem Badhause, und als sie die drei Wanderer kommen sah, stieg die Zeit ihrer Jugend plötzlich vor ihr auf, die Zeit, da der Fürst, ihr Gemahl, so eifrig, leidenschaftlich und demütig um sie geworben hatte; und dann die Erinnerung an alles, was nachgefolgt war, als sie ihn erhört hatte, an alle Verfolgung, Kränkung und tötliche Beleidigung von Seite seiner Standesgenossen, bis sie endlich jetzt, als alternde Frau, sich ihren noch zuweilen angefochtenen Platz bei Hofe und in jener ausschließenden Gesellschaft errungen hatte, und sie wurde von dem Anblick des schönen jungen Mädchens, das denselben Weg wie sie jetzt zu betreten schien, so ergriffen, daß sie die langsam Herankommenden nicht erwarten mochte und eilig ins Haus ging.

Auch Frau von Aroldi erinnerte sich an ihr Gespräch von gestern und beschloß, dem Grafen nicht die leiseste Aufmunterung zuteil werden zu lassen, nur Ria blieb völlig ruhig und unbefangen und sah der Bewerbung des Grafen, die ihr Herz nicht traf, zu, wie dem Schauspiel von neulich in der Bretterbude.

Paraszi aber wurde nur um so eifriger, je weniger man ihm entgegenkam. Er war von seinen Leuten gut bedient; Jäger, Reitknecht und Kutscher bewachten abwechselnd die Bewegungen der Damen, so daß der Graf des Morgens immer zugleich mit ihnen auf der Waagbrücke eintraf und seinen kranken Fuß benützte, um sie zu langsamem Gehen und so zur Verlängerung des Badeweges zu nötigen. Nachmittags führten ihn seine raschen Pferde leicht dahin, wo die Damen spazierten, und er konnte das zierliche Mädchen bewundern, wie es seitab von den langsam dahinwandelnden Frauen vergebens Blumen suchte, die es in Ungarn nicht gibt, hin und wieder über kleine Graben sprang oder nach einem selbstgesteckten Ziele lief.

Oft auch konnte er einige Worte allein mit ihr sprechen, denn sie blieb bei ihm stehen und regelte mitleidig ihren beflügelten Schritt nach dem des lahmen Mannes. Nie aber verriet eine ihrer Reden oder Bewegungen die geringste Befangenheit.

Wenn er ihren feinen kleinen Fuß lobte, streckte sie diesen vor und betrachtete ihn selbst neugierig, denn sie habe, sagte sie, noch nicht daran gedacht, seine nähere Bekanntschaft zu machen; zum Laufen und Springen sei er immer gut genug gewesen.

Sie lachte vergnügt, wenn er ihre braunen Augen pries, und ließ sie mutwillig nach rechts und links blitzen, und einmal, als er des Lobes gar kein Ende fand, sagte sie, kindisch die Hände zusammenschlagend: „Jetzt werde ich bald glauben, daß ich eine schöne Person bin!“

Die Frauen schauten und hörten auch mitunter zu. Der Graf schien verliebt und unbefriedigt, das Mädchen blieb kindisch und lustig.

Manchmal schien sie gelangweilt, denn ihr Geist verlangte nach kräftigerer Kost, als Schmeicheleien sind, und ihr Herz hatte noch nicht gesprochen.

Die Abende, welche die Damen, den Anschein selbst der Unart nicht scheuend, sich durchaus frei und einsam erhielten, benützte die Fürstin, Geschichtchen aus ihren Kreisen zu erzählen, welche dem Mädchen einen heilsamen Schrecken einflößen sollten vor einer ungleichartigen Verbindung; aber sie verfehlte ihren Zweck. Das Mädchen unterhielt sich damit, aber sie bezog sie nicht auf sich, sie dachte nicht ans Heiraten.

Der Graf dagegen wurde immer ungeduldiger und leidenschaftlicher. Er wußte nicht mehr, denn sein heißes Blut fälschte sein Urteil, ob er es mit einem Kinde oder einer Kokette zu tun habe, und er wollte Klarheit.

Wieder saßen die Frauen auf der Waaginsel im Schatten der Eichen, beim Schlagen der Sprosser, aber Ria hatte sich einen ruhigeren Platz als ihren Schaukelast ausgesucht und saß in einiger Entfernung auf einem Baumstamm, weil sie eine Arbeit für die Fürstin vollenden wollte.

Wieder ertönte, wie damals, der Hufschlag des Pferdes auf dem Pfad ohne Ausgang; wieder stieg der Graf ab, hing den Zügel seines Tieres an die Eiche, und nachdem er mit der Fürstin und Frau von Aroldi ein paar Phrasen gewechselt hatte, ging er

zu Ria, die eifrig stickte, und setzte sich zu ihren Füßen.

Nach einigen müßigen Fragen sagte er: „Wie schnell die Zeit in Pistyan vergeht!“

„Schneller als sonstwo?“ lachte das Mädchen.

„Ja leider,“ seufzte Paraszi, „meine Zeit ist um. Mein Verwalter drängt mich, nach Hause zu kommen. Die Theiß ist ausgetreten, ein Teil meiner Felder ist unter Wasser, die Wahlen für den Landtag sind ausgeschrieben, ich soll nach Pest.“

„Oh weh! Ihr armer Fuß! Der hätte wohl noch einige Bäder gebraucht,“ sagte Ria mitleidig.

„Nur mein armer Fuß,“ sagte der Graf empfindlich, „sonst finden Sie nichts zu bedauern?“

„Gewiß,“ sagte Ria artig, „ich nannte nur das Wichtigste zuerst. Die Fürstin und wir werden Ihre Gesellschaft sehr vermissen.“

„Und muß das sein?“ sagte Paraszi, den die holde Einfachheit des Mädchens auf seine Zweifel vergessen ließ und die nahe Trennung, die Qual der Ungewißheit überwältigte, „muß das sein? müssen wir scheiden?“

„Ich denke wohl,“ sagte das Mädchen ruhig, „wir wohnen in Wien.“

„Könnten Sie nicht ebensogut in Pest wohnen? bei mir,“ fügte er leiser hinzu.

Ria sah ihn fragend an. Der Gedanke, daß er sie habe beleidigen wollen durch eine unehrenhafte Zumutung, stieg in diesem reinen Wesen nicht auf; sie dachte nur an die Möglichkeit, daß er es für wünschens-

wert hielte, sie als seine Frau mit sich zu nehmen, und da sie, von der Arbeit weg und auf ihn blickend, sich ihre Sticknadel heftig in den Finger gestoßen hatte, streckte sie den verwundeten gegen ihn aus und sagte, auf ihr Blut deutend, welches zu tropfen anfing, kopfschüttelnd: „Es ist nicht blau!“

Er aber warf sich den fallenden Tropfen entgegen und fing sie mit den Lippen auf; und als Ria ihr Sacktuch rasch um die Wunde wickelte, riß er es weg und sagte: „Ich habe den Gral getrunken und das soll nun meine Fahne sein,“ steckte das blutige Tuch in die Brust und ging triumphierend und ohne Gruß.

Die Frauen hatten bestürzt den Vorfall mit angesehen, und die Fürstin trat jetzt auf Ria zu und fragte: „Willst du mich begleiten nach Littwitz, liebes Kind? Ich habe Briefe bekommen, die mich hinrufen, ich reise morgen.“

„Und du, liebe Mutter?“ fragte Ria überrascht.

„Sie bleibt hier, um ihre Kur zu vollenden,“ antwortete die Fürstin rasch, „und wünscht, daß du mit mir gehst.“

„Wie ihr beide befehlt, liebe Tante! Wenn ich Euch nur in Littwitz nicht geniere und meine Mutter sich hier einsam langweilt.“

Frau von Aroldi schüttelte den Kopf und sagte: „Wenn die Fürstin dich mitnimmt, kann ich mich nur freuen. Du lernst eine liebenswürdige Familie kennen, eine neue Welt, das kann dir nur nützen.“

Niemand erwähnte des Grafen mehr, und sie gingen nach Hause, die Abreise vorzubereiten.

Mutter und Tochter hatten Rias kleinen Koffer in einer halben Stunde gepackt, während die Zofe der Fürstin mit der Badedienerin und dem Hausmädchen bis tief in die Nacht hinein mit den Effekten der Fürstin und ihren eigenen zu tun hatte.

Der Graf küßte indes ahnungslos das blutige Tuch.

Als er des andern Morgens ins Bad fahren wollte, stand sein Jäger verlegen da und sagte, es sei noch ganz still im Hause der Damen, er könne es sich nicht erklären, er sei schon um sechs Uhr am Tor gewesen, er habe gewiß nichts versäumt.

„Du wirst dich verschlafen haben, Istvan, sei ehrlich, es ist sieben Uhr, sie sind vielleicht des schönen Morgens wegen schon früher auf die Insel gegangen. Wo ist mein Wagen?"

Der Badekarren wartete längst am Tor. Der Graf ließ sich den gewohnten Weg über die Brücke und statt zum Badhaus unter die Eichen führen, aber nirgends war eine Spur von den Damen.

Er konnte nicht mit dem Fuße stampfen oder wie toll auf und nieder rennen — er war lahm, sein Bein wie sein Herz waren jetzt lahm. Er hätte sich am liebsten auf den Baumstamm gesetzt und geweint, aber er hatte Zeugen und war ein Mann. Er stieg daher ein und ließ sich ins Bad führen; wenn es aber möglich gewesen wäre, den großen gemeinschaftlichen Badesaal mit Flüchen zu füllen statt mit Wasser, so hätte es Paraszi an diesem Morgen getan.

Abends saß Frau von Aroldi einsam unter den Eichen, und als der Graf, glücklich, sie gefunden zu

haben, an sie heranritt, sagte sie, ohne seine Frage abzuwarten, die Fürstin sei eilig nach Hause berufen worden, weil eines ihrer Enkelchen erkrankt sei, und habe sich Ria als Begleiterin erbeten.

„Ja," sagte der Graf vor sich hin, „wer den Gral sucht, findet ihn nicht, unversehens muß man ihm begegnen," und da Frau von Aroldi ihn erstaunt anblickte, entschuldigte er sich, daß ihm ein altes Lied immer im Kopf herumsumme und daß es ihn in jedem Gespräch störe, weil er es nicht zusammenbringen könne. Damit verabschiedete er sich und ritt nach Hause. Frau von Aroldi aber ging wehmütig in ihr einsames Zimmer. Hatte sie auch recht getan? Sie mußte sich in der Einsamkeit erst zurechtfinden, und in dieser Nacht kam über vier Menschen kein erquickender Schlaf.

* * *

Als die Fürstin in Littwitz ankam mit ihrer Begleiterin, ruhte noch alles. Sie ging in ihr Appartement, ohne jemand wecken zu lassen als die Zimmerwärterin, die in aller Eile in dem Kabinett, welches neben dem Schlafzimmer der Fürstin war, ein Bett für Ria richtete; dann legten beide sich nieder zu kurzer Rast.

Von dem lauten Schall einer Glocke geweckt, fuhr Ria auf aus ihrem Schlummer, wusch und kleidete sich und kämmte ihr dunkles Haar, das mit blauem Schimmer um ihre weiße Stirn wogte.

So sachte sie auch tat, die Fürstin hörte ihr Trippeln und Plätschern, rief sie an ihr Bett, und ihre frische Wange küssend, sagte sie belehrend: „Du

hätteſt ſchon noch ruhen können, mein Mädchen, die Glocke hätte dich nicht aufzuſchrecken gebraucht, denn das erſte Läuten ruft nur die männliche Dienerſchaft zum Frühſtück, das zweite, zweimalige, gilt der weiblichen, und erſt, wenn es in längeren Zwiſchenräumen dreimal läutet, ruft die Glocke die Herrſchaft mit ihren Gäſten zum Frühmahl. Aber wie haſt du denn geſchlafen? Willſt du indes den Garten anſehn? Du biſt wirklich allerliebſt!“ Das ſagte die Fürſtin in gleichem Tone nacheinander, ohne Antwort zu verlangen noch zu erwarten.

Ria ſagte daher nur, als ſie zu Worte kam: „Ich ſuche den Garten, wenn du es erlaubſt.“

„Ja, ſuch' ihn,“ lachte die Fürſtin, „er iſt überall ums Schloß herum,“ und dehnte ſich wieder auf ihren Polſtern.

Ria aber ſprang die Treppe hinab, froh, niemand zu begegnen, und trat aus der hohen Vorhalle, die von einer Seite auf den Hof, von der andern in den Garten führte, hinaus unter die alten Bäume. Da war es wohl ſchön! So grün! ſo grün! und ſie war allein! Der ſtarke, ſchon herbſtliche Tau deckte das üppige Gras mit ſeinem grauen durchſichtigen Schleier; der weiße Sand auf den Wegen hatte im Schatten dunkle naſſe Stellen, die waldähnlichen Baumpartien ſtrömten eine Friſche, einen Duft aus, der ſie an die Waaginſel mahnte, aber wie viel beſſer gefiel es ihr hier!

Anfangs ging ſie gemächlich, wie ein anſtändiges erwachſenes Mädchen in einem fremden Garten zu gehen pflegt; aber es war noch ſo früher Morgen, ſo ſtill,

so einsam, sie kam immer weiter weg vom Schlosse, sie war wirklich ganz allein! Da kam das Kind über sie, sie mußte springen, jauchzen und laufen bis zu einer Birke hin, deren weißer Stamm ihr ein fernes Ziel bot; und als sie ihn erreichte, schlang sie die Arme um ihn und rief triumphierend in die schlanken Zweige hinauf: „Hab' ich dich?" und von dem zitternden Laub in ihr Haar flechtend, sagte sie: „Der Sieger will seinen Kranz." Und so geschmückt lief sie, Blumen und Gräser pflückend, weiter und weiter, sah dann wieder, rastend, den Ameisen zu oder horchte den Vögeln, und es freute sie alles, was sie sah und hörte, aber ein Unsichtbares und Unhörbares freute sie noch mehr als alles, es war das Glück der Jugend.

Horch! da ertönte eine Glocke! es war dieselbe, die sie am frühen Morgen geweckt hatte.

Galt das Läuten den Mägden? rief es die Herrschaft und ihre Gäste? war es das erste-, zweite-, drittemal?

Sie flog zum Schloß zurück, die Treppe hinauf, die Gänge hindurch, aber wohin?

Glücklicherweise öffnete einer der Diener der Verirrten die Türe des Speisesaales und sie erblickte ihre Tante am Frühstückstisch in großer Gesellschaft.

Da stand das wilde Mädchen inmitten der Aristokratenfamilie, den Strauß in der Hand, den Kranz im Haar, den Tau auf dem Gewand, die Röte des raschen Laufes auf den Wangen. Kein Ausruf des Erstaunens empfing sie und keine Bemerkung; „connu", sagt der Aristokrat wie der Gamin; nur ein

leichtes Lächeln ihrer Tante, die, ohne eine Entschuldigung von ihr abzuwarten, zu den Ihrigen gewendet, sagte: „Meine Nichte Ria!“ und dann auf jedes Familienglied einzeln deutend fortfuhr: „Der Fürst, meine Schwiegertochter Agnes, meine Töchter Johanna und Mela, meine Söhne Wolf und Bertel.“ Ria verneigte sich und die beiden jungen Gräfinnen näherten sich ihr, umarmten sie und führten sie zu einem Stuhl, den sie zwischen sich leer gelassen, die Herren schüttelten ihr die Hand.

Ria trank mit bestem Appetit den besten Kaffee und betrachtete, völlig unbefangen, ihre Umgebung.

Die beiden Gräfinnen, etwas älter als sie, waren sehr hübsch und artig, aber eben so vornehm.

Das herzliche Wesen aus alten Zeiten, welches bei der Fürstin noch manchmal durch alle Formen und Schranken brach, fehlte ihnen gänzlich. Ria bemerkte es, aber es störte sie nicht bei ihrer völligen Anspruchslosigkeit. Sie dachte nicht daran, welchen Eindruck sie mache. Sie hatte ihre erhitzten Wangen, ihren Birkenkranz und die Bräme an ihrem Kleid völlig vergessen, nur nicht, daß sie zu spät gekommen war, und sie erhob daher nun, als ihr Hunger gestillt war, ihre Augen und Hände flehend zu der fürstlichen Hausfrau: „Verzeihung für meine Verspätung, liebe Tante, dein Garten ist gar so schön! mir war, als liefe ich im Paradiese herum!“ Den Fürsten traf das Wort, welches das Mädchen so herzlich ausgesprochen hatte, und er examinierte sie, wo sie überall gewesen sei; und da sich's zeigte, daß sie kreuz und quer wie ein Eichhörnchen

herumgelaufen und geklettert sei, versprach er ihr, nächstens die Schönheiten seines Parkes systematisch zu zeigen, und Ria dankte dem freundlichen, noch blühenden alten Herrn, zu dem sie sich hingezogen fühlte und der mehr seinem eignen Förster als einem Fürsten glich, und sagte, sie werde sich erlauben, ihn zu mahnen, wenn er sein Versprechen vergessen sollte.

Das Frühstück war beendet, die Damen gingen in ihre Gemächer, und Ria fing an, in dem netten Zimmerchen, das ihr angewiesen wurde, auszupacken und einzuräumen, während die Fürstin und ihre Töchter ihre Meinung im Zimmer der ersteren über sie austauschten.

„Wie gefällt sie euch?“ fragte die Mutter.

„Hübsch ist sie, sonst habe ich noch nichts an ihr gefunden,“ sagte Mela gleichgültig.

„Willst du sie lange hier behalten?“ fragte Johanna.

„Je nach dem,“ sagte die Fürstin, das Gespräch abbrechend, weil es ihr eine ärgerliche Richtung nehmen zu wollen schien.

Graf Wolf oder Wolfi, wie er immer genannt wurde, kehrte mit seiner geliebten Agnes in das Zimmer seiner allerliebsten beiden Kinder zurück.

Er hatte seine Frau, eine Dame von reinstem Wasser, aus leidenschaftlicher Liebe geheiratet, obwohl sie zwei Jahre älter als er, arm und nicht mehr in der ersten Jugendblüte war. Aber ihre Schönheit, Anmut, Herzensgüte und innige Liebe für ihn machten ihn zum glücklichsten Manne.

Es war begreiflich, daß weder Wolf noch Agnes sich für Ria interessierten; aber der Fürst, der sich vereinsamt fühlte in seiner anders denkenden Familie und seiner Kaste ferne stand, hatte seine Freude an dem lebhaften Ding, das noch mehr Kind als Mädchen war, und er versprach sich, ihr seine schönen Besitzungen recht im Detail zu zeigen, da sie sich daran zu erfreuen schien.

Graf Adalbert, Bertel genannt, dessen leicht entzündbares Herz, und mehr noch seine Eitelkeit, von einem Paar so schöner Augen, wie die Rias waren, keine Ahnenprobe verlangte, um einen kurzen Roman abzuspielen, beschloß, dieses zu tun, bevor sein Urlaub zu Ende ginge, um dann mit dem erhebenden Bewußtsein einer neuen Eroberung beim Regiment einzurücken.

Während sich so die Familie um sie herum auf verschiedene Weise mit ihr beschäftigte oder nicht beschäftigte, saß Ria einsam an ihrem Fenster, arbeitete und sang. Wenn der Faden riß oder sonst eine unvermeidliche Pause in ihrer Beschäftigung eintrat, schweiften ihre Blicke weit hinaus in die reiche Landschaft ringsumher, und sie suchte sich zu orientieren, um später allein spazieren gehen zu können.

„Allein," wiederholte sie sich, „denn wer sollte mit mir gehen? Meine Cousinen werden mir wahrscheinlich nicht näher kommen wollen, und Agnes, die mir danach aussähe, hat ihren Mann.

'Allein, allein, im Sonnenschein
Mit junge Bein, da is gut sein,'"

summte sie vor sich hin, „so sang meine alte Katel," und hörte nicht, daß jemand ihre Türe öffnete. Es war die Fürstin. Wie heimelte sie das kleine Zimmer an! In einer halben Stunde hatte es das Mädchen so wohnlich gemacht, mit ihren Körbchen und Kästchen und kleinen Pistyanerkrügen, mit ihrem aufgehängten Regenmantel und Strohhut und ihrer eigenen kleinen Person.

Die Fürstin mußte sie küssen auf den schlanken Hals, der, zum Fenster gewendet, ihren kleinen Kopf so lieblich trug, und als Ria sich wendete und dankbar die Hand der Fürstin küßte, flog ein Schatten von Wehmut über ihr liebevolles Gesicht.

„Agathe hat eine liebe Tochter," sagte sie sich, „sie hat mehr Herz vielleicht —," sie dachte den Satz nicht zu Ende und forderte Ria auf, zu ihren Töchtern, die eben zeichneten, hinüberzukommen.

Ria folgte der Tante und sah, ohne Bemerkung, ihren Cousinen bei ihren künstlerischen Bestrebungen zu. Die Gräfinnen waren verständig genug, zu wissen, daß sie keine Künstlerinnen seien; sie fragten Ria, ob sie auch zeichne, und als sie die Frage bejahte, besprachen sie nun dies und das, um aus ihrem Urteil auf den Grad ihres Könnens zu schließen. Endlich sagte Mela, nach einigen von Rias bescheidenen Bemerkungen: „Sei so gut und setze dich an meinen Block, mir scheint, du kannst mehr als ich. Nimm nur den Bleistift und mach meinen Bauernburschen, den ich durchaus nicht dazu bringen kann, endlich stehn."

Ria sagte seufzend: „Das hab' ich davon, daß ich

mein bißchen Wissen nicht verleugnete! Vielleicht fällt mir der arme Mensch jetzt wieder auf die andre Seite!" Sie machte sich aber doch ans Werk und stellte den Widerspenstigen fest auf seine Beine.

Das war ein Band zwischen den Mädchen, ein gemeinschaftliches Interesse; Ria mußte raten, korrigieren, selbst zeichnen, bis es höchste Zeit war, Toilette zu machen.

Ria war bald fertig mit der ihrigen. Ihre Putzkleider waren weiß und immer weiß. Sie standen gut zu ihren dunklen Haaren und kosteten nicht viel.

Als sie in den Speisesaal trat, fand man sie elegant genug, um darin zu figurieren, und das war auch notwendig in den Kreisen, wo die Form mehr gilt als der Inhalt.

Graf Bertel erneuerte seinen Vorsatz, denn sie fand auch heute wieder Gnade vor seinen Augen.

Der Fürst hatte befohlen, Ria bei Tische an seine Seite zu setzen, denn wenn die drei Mädchen, wie es sich beim Frühstück getroffen hatte, nebeneinander säßen, so steckten sie nur die Köpfe zusammen und nähmen keinen Teil an dem allgemeinen Gespräch. So saß sie denn zwischen dem Fürsten und dem Grafen Bertel, welcher sich dieses Platzes bemächtigt hatte, um den Grund zu dem Liebesabenteuer zu legen, das er noch vor seiner Abreise haben wollte.

Das Mädchen teilte ihre Aufmerksamkeit nicht gleichmäßig zwischen Vater und Sohn. Sie hörte lieber den treuherzigen, älteren Mann von Wald und Wild erzählen, als den hochmütigen Junker von seinen

Bällen? Was wußte sie von Bällen? Von ihrem Stübchen in Wien hatte sie manchmal in dem großen Ringhause gegenüber die Anstalten zu solchen Festen gesehen, wenn aber die Gäste sich versammelt und der Tanz begonnen hatte, liefen die großen Spiegelscheiben an, und Ria mußte sich begnügen, nach den Takten der Musik, die stoßweise zu ihr herüberklangen, für sich allein einen lustigen Schleifer zu machen.

Nach aufgehobener Tafel setzten sich die Damen ins Musikzimmer mit ihrer Handarbeit, die Herren gingen ab und zu, rauchend und dann wieder plaudernd.

Johanna saß am Klavier, sie spielte gern und gut; Miela lehnte neben ihr. Ria stand am Fenster und hörte dem Szozat zu, dem ungarischen Liede, welches die nationalen Bewohner von Pistyan immer in eine Art bacchantischer Begeisterung versetzte. Es war ihr, als sängen die Sprosser auf der Waaginsel, als wiege sie sich dabei auf ihrem Aste, als läge der Graf, ihr Blut trinkend, zu ihren Füßen, und sie mußte ihre Hand ausstrecken und sagen: „Es ist nicht blau."

„Was ist nicht blau?" fragte plötzlich eine Stimme, die sie noch kaum gehört hatte, und als sie erwachend aufblickte, stand Graf Adalbert vor ihr mit erstaunter und unwilliger Miene.

Wirklich! ein Mädchen konnte, in einem Zimmer mit *ihm*, sich so ganz in ferne Gedanken verlieren, wie diese Worte „es ist nicht blau" verrieten? Sie konnte so ganz vergessen, wo sie war, sie, das arme Bürgermädchen im fürstlichen Salon, und träumen?

Das war ihm neu und reizte ihn; und daß sie, nicht im geringsten verlegen, ihm statt aller Antwort ins Gesicht lachte und, vollends erwachend, um ihn zu necken, das verhängnisvolle Wort: „Es ist nicht blau“ nur mit anderer Betonung wiederholte, das machte ihn noch toller. Da er bemerkte, daß sie auf dem Sprunge stand, um fortzulaufen, packte er sie bei beiden Handgelenken und sagte zornig: „Erst will ich wissen, was nicht blau ist?“

Die beiden Schwestern sprangen vom Klavier auf und herzu und fragten zugleich: „Was habt ihr denn?“

„Helft mir aus seinen Klauen,“ sagte Ria flehend, und als sie sie, mit Mühe nur, befreit hatten, zeigte sie ihnen die roten Ringe, die der gewaltige Druck seiner Finger an ihren Armen gezeichnet hatte.

„Bist du wahnsinnig geworden, Bertel?“ sagte Johanna mißbilligend. Er aber stampfte zornig mit dem Fuße, wie ein ungezogenes Kind, was er auch war, und wiederholte: „Ich will wissen, was nicht blau ist?“

„Der Wald, die Wiese, mein Kleid, deine Nase, wenn du dich ärgerst,“ sagte Mela, die jüngere der Schwestern, gutmütig spottend, und Johanna sah schweigend und einigermaßen bedenklich ihren aufgeregten Bruder an und dachte: „Schon so bald!“

Dann, um wieder einzulenken, zog sie Ria ans Klavier, und diese folgte gern, um von Bertel loszukommen; aber weil sie auch bewegt war, legte sie in ihre Lieblingslieder, die sie spielte, einen Ausdruck von Leidenschaftlichkeit, der die überlegte und beobachtende

Johanna unangenehm überraschte und den Entschluß in ihr hervorrief, auf jede Weise ein Verhältnis zwischen diesen beiden zu hindern.

Johanna hatte von Kindheit auf den Kampf ihrer Mutter mit den Vorurteilen des Adels mitangesehen und nur zu früh verstanden. Für sich selbst hatte sie bei diesem Anblick längst beschlossen, nichts ähnliches auf sich zu nehmen und lieber als Stiftsdame zu sterben, als einen Mann auch nur gemischten Blutes zu heiraten. Hatte doch die bürgerliche Geburt ihrer Mutter auch bereits für sie schlimme Folgen gehabt und ihre Verbindung mit dem Sohne einer der ersten Familien, der sie liebte, verhindert. Hatte doch erst jetzt, nach so vielen Jahren vergeblichen Werbens, der Hof seine Türen der Fürstin geöffnet, und würde eine Mißheirat in ihrer Familie nicht wieder neue Kämpfe hervorrufen und neues Wirrsal ins Haus bringen? „Nimmermehr!“ war ihr letzter Gedanke, und zufällig begleitete diesen auch gerade Ria mit einer kräftigen Schlußkadenz.

Der Bediente meldete den Wagen, und, aufgefordert mitzufahren, lief Ria um Hut und Schirm.

Nahe an der Türe ihres Zimmers stand, sie offenbar erwartend, Bertel.

„Was ist nicht blau, Cousine?“ sagte er drohend. Sie blieb ruhig stehen, und in sein zorngerötetes Gesicht blickend, sagte sie mutwillig: „Dein Antlitz wird es nächstens sein.“

„Laß die Torheiten,“ fuhr er sie an, „ich will es wissen, was nicht blau ist.“

„Wenn ich es hätte sagen wollen, hätte ich es gleich gesagt. Aufs Gehorchen bin ich nicht dressiert," sagte sie, und ihren Vorteil ersehend, schlüpfte sie an ihm vorbei in ihr Zimmer und wieder hinaus, und fort über die langen Gänge, die Treppe hinab zum Wagen.

Bertel folgte langsam, bestieg sein Pferd und ritt nach der entgegengesetzten Richtung.

Zum Tee versammelte sich die Familie, von ihren verschiedenen Ausflügen zurückgekehrt, im Speisesaal, nur Bertel kam nicht. Der Fürst erzählte Ria von seinen Schafen und forderte sie auf, den anderen Morgen mit ihm zu fahren, um diese interessanten Tiere kennen zu lernen und zugleich den Wald, der sich in einiger Entfernung von dem Schlosse meilenweit ausdehnte. Nachdem die Fürstin den fragenden Blick des Mädchens bejahend beantwortet hatte, sagte Ria dem Fürsten dankend zu, und als man vom Tische aufstand, spielte sie lustige Tänze, bis sich alle im Wirbel drehten. Die jungen Leute ließen nicht nach, bis Fürst und Fürstin mithielten und zusammen tanzten, als ob sie noch ein junges Liebespaar wären.

Während der Fürst unter dem Beifallsrufen der Zuschauer ein Solo eigener Erfindung in der Quadrille zum besten gab, erschien in der halbgeöffneten Türe eine lange schmale Gestalt, auf den hohen Schultern einen spitzen Kopf nach dem Takte der Musik wiegend und den Bewegungen des Fürsten mit heiterem Wohlgefallen folgend.

Dieser war zu sehr mit seiner choreographischen Leistung beschäftigt, um den Ankömmling zu bemerken;

wer aber von den übrigen Familiengliedern an ihm vorüberkam, nickte oder rief ihm einen Gruß zu, bis der Fürst, endlich aufmerksam geworden, sein letztes Entrechat ausspielte und, nach Atem schnappend, auf den Fremden zuging mit ausgestreckter Hand und dem gewohnten Ruf: „Grüß' dich, alter Jodokus!"

„Grüß' dich, Durchlaucht! Alles frisch und munter, wie ich sehe?" sagte der lange Mann, indes er mit seinen schlauen grauen Augen die Anwesenden musterte, „so wirst du auch aufgelegt sein, mir eine Bitte zu erfüllen?"

„Ja, eine Bitte," versicherte Jodokus, als der Fürst ungläubig den Kopf wiegte.

Vor vielen Jahren, als der Fürst noch ein armer Graf war, der Sohn des jüngsten Grafen Rödern, und außer dem damaligen Besitzer des Fideikommisses und der damit verbundenen Fürstenwürde noch zwei Anwärter auf beides ihm vorangingen, die freilich später der Tod hinwegräumte, hatte sein treuer Schulkamerad, Jodokus Ehrenz, der Sohn eines wohlhabenden Kaufmannes, gar oft sein Taschengeld mit ihm geteilt, und als er, sein Geschäft mit Talent und Glück betreibend, reich geworden war, hatte er es dem Grafen möglich gemacht, das Mädchen seiner Liebe, die schöne Lori Plater, heimzuführen, zum großen Verdruß seiner hochgebornen Verwandten.

Aber das gute dankbare Herz des zum reichen Fürsten gewordenen armen Grafen hatte an dem Jugendfreunde festgehalten bis zu der Stunde, da er jetzt in den Saal trat, und die jungen Grafen und

Gräfinnen waren ihm alle wahrhaft anhänglich, dem taktvollen Mann, der sich ihre Liebe durch tausend Aufmerksamkeiten erworben hatte von ihrer Wiege an, der diese Liebe nie mißbraucht und nie im unpassenden Augenblick angerufen hatte. Nur die Fürstin Lori konnte sich, wenn sie Jodokus sah, eines gewissen Unbehagens nicht erwehren bei der Vorstellung, daß sie ohne diesen Mann schwerlich die Fürstin Lori wäre.

Nachdem die ganze Familie liebevolle und scherzhafte Reden mit ihm gewechselt und ihm die kleine Ria vorgestellt worden war, ging der Fürst mit Jodokus seitab im großen Saale auf und nieder, und, den Schweigenden endlich erstaunt ansprechend, sagte er: „Du behauptest ja eine Bitte an mich zu haben, was ist's?"

Jodokus sah ihn, wie aus Träumen erwacht, wehmütig an und sagte: „O Paul, wenn ich dich so glücklich sehe unter deinen Kindern, wie elend fühle ich mich," und in seine schlauen grauen Augen traten die Tränen voll und schwer und verdunkelten ihren scharfen Blick.

„Ist etwas Neues mit Uffo?" fragte der Fürst ängstlich.

„Ist das Alte nicht genug," seufzte Jodokus, und lebendig werdend, aufgestachelt von einer Sorge, die fast an Verzweiflung grenzte, sagte er: „Habe ich nicht alles getan, den Nachtwandler zu wecken, und alles umsonst! Er weiß nicht, was Eigentum ist, das ist ein Begriff, der ihm ganz fehlt. Er verschenkt das Pferd unter seinen Beinen weg, wenn ein Kamerad es be-

gehrt, den letzten Rock von den Schultern, den letzten Heller, selbstverständlich aus seiner Tasche."

„Du bist reich, Jodokus," sagte der Fürst begütigend.

„Wenn er sich nicht ändert, werde ich es nicht lange sein, aber er muß und soll sich ändern, und dazu sollst du mir behilflich sein. Ich will eine Waldherrschaft kaufen und Uffo zum Quittieren bewegen. Wenn er dann allein unter den Bäumen sitzt, wird er sich doch das Geldausgeben abgewöhnen. Vorher aber soll er eine Probezeit bestehn, er soll, mit einem Wort, und das ist meine Bitte, bei einem deiner Förster die Wald- und andre Wirtschaft lernen. Er soll da unter einer Art Kuratel stehn, und ich möchte von dir erfahren, wen man, mit einiger Aussicht auf Erfolg, auf diesen Liebesdienst angehen könnte."

Der Fürst besann sich eine Weile. „Den alten Stur," sagte er endlich. „Er ist mein erster Forstmeister, war auch einmal Offizier, lebt nicht weit von hier mit seiner alten Frau, die, noch rüstig, ihr Haus und ihre Küche tadellos führt. Da könnte Uffo etwas lernen, und doch auch öfters bei uns sein —"

„Bei euch sein," wiederholte Jodokus kopfschüttelnd, „das wäre eine neue Gefahr. Euer Luxus, eure Begriffe von dem, was sich gehört, eure Diener, die eure Gäste durchschauen und taxieren, eure Gäste hinwiederum, die sich gegenseitig messen — nein, nein, bei euch sein — darf er nicht. Übrigens — er ist stolz, er wird ohnehin nicht kommen, wenn ich ihm sage —"

„Wenn du ihm sagst," fragte der Fürst, „was sagst?" —

„Paul, du kennst ja deine Gesellschaft, du weißt was die Bürgerlichen bei euch gelten. Warum soll ich darüber reden. Wir sind Freunde und wollen es bleiben, nicht so?"

Der Fürst drückte die Hand des langen Mannes, und ihm treuherzig in die schlauen grauen Augen blickend, verständigte er sich leicht mit ihm, und sie sprachen nicht weiter über diesen häkligen Punkt.

„Morgen," fing endlich der Fürst wieder an, „wollte ich ohnehin mit dem kleinen Mädchen meine Wälder heimsuchen, und da fährst du mit, und auch gleich zu Sturs? Gilt's?"

„Gut, es gilt," sagte Jodokus, und sie gingen zurück zur Gesellschaft an den Teetisch, wo es heiter zuging und man sich gleich über den langen Mann hermachte, ihn zu necken und nach Möglichkeit in die Enge zu treiben.

Aber er war ein gewandter Fechter, und keiner von den Anwesenden war ihm gewachsen. Als Sieger ging er aus dem Kampf hervor und sein wohlfourniertes Gastbett. „Verschlaf dich nicht," rief der Fürst zum Abschied, und alle brachen auf zur Nachtruhe.

Ria war heute müde; sie dachte an ihre einsame Mutter und fühlte sich auch einsam. Sie fühlte das Bedürfnis, bevor sie zu Bette ging, noch etwas zu sehen, was ihr näher stand als die Menschen hier, sie mußte ihre Kameraden, die Bäume, noch grüßen. Die standen

so ruhig da unten und die Sterne so ruhig da oben, und dazwischen pochte das arme Menschenherz.

Sie trat an ihr Fenster, welches der kühlen Nachtluft wegen schon geschlossen worden, und wollte es öffnen, da klirrte eine Scheibe, von einem Steinchen getroffen, das aus dem Garten geflogen kam. Sie riß hastig das Fenster auf und sah im Halbdunkel eine Gestalt, welche ihre Kurzsichtigkeit sie hinderte zu erkennen. Weil sie keine Furcht zeigen wollte, blieb sie ruhig stehen; da streifte ihre Wange ein zweiter Stein, und fiel neben ihr zu Boden. Als sie ihn aufhob fiel ihr ein Zettel in die Hand, der mit der Grafenkrone gezeichnet, die Worte enthielt: „Was ist nicht blau?"

„Vir tenax propositi," sagte sie lachend, er war ihr Lieblingsspruch und einer der vielen, welche ihre Mutter aus ihrem Vaterhause mitgebracht hatte, wo die klassische Bildung noch galt und auch den Töchtern mitgeteilt wurde.

„Vir tenax propositi," wiederholte sie, als sie die Fensterladen geschlossen und sich zu Bette gelegt hatte. „Was fang' ich aber mit dem Starrkopf an? Ich kann ihm doch die alberne Pistyanergeschichte nicht zum besten geben, zu seinem und der Seinigen unauslöschlichen Gelächter. Ich kann ihm, ohne mich um Ehr' und Reputation zu bringen, nicht erzählen, wie ich albern genug war, die Artigkeit des armen Paraszi, der nicht einmal gut Deutsch kann, für einen Heiratsantrag zu nehmen und in der Art zu beantworten. Wenn ich ihm nur was vorlügen könnte! Aber mir fällt nichts Glaubwürdiges ein, und dann könnte

ich es auch nicht glaubwürdig vorbringen. Aber ich will mir etwas ausdenken, heute abend noch — etwas recht Wahrscheinliches — etwas" — da schlief sie ein und lief im Traum über duftige Wiesen ohne Ende, und zuletzt einen Hügel hinan, von dem sie eine schöne Aussicht hoffte, aber als sie den letzten Schritt tun wollte, stach ihr ein spitzer Zweig ins Auge, ihr Fuß glitt, sie rollte und rollte, bis sie endlich atemlos in ihrem Bette erwachte und sah, daß durch einen Spalt des lässig verschlossenen Fensterladens ein Strahl der Morgensonne wie ein Pfeil ihr Auge getroffen hatte.

„Auf! auf! Genug des Schlafens und Träumens," sagte sie sich, sprang auf und machte rasch ihre Toilette.

Kaum war sie fertig, so klopfte es an ihrer Türe, und als sie öffnete, stand der Kammerdiener des Fürsten da, ihr zu melden, Se. Durchlaucht erwarte sie zum Frühstück, um dann die verabredete Fahrt mit ihr zu machen.

Welch ein Glück! Abermals für einen Tag der Neugier Bertels entronnen, Zeit zum Nachdenken gewonnen, und hinaus in den grünen Wald!

Reisefertig trat sie in den Saal, wohin ihr bald der Fürst und Jodokus folgten. Der Fürst war sehr heiter, Jodokus faßte wieder etwas Mut und Hoffnung in dieser ermunternden Gesellschaft, das treffliche Frühstück half mit, und so fuhr man fröhlich auf dem leichten Char à banc mit den feurigen Juckern auf den Wald zu.

Am Forsthause angelangt, rief das Rollen des

fürstlichen Wagens Frau Stur an die Türe. Sie sagte, sich verneigend und dann stramm aufrecht stehen bleibend in militärischer Haltung: „Forstmeister Stur ist im neuen Schlag mit zwei Jägerjungen, zwei Vorstehhunden und zehn Holzhäuern."

Ria war fast betroffen von diesem Empfang, Jodokus war ihn schon gewohnt, und der Fürst verwandelte den pflichtgetreuen Sergeanten alsbald wieder in die gastfreie freundliche Wirtin, in dem er Frau Stur um ein Glas Milch bat und, mit seinen Begleitern absteigend, ins Haus trat.

Frau Stur führte ihre Gäste, vorangehend, in die sogenannte Kneipe, ein ebenerdiges getäfeltes Zimmer mit geschnitztem altertümlichem Hausrat.

Aus dem Glasschränkchen in der Ecke nahm Frau Stur die Milchgläser und uralten Teller und fing an, sie mit einem schneeweißen Tuche abzuwischen. Ria bat sie um die Erlaubnis, das für sie tun zu dürfen, und da die alte Frau den Fürsten fragend ansah, sagte er: „Lassen Sie das Mädchen nur helfen, es ist eine meiner Nichten, und nicht die schlimmste." Frau Stur gab hierauf das Tuch ohne Komplimente und deckte den Tisch, während die Magd Milch, Brot und Butter herbeiholte. Dann setzte sie sich, wie die Wirtinnen auf dem Lande pflegen, zu ihren Gästen an den festen braunen Bauerntisch, und der Fürst benutzte die Gelegenheit zu seiner diplomatischen Verhandlung.

„Wäre es Ihnen unangenehm, Frau Stur, wenn sie täglich einen Gast hätten? Der Forstmeister wird alt, ist viel draußen im Wald, kümmert sich wenig

mehr um die Welt, das Gespräch mag manchmal wohl stocken?"

„Ja, ja, das schon, da haben Durchlaucht recht. Wenn ich, nicht gerade einen Gast, aber einen lieben Sohn oder solch eine Tochter hätte," sagte Frau Stur, Ria freundlich anblickend, „da wäre ich wohl besser daran."

„Wie gern wäre ich eines Försters Kind," sagte Ria lebhaft, „im Walde zu leben und zu sterben!"

„Eine Tochter ist nicht übel," sagte der Fürst, „aber ein Sohn wäre für den Förster doch noch besser. Leider kann ich Ihnen keines von beiden verschaffen, aber einen Freund, einen Hausgenossen hätte ich doch für Sie im Sack."

„Wirklich, Durchlaucht?" sagte Frau Stur, und wußte nicht recht weiter.

Nun wendete sich Jodokus an die Frau und setzte ihr in seiner praktischen einfachen Weise auseinander, um was es sich handle, und daß er sie früher als den Forstmeister zu sprechen gewünscht habe, um an ihr einen Bundesgenossen zu haben. Er sei gewiß, sie werde seinen Sohn lieb gewinnen, und das Beispiel kluger Sparsamkeit und strenger Ordnung, welches er täglich vor Augen haben werde, könne nicht ohne Einfluß auf ihn bleiben. Dem Forstmeister bliebe die Aufgabe, ihn angestrengt und interessant zu beschäftigen. Er, Jodokus, sei bereit, für diesen Liebesdienst zu tun, was sie verlangen würden, und seine Dankbarkeit werde bis an sein Ende dauern.

Frau Stur wiegte nachdenklich das Haupt und sagte endlich: „Mein Haus ist in Ordnung, ich habe nichts zu verbergen; die Einförmigkeit meines Lebens sähe ich, besonders im Winter, nicht ungern unterbrochen. Wenn Ihr Sohn vorlieb nimmt mit dem, was wir bieten können, so habe ich nichts dagegen, wenn der Forstmeister ihn aufnimmt."

Jodokus schüttelte dankend ihre Hand und sagte erleichtert: „Also jetzt zum Forstmeister, gebe ihm Gott ein Herz wie das Ihrige."

Dann brachen sie auf, Ria dankte noch für die köstliche Milch und wurde von Frau Stur mit der Aufforderung entlassen, so oft davon zu kosten, als es ihr beliebe; sie wäre immer gern gesehen.

So fuhren sie heiter fort in den neuen Schlag. Man hörte schon von weitem die Axthiebe, das Niederprasseln der Äste, den dumpfen Fall der Stämme, die Warnungsrufe des Försters, das Gebell der Hunde.

Der Wagen hielt bei einem Wechsel, und die drei gingen nach der Stelle, wo sie den weißhaarigen Förster ragen sahen unter gewaltigen, todgeweihten Stämmen, er selbst ein solcher.

Arbeit und Alter hatten nur die Haut und das Fleisch seines Leibes geschädigt, wie Sturm und Hagel die Blätter seiner Bäume, aber der Stamm, der stolze Knochenbau, war aufrecht geblieben. Die römische Nase, die hohe Stirn, die kühn gewölbten Augenbrauen, das feste trotzige Kinn waren dieselben, die sie früher gewesen, als die Wangen noch rund und rosig

blühten, als die frischen Lippen noch Lächeln und Lieder in die Luft streuten. Die hohe Gestalt war noch schlank und kräftig zugleich, und er stand da, wie die Fichte an seiner Seite, in sicherer Anmut.

„Ein prächtiger Kerl, der Stur!“ sagte der Fürst, „ein wahrer Waldkönig!“

„Ein Waldgott,“ sagte Ria.

„Gut für Uffo,“ bemerkte Jodokus trocken; „bei seinem sehr ausgebildeten Schönheitssinn würde ein häßlicher Mensch keinen Einfluß auf ihn gewinnen.“

Der Forstmeister grüßte militärisch, als er den Fürsten nahen sah, und ließ sich weiter in seinem Kommando nicht stören; da aber gerade die Mittagsstunde kam, hieß er die Leute rasten und führte den Fürsten mit seinen Begleitern in den tieferen Schatten, zu bemooften Sitzen.

„Lieber Stur,“ begann nun der Fürst, „wir haben ein Anliegen, Jodokus und ich.“

„An mich? Durchlaucht! Und Sie auch, Herr Jodokus? Das ist seltsam, wenn es Ernst ist, wie ich nach den Mienen der Herren fast schließen muß.“

„Voller Ernst, Freund Stur, und ich sage es gleich heraus: Uffo Ehrenz soll bei Ihnen die Forstwissenschaft und Praxis lernen und bei Ihrer Frau das Sparen.“

„Viel begehrt, Durchlaucht, von ihr, von mir, von ihm.“

„Am meisten von Ihnen, lieber Stur, und darum begehre ich es auch von Ihnen.“

Der Forstmeister salutierte, und Jodokus bemühte sich eifrig um seine Einwilligung, indem er ihm die seiner Frau vorhielt.

„Ich will es versuchen," sagte endlich, überredet, der alte Mann, „hauptsächlich darum, weil es sich um einen Offizier handelt, der schon im Feuer gestanden ist. Mit so einem vergleich' ich mich leichter. Auch mache ich keine Bedingung, als daß Sie, Herr Jodokus, keine Bedingung machen. Als freie Männer müssen Ihr Sohn und ich uns gegenüberstehen, dann können wir Freunde werden. Schicken sie Ihn, Herr Jodokus. Befehlen Euer Durchlaucht sonst noch etwas?"

Es war etwas wie ein Abschied in diesen Worten, und der Fürst verstand ihn, er kannte den Eifer seines Forstmeisters, und wie er alles gern hintanhalte, was seine Arbeit störe. Deshalb sagte er lächelnd: „Ich will Sie nicht länger stören," und schickte sich zum Gehen an.

„Aber den Zeitpunkt, wenn Uffo kommen kann, habt ihr noch nicht besprochen," sagte er, sich nochmals an Stur wendend.

„Morgen, heute," sagte der Forstmeister, seinen Jupiterkopf stolz in den Nacken werfend, „mein Haus ist immer dasselbe."

Dann gab er Ria, die hinterdrein ging, und sich während der Unterredung der Männer Heidekraut gepflückt hatte, einen großen Strauß von Preißelbeeren, den ihm ein Holzschläger eben brachte, und wechselte mit einer bei ihm seltenen Freundlichkeit

einige gute Worte mit ihr, sie zum Wagen geleitend.

Und fort flog wieder der Char à banc mit den dreien zu dem Mustermeierhof mit den Lieblingsschafherden, und nachdem der Fürst dem Mädchen alles aufs genaueste erklärt hatte, wurde die Heimfahrt befohlen, da man zurecht zum Diner um sechs Uhr eintreffen sollte.

Unterwegs besprachen die Freunde so manches, was sie drückte, und obwohl Ria nicht horchen wollte, so erfuhr sie doch vieles von Uffo und tat einen tiefen Blick in seinen Charakter und das blutende mutlose Herz des armen reichen Jodokus.

Wieder mußte sie denken, wie bei jedem Leid, von dem sie erfuhr: „Könnte ich helfen", und malte sich die Möglichkeit aus, den jungen Mann seinem Vater, verändert, so wie er ihn wünschte, zurückzugeben.

Sollte der Forstmeister, Frau Stur, der Wald, die Einsamkeit und vielleicht auch ein wenig die kleine Ria die Metamorphose nicht zuwege bringen können?

Als der Wagen in den Schloßhof einlenkte, war sie noch nicht im reinen, wie man den Mohren weiß waschen könne, aber sie mußte doch aussteigen und schnell Toilette machen, so viel auch noch an Uffo zu bessern blieb. Sie verschob daher seine gänzliche Umwandlung auf eine gelegenere Zeit, schlüpfte wieder in ihr weißes Kleid, bürstete ihr von Natur gelocktes dunkles Haar, steckte ein Sträußchen Preißelbeeren in die Locken, ein zweites vor die Brust, und ging, die Tante zu begrüßen.

In dem kleinen Salon der Fürstin saß diese mit ihren Töchtern und empfing Ria freundlich wie immer, aber Graf Adalbert, der am Fenster stand, trat ärgerlich und doch eilig auf sie zu.

Sie reichte ihm schnell die Hand, ihn zu versöhnen, er aber stieß die Hand weg und sagte barsch: „Erst antworte."

Erstaunt blickte die Fürstin auf beide und Johanna auf Mela mit einer gewissen Miene des Einverständnisses. Ria aber sagte, zur Fürstin tretend: „Liebe Tante! du hast einen verwöhnten Sohn, ich trachte aber, ihn abzuhärten."

Die Fürstin lächelte und sagte: „Wohl getan, kleine Ria, probier' dein Glück. Wie haben dir die Schafe gefallen und die schönen Ställe? Die vielen Fliegen und der schlimme Wolfshund, der Vidiasz?"

„Ist der Hund schlimm? Er hat sich von mir streicheln lassen," sagte das Mädchen.

„Vielleicht," sagte die Fürstin, mit einem Seitenblick auf ihren Sohn, „vielleicht hat dir es Gott gegeben, wilde Hunde und wilde Jungen zu zähmen."

Bei Tische saß Bertel, wie jetzt gewöhnlich, an Rias Seite, die ihn freundlich anblickte und mit ihm zu sprechen anfing über ihre Spazierfahrt. Er aber unterbrach sie höhnisch und sagte: „Die Schafe waren wohl auch nicht blau?"

Nun hatte es Johanna, die an der andern Seite Bertels saß, wirklich schon satt und sagte ihm in allem Ernste, mit der Entrüstung einer Vollblutdame, wie sehr es mauvais genre sei, auf irgend etwas im

Gespräch zu appuyieren; daß Leute comme il faut über jeden Gegenstand nur hinhuschen und kaum eine Minute bei demselben verweilen; wie er nun aber seit zwei Tagen nichts über die Lippen bringe als die alberne Frage: Was ist nicht blau? die er sich doch leicht selbst beantworten könne, — meinte sie zuletzt, — aus dem Pathos ihrer Strafpredigt, in den leichten bon ton zurückkehrend, Ria sei wirklich weit anständiger als er.

Das kleine Mädchen hätte geschmeichelt sein können von dieser Äußerung ihrer vornehmen Cousine, wenn sie diese verstanden und gewußt hätte, daß das Höchste von Anerkennung, was eine Dame von einem bürgerlichen Geschöpf, Haus, Ding sagen kann, in dem Wort: „es sei anständig" enthalten ist.

Aber das kleine Mädchen war wo anders mit ihrer Aufmerksamkeit; sie horchte auf etwas anderes als auf Tadel und Lob ihrer Cousine, denn vom Park herauf tönte der wohlbekannte Hufschlag eines wohlbekannten Pferdes.

Aber wie kam das nach Littwitz?

War es nicht das schöne Tier, dessen feiner Huf so oft die Waaginsel getreten hatte, das jetzt den Sand auf den Gartenwegen knirschen machte? Umsonst strafte ihre Vernunft ihr scharfes Ohr Lügen; es mußte Paraszis Pferd sein, sie kannte es zu gut! „Nun wird's herauskommen, was nicht blau ist," dachte sie und brach in ein Gelächter aus, welches sie nur mit Mühe stilgerecht dämpfen konnte für die fürstliche Tafel. „Was lachst du denn?" fragte Johanna und fing

auch an zu lachen, Mela folgte nach, Fürstin und Fürst, gleichfalls angesteckt, stimmten mit ein, Jodokus vergaß seine Vatersorgen, Bertel seinen Zorn, alle waren eins in unbändigem Gelächter, bis endlich die Fürstin mit tränenden Augen herauspreßte: „Ja, warum lachen wir denn eigentlich?"

Diese Frage hatte einen neuen Ausbruch zur Folge, man klagte, atemlos, Ria an, daß sie angefangen habe; man wollte wissen, warum? Und in diesem kritischen Augenblick traten Wolf und Agnes mit Paraszi in den Saal.

Das junge Paar war morgens ausgefahren und nun so spät erst zu Tische gekommen, weil sie ein Rad unterwegs verloren hatten.

Wo sie den Grafen aufgefunden hatten, konnte man natürlich nicht fragen. Man rückte zusammen, Gedecke wurden gelegt, die Suppe zurückgebracht, das herzliche Gelächter war in dem Rumor verstummt und ein gewisses Unbehagen an seine Stelle getreten.

Nach dem Diner, als die Herren ins Rauchzimmer und die Damen in den Salon gegangen waren, fragte die Fürstin ihre Schwiegertochter fast ärgerlich, wo in aller Welt sie denn diesen neuen Gast aufgetrieben hätten, und die sanfte Agnes erzählte in aller Einfachheit, daß sie ihn längst kenne. Als sie noch Mädchen war und er noch keinen geprellten Knöchel hatte, wäre er einer ihrer besten Tänzer gewesen, und als sie heute mit Wolfi einer wichtigen Putzsendung wegen zum Bahnhof gefahren sei, wäre ihnen der Graf dort begegnet. Sie hätten ihn aufgefordert, sie zum

Diner nach Hause zu begleiten, und so sei er gekommen.

„Aber wo nahm er denn sein Pferd her am Bahnhof?“ Agnes sah die Fürstin verwundert an.

„Er war hingeritten, er kann ja nicht gehen.“

„Aber wie er mit dem Pferde in diese Gegend kommt?“ fragte die Fürstin immer ungeduldiger.

„Du scheinst vergessen zu haben, liebe Mutter,“ sagte Agnes beschwichtigend, „daß du selbst in Pistyan ihm den Rat gabst, unsern Bauerndoktor hier aufzusuchen, um sein lahmes Bein von ihm behandeln zu lassen. Er befolgte deinen Rat und wohnt in dem Dorfe hier in der Nähe bei dem alten Doktor Pick.“

Die Fürstin mußte aufstehen und im Zimmer herumgehen, um Luft zu schöpfen; es war, als habe sie sich in eines der feinen Fischergarne verwickelt, die zum Trocknen auf der Waaginsel aufgehängt werden, und sie fragte sich im Herumgehen: „Wie kam ich hinein? Wie komm' ich hinaus?“

Nun nahmen die jungen Damen, welche Rias Begrüßung mit Paraszi bemerkt und daraus geschlossen hatten, daß sie Bekannte seien, eine Art von cross examination mit ihr vor und trieben sie in die Enge, bis die Fürstin ihr zu Hilfe kam und sagte: „Da haben wir nun auch den lahmen Grafen, und es fehlt uns nichts mehr als die Zigeuner. Komm, spiel uns ein paar von ihren Stücken, Mädchen.“

„Gern, liebe Tante,“ sagte Ria, froh, dem Examen zu entschlüpfen, und flog ans Klavier.

Aber die Töne, die in wilder Lieblichkeit unter

ihren Fingern hervorschwebten wie Leuchtkäfer und das Zimmer mit Wohllautfunken füllten, riefen das Verhängnis herbei, anstatt es zu beschwören.

Gelockt von den bekannten Tönen, kam Bertel an die Türe, setzte sich in die Ecke, dem Klavier zunächst, und starrte, unter dem Schutze der Dämmerung, dem Mädchen ins Gesicht. Paraszi benützte den Umstand, daß der Fürst und Jodokus, von der Fahrt ermüdet, über Schläfrigkeit klagten, um seinen Rückzug zu den Damen zu motivieren und nahm die andre Ecke ein; Ria aber spielte fort unter dem Kreuzfeuer dieser Blicke, das sie immer weniger störte, je dunkler es wurde. Als der Diener endlich die Lampe brachte, trafen, über sie hinüber, die Blicke der Gegner aufeinander, voll Erstaunen von Paraszis, voll Zorn von Bertels Seite.

Johanna, die nichts mehr haßte als einen éclat und diesen von Adalberts ungebändigtem Wesen immer fürchtete, bemächtigte sich, als ihr die Situation verdächtig zu werden anfing, des lahmen Grafen und verwickelte ihn in ein Gespräch, indes Ria zu Mela ans Fenster trat.

„Mir scheint, du hast da zwei Anbeter," sagte Mela, „welchen ziehst du vor."

„Keiner von beiden ist für mich," antwortete das Mädchen ernst, „das begreifst du wohl."

„Das begreife ich nicht," sagte Mela, „warum wäre Paraszi nicht für dich? Warum?"

Ria antwortete nicht. Sie hörte die Waag rauschen und die Sprosser schlagen und murmelte: „Es ist nicht blau!"

Aber Mela hatte es nicht verstanden und wiederholte, indem sie die in Gedanken Versunkene mutwillig bei ihren dunklen Locken zupfte: „Warum? Ja warum?“

Ria erwachte, und ihr Mutwille mit ihr; sie war lange genug ernsthaft gewesen.

„Darum, darum,“ sagte sie, Melas Frage aufnehmend, und warf eine Preißelbeere aus ihrem Strauß nach ihr. Die Getroffene schrie auf, und als Ria das Bombardement fortsetzte, suchte Mela ihr die Munition, den Preißelbeerstrauß, zu entreißen. Aber Ria lief zwischen Möbeln und Menschen hindurch, ihren Strauß zu retten, und als Johanna ihrer Schwester zu Hilfe kam und Ria, in eine Ecke gedrängt, keine Möglichkeit sah ihn zu erhalten, warf sie den Strauß hoch über ihren Kopf hinweg und entschlüpfte Johanna, die gerade nach dem Strauß haschte, um ihn selbst wieder aufzuheben. Aber als sie die Hand auf ihn legen wollte, hatten Paraszi und Bertel die ihrige daran gelegt und sahen sich mit Blicken an, die kein Nachgeben hoffen ließen.

Johanna, den Ernst des Momentes erkennend, zog rasch den zweiten Strauß aus Rias Haar, und ihn den Gegnern zuwerfend, rief sie scherzhaft: „Da ist noch einer.“

Der lahme Graf, der es nicht aufs Äußerste treiben wollte, fing, mit einer dankenden Bewegung gegen Johanna, den zugeworfenen Strauß auf und sagte zu Bertel: „A tantôt!“

Der aber steckte den seinen prahlend ins Knopfloch

und sagte boshaft, sich zu Ria wendend: „Ich danke dir, daß du mir ihn zugeworfen hast.“

„Kein' Ursach,“ sagte sie, spöttisch knixend, „der Strauß flog, wohin es ihm beliebte.“

„Oder wohin du ihn dirigiertest,“ sagte Bertel hartnäckig.

Das Gesicht Paraszis flammte während dieses Zwiegespräches, und Ria sagte, komisch seufzend: „Du armer Strauß! Du kamst von dem Regen in die Traufe! Vor der Schwester wollte ich dich retten, und nun fällst du gar dem Bruder in die Hände.“

„Heuchlerin,“ zischte Bertel grimmig und ging hinaus.

Die Fürstin, welche der rasch abgespielten Szene mit einer Art von Bangigkeit gefolgt war, sah den Grafen, der sein zeitiges Aufbrechen mit der Entfernung seines Wohnortes entschuldigte, mit wahrer Erleichterung scheiden, und ihre Aufforderung, wiederzukommen, klang so kühl, daß Paraszi sich als abgefertigt ansah. Aber seine Rechnung mit Bertel war er entschlossen zu regeln, sobald Ria das Schloß verlassen haben werde. Daraus verdrängen wollte er sie nicht und deshalb lieber seine Sache vertagen.

Nach dem Tee begleitete Johanna ihre Mutter in ihr Schlafzimmer und sagte, als sie allein waren: „Hast du bemerkt, was vorfiel?“

Die Fürstin nickte bejahend.

„Und willst nichts tun, Ruhe zu schaffen?“

„Ich kann nichts tun,“ sagte die Fürstin dumpf.

„Du bist die Frau vom Hause,“ sagte Jo-

hanna, „und brauchst keinen unbequemen Gast zu dulden.“

Die Fürstin fuhr auf: „Meinst du, ich solle Ria fortschicken? Verdient sie eine solche Beleidigung? Hat sie sich bisher nicht musterhaft betragen?“

„Es ist nichts an ihr zu tadeln,“ sagte Johanna, „aber du siehst, wie es Bertel treibt, und du wirst doch nicht wollen —“ sie vollendete den Satz nicht, der nur mit einer tödlichen Beleidigung ihrer Mutter zu vollenden war.

Auch die Fürstin ließ ihn absichtlich unbeendet, denn der Stoß wäre zu tief gegangen, und sie sagte bewegt, aber entschieden: „Ich schicke Ria nicht weg. Sie ist die Tochter meiner Jugendfreundin, meiner Anverwandten, die mir in mancher schlimmen Stunde, da alles mich verließ, helfend und tröstend beistand. Sie bleibt.“

Damit wendete sie sich zu ihrem Toilettezimmer und zog die Glocke nach ihrer Kammerfrau.

Johanna wünschte ihr kalt gute Nacht, und die Fürstin erwiderte es ebenso.

Aber als sie allein war, brachen alle alten Wunden auf: „Bin ich meiner Tochter selbst nicht ebenbürtig? Wagt sie mir, etwas zuzumuten meiner Verwandten, dem Bürgermädchen gegenüber, was sie mir niemals zugemutet haben würde einer Verwandten ihres Vaters, einer Dame gegenüber? O wäre Hieronymus ein Bauer und nicht der Fürst Rödern, wie anders wäre meine Stellung? Ja, ich bin wirklich mesalliiert,“ sagte sie und drückte ihr Gesicht schluchzend in ihre Kissen.

Auch Mela und Ria, die nach dem Tee noch in den Garten gegangen waren, sprachen über die bedrohliche Begegnung der beiden Männer, und Ria erklärte wie Johanna, es gäbe kein besseres Mittel als ihre Entfernung. Aber nach Wien konnte sie nicht, denn ihre Mutter war noch nicht dort, und nach Pistyan zu reisen, war den beschränkten Mitteln ihrer Mutter zuviel auferlegen. Reisegeld vom Fürsten aber hätte sie um keinen Preis genommen.

„Weißt du was? Mela! Ich könnte vielleicht indes zu Frau Stur gehen?"

Mela schlug sich vor die Stirn. „Über den Szenen im Salon habe ich ganz vergessen, daß die alte Frau, gerade zur Teezeit, einen Boten an Jodokus geschickt hat mit einem Zettel, den ich abzugeben versprach, und der noch da in meinem Sacke steckt. Er ist offen, lesen wir ihn," und sie las ihn ohne weiteres; er lautete:

„Ich ersuche Sie, lieber Herr Ehrenz, Ihren Herrn Sohn Uffo erst in acht Tagen zu bringen, da meine Frau, durch einen Sturz, sich eine Verletzung beigebracht hat, die sie wohl so lange hindern wird, ihren Hausfrauenpflichten nachzukommen.

Ihr Diener Melchior Stur."

„Jetzt haben wir's," jubelte Ria, „du gehst morgen mit mir ins Försterhaus nachfragen, wie es Frau Stur geht; der Fürst wird uns dazu bevollmächtigen; ich biete mich der kranken Frau als Gehilfin an, Johanna macht indes zu Hause Ordnung mit dem Herrn Bruder, und du," sagte sie, Mela zärtlich am Kinn

fassend, „du machst mir den Grafen Paraszi abspenstig.“

Arm in Arm, in bester Laune, lachend, gingen sie noch spät in der Fürstin Schlafzimmer und wünschten ihr, die in ganz andrer Stimmung war, eine gute Nacht, wie sie ihnen selbst auch wirklich zuteil wurde.

Beim Frühstück wurde Herrn Jodokus, auf Melas Befehl, der Zettel des Försters übergeben, und als er ihn auf Verlangen laut vorlas, sagte der Fürst: „Da könnte ein häusliches Mädchen gute Dienste leisten,“ und sah dabei Ria an, die sah ihn wieder an, und pathetisch auf ihre Brust schlagend, sagte sie: „Cet homme là, Sire, c'est moi! Darf ich mich Frau Stur anbieten?“

„Wirklich,“ rief der Fürst, „du wolltest?“

„Gewiß, lieber Oheim,“ sagte sie, „ich hole meine Schürze,“ sprang auf und lief um den Tisch herum zur Fürstin: „Darf ich, liebe Tante?“ Und als diese, froh, einen Ausweg gefunden zu haben, schnell ja sagte, wurde mit Jodokus verabredet, daß er sie im Laufe des Vormittags ins Forsthaus führen, und wenn Frau Stur einwillige, dort lassen und niemandem etwas davon sagen solle.

Graf Adalbert kam erst, als die Sache abgemacht war, und in stillschweigendem Einverständnis sprach niemand vor ihm davon.

Als die beiden Schwestern Ria nach dem Frühstück auf ihr Zimmer begleiteten, sagte sie zu ihnen: „Da mir der Zufall so freundlich aus der Patsche hilft, müßt ihr, liebe Mädchen, mich nicht wieder

hineinbringen. ‚Wo ich sei und wo mich hingewendet', das muß ein Geheimnis bleiben, bis Bertel beim Regiment, Paraszi in den Theißsümpfen verschwunden ist. Heimlich muß ich durchgehen mit Herrn Ehrenz, zu Fuß, mein Bündel tragend, als Magd gekleidet, über die Hintertreppe, zu welcher die Tante die Schlüssel hat. Bei der Mariensäule hinter dem Park, am Eingang des Waldes, werde ich Herrn Jodokus erwarten und vom Schauplatz verschwinden, wie durch eine Versenkung. Du, Johanna, wirst Herrn Ehrenz verständigen und gleich an Ort und Stelle schicken; du, Mela, verschaffst mir den Schlüssel zum Pförtchen, sperrst meine Zimmer ab und bittest Vater und Mutter, reinen Mund zu halten. Wenn alle Gefahr vorüber ist, werde ich wieder auftauchen. Frau Stur soll mich für ihre Nichte ausgeben, und sooft wer von euch kommt, werde ich mich verstecken."

Die Jugend liebt das Abenteuerliche, und so gefielen auch die beiden Gräfinnen sich in dem Plan, den sie helfen sollten auszuführen. Mela ging um die Schlüssel zur Hintertreppe, Johanna wählte aus Rias Garderobe die Kleider, die für das Forsthaus paßten, und half sie zusammenpacken. Ria legte zurecht, was man ihr unter einem Vorwand an Frau Stur allenfalls noch nachschicken konnte, und dann sagten sich die Mädchen heiter Lebewohl; die Gräfinnen in der Voraussetzung, daß in acht Tagen der Spuk nicht mehr nötig sein werde, Ria mit dem Vorsatze, nicht zurückzukehren, vom Forsthaus aus ihre Mutter von ihrem Entschluß und dem, was ihm vorausgegangen

war, zu verständigen und sie zu bitten, ihre Heimreise zu ermöglichen.

Ria vermummte sich nun, so gut sie konnte, schlich mit ihrem Bündel zur nie benützten Hintertreppe, wand sich durch das dichte Gebüsch und die einsamsten Heckenwege und war bald an der Marienſäule. Sie setzte sich auf den Betschemel und bat das Sinnbild der leidenden Frau auf Erden, ihr voranzugehen auf ihren ferneren Wegen; dann harrte sie, beruhigt, ihres Begleiters, aber er kam nicht. Von Zeit zu Zeit gingen Bauersleute vorüber, dann zog sie ihr Kopftuch übers Gesicht und tat, als ob sie schliefe, und niemand achtete ihrer. Endlich hörte sie Männertritte vom Park her. „Es ist Jodokus," dachte sie, und stand schnell auf, aber ebenso schnell duckte sie wieder nieder und schlüpfte hinter die Marienſäule, denn es war Bertel, der des Weges gegangen kam. Er hatte von seinem Fenster aus eine Gestalt durch den Park huschen sehen, deren Art zu gehen ihm bekannt dünkte, aber sie hatte einen zu großen Vorsprung; er suchte umsonst im Garten, und so kam er jetzt hinaus in den Wald.

Es mußte Ria gewesen sein, und er wollte, er mußte einmal allein mit ihr sprechen; sie sollte ihm Rede stehen für die unerhörte Frechheit, sich von ihm ohne Erwiderung anbeten zu lassen. Er mußte sie endlich zu seinen Füßen sehen. War er denn nicht mehr Graf Adalbert Rödern? Und dann, er wollte sich es nicht gestehen — dann wollte er auch wissen, was nicht blau war?

„Madonna, decke mich mit deinen milden Händen,"

flehte das Mädchen hinter der Säule inbrünstig, aber Madonna war von Stein, und Adalbert erblickte einen vorwitzigen Rockzipfel.

Er trat näher und rief gebieterisch: „Ria!“ Und entschlossen kam sie hervor und sagte unbefangen: „Du bist es, Bertel! Ich fürchtete, es sei irgend ein Strolch.“

„Was machst du da? Wo willst du hin?“

„Zu einer Kranken wollte ich Wäsche tragen,“ sagte sie, auf ihr Bündel zeigend, und freute sich, daß sie nicht zu lügen brauchte, um ihn zu täuschen.

„Setze dich zu mir auf das Bänkchen,“ sagte er kurz.

„Es ist ein Betschemel, Adalbert, richte dich danach.“

„Auch gut, also setzen wir uns auf den Betschemel, und richte dich danach,“ sagte er, sie parodierend. „Ich muß dich etwas fragen. Liebst du den Grafen Paraszi?“

„Gewiß,“ sagte sie lächelnd, „er ist ein guter freundlicher Herr!“

„Liebst du mich auch? Bin ich auch ein guter freundlicher Herr?“

„Nein, Bertel, freundlich bist du nicht. Ob du auch nicht gut bist, das kann ich nicht wissen.“

„Ob du mich liebst, kannst du aber wissen,“ fuhr er sie an.

„Gewiß, ich liebe alle Menschen,“ sagte sie schelmisch.

„Ja,“ rief er, „wie der Teufel sie liebt, um sie zu quälen, zu höhnen, zu martern, zu verderben.“ Er sprang auf.

Sie blieb ruhig sitzen und sagte: „Ich hoffe, daß ich dich nie beleidigt habe, Adalbert; es würde mir, als Gast in deines Vaters Hause, so etwas übel anstehen. Neckereien kann ich mir erlaubt haben, und bitte dich deshalb um Vergebung. Verzeih!“ sie bot ihm ihre Hand.

Diesmal stieß er ihre Hand nicht weg, er ergriff sie und hielt sie fest, und ihr in die ehrlichen Augen blickend, sagte er weich: „Ria! sag mir, was nicht blau ist?“ Er sagte es so de- und wehmütig, daß sie nicht wußte, bei der sonderbaren Stimmung, in die es sie versetzte, ob sie weinen oder lachen sollte; sie wählte aber doch das letztere, weil es ihr näher lag, und rief: „O du neugieriger Bertel, o du kindischer Bertel, was kümmert dich das? So eine Läpperei!“

„Für dich, Ria, ist es gewiß keine Läpperei! Ich stand lange vor dir und betrachtete dich damals, ehe du das Wort aussprachst, und dann auch noch, ohne daß du es bemerktest. Du sahst nicht aus, als ob du etwas Gleichgültiges sagtest.“ Ria sah ihn fest und forschend an: „Willst du mir dein Ehrenwort geben, niemandem von dem zu sprechen, was ich dir jetzt sagen werde, nur sagen werde, um dich zu keinen weiteren Torheiten zu reizen —“

Er hielt noch immer ihre Hand; nun drückte er sie an sein Herz und sagte: „Mein Ehrenwort, Ria, und nun rede!“

„Setze dich,“ sagte sie und machte ihm wieder Platz auf dem Betschemel. „Es war in Pistyan —“

„Ah, da ist ja Fräulein Ria, und in der besten

Gesellschaft," sagte Jodokus, der eben herkam. „Aber Bertel, du verweilst hier, und dein Vater erwartet dich seit einer halben Stunde, um mit dir zum Bauernrennen nach Thalhof zu fahren? Es ist längst eingespannt, und du weißt, der Fürst läßt seine Jucker nicht gern lange stehen."

„Verwünscht seist du und das Rennen," sagte Bertel wild, indem er aufsprang. „Heut abend erzählst du mir die Geschichte weiter — von der Fuchsjagd," sagte er zu Ria, halb bittend und halb drohend, und lief fort.

„Ja, heute abend, wenn wir uns sehen," sagte sie vor sich hin, nahm Tuch und Bündel und folgte Jodokus auf dem Waldweg, den er sogleich einschlug.

Der sogenannte alte Jodokus, der weder alt war noch so aussah, war verstimmt und gegen das Mädchen eingenommen, weil er es mit dem jungen roué allein getroffen hatte. Wenn er ruhig überlegt hätte, würde er den Zusammenhang gefunden haben; denn wenn Ria ein Stelldichein geplant hätte, würde sie ihren Cousinen nicht aufgetragen haben, Jodokus so schnell als möglich zur Marienſäule zu schicken.

Das fiel ihm erst später ein; vor der Hand war er sehr verdrießlich, und es wäre Ria gewiß aufgefallen, wenn sie nicht in Gedanken versunken gewesen wäre über Adalberts Betragen.

War es nur Neugier, Rechthaberei, Herrschsucht, was ihn trieb, sie aufzusuchen, auszuforschen, zu brüskieren, mit Paraszi um ihren Strauß zu ringen?

Wie gut, daß sie fortgehen konnte aus diesem

Wirrsal, daß jeder Schritt sie der Ruhe und Klarheit, der Vernunft und dem Frieden näher brachte.

So wanderten die beiden fort, stumm und nachdenklich; es war ein weiter Weg, aber sie brauchten auch einen solchen, um sich ihre eigenen Gedanken zurecht zu legen.

Endlich fing dem harten Mann das junge Ding zu dauern an, das so anspruchslos und geduldig hinter ihm hertrabte, ihren Schritt dem seinigen anpassend, ihr Bündel schleppend, das er ihr nicht einmal angetragen hatte abzunehmen. Er sah sich plötzlich um und sah in den glänzenden Augen des Mädchens etwas noch Glänzenderes, zwei große schwere Tränen.

Er wollte nicht auf die gewöhnliche Art sie zu trösten versuchen, indem er um den Grund dieser Tränen fragte; er ließ ihr Zeit, die schweren Tropfen wegzuwischen, nahm ihr das Bündel ab, ohne viel zu fragen, und fing an, von ihrer Mutter zu reden.

Er erzählte ihr, indem er sie einlud, ein wenig da im dürren Laube zu rasten, daß er Frau von Aroldi als Mädchen und als Busenfreundin der Fürstin Lori oft gesehen habe, und wie hübsch und gut sie damals gewesen sei. Dann fragte er sie, ob ihre Mutter noch Klavier spiele und noch so freundliche blaue Augen und noch braunes Haar habe, was Ria alles bejahte. Ihr liebevolles Herz erschloß sich bei diesen Reden wie eine Blume im Sonnenschein, und ihre warmen Worte umströmten ihn wie Blumenduft.

„O, so geliebt zu werden von seinem Kinde," dachte

er, und die Tränen, die er bei Ria zu stillen bemüht gewesen war, drohten nun seinen Augen.

Nach kurzer Rast gingen sie weiter, aber nicht mehr hintereinander, sondern nebeneinander, wie ein paar gute Kameraden. Beide waren natürlich, verständig, musikalisch, beide liebten die Natur, Anknüpfungspunkte genug, um den Weg mit Gespräch zu verkürzen.

Am Forsthause angelangt, blieben sie überrascht stehen, daß sie es so bald erreicht hatten.

Frau Stur, welche über die Treppe gefallen war und sich den Arm schwer verletzt hatte, saß in der Kneipe in ihrem altväterischen Armstuhl und erschrak über den unerwarteten Besuch. Als ihr aber Jodokus sagte, daß ihr die Fürstin das kleine anstellige Mädchen schicke, ihren Arm zu pflegen und sie im Haushalt zu unterstützen, und Ria in ihrem einfachen Kleid sich so freundlich erbot zu tun, was sie wünsche, beruhigte sie sich und sagte, das Fräulein werde ja sehen, wie es ihm hier gefalle, und das Schloß sei nicht weit, wenn sie wieder dahin zurückkehren wolle.

Ria trat gleich munter ihr Amt an. Sie legte einen frischen Eisumschlag auf den kranken Arm der Forstmeisterin und deckte dann den Tisch für Jodokus, den Frau Stur nicht ohne Erquickung fortlassen wollte.

Sie hatte sich gemerkt, wie es die Frau neulich bei dem Besuche des Fürsten gemacht hatte, und machte es nun genau ebenso, das gewann ihr das häusliche Herz der Forstmeisterin, und sie gab zu, daß Ria ein

recht brauchbares Mädchen und ihr vielleicht von Nutzen sein könnte.

Als Jodokus gesättigt war, schied er von Frau Stur und bat sie, im Namen des Fürsten, das Mädchen für ihre Nichte gelten zu lassen vor den Hausleuten und vor Fremden; vor den Schloßbewohnern aber womöglich zu verbergen. Er werde ihr nächstens erklären, warum?

Ein Wagen des Fürsten erwartete Herrn Ehrenz an einer vom Försterhaus entfernten Stelle und führte ihn nach Thalhof. Das Rennen war in vollem Gang, als er dort ankam. Der Fürst, Bertel und sonstige Honoratioren standen auf einer geschmückten Tribüne und fungierten als Preisrichter, und Jodokus schloß sich ihnen an.

Auf Adalberts Frage, wo er Ria gelassen habe, sagte er kurz: „Bei einer Kranken!“ Nahm darauf von den Herren Abschied und fuhr zum Bahnhof, um von da aus mit Uffo zusammenzutreffen und ihn, wenn es Frau Stur genehm sein werde, ins Forsthaus zu bringen.

Bertel trug den welken Preißelbeerstrauß noch im Knopfloch, und Paraszi, der auch gekommen war, Ria mit den Littwitzer Damen zu sehen, stärkte seinen Haß an diesem Anblick.

Adalbert folgte den Blicken des Grafen, wie sie, über die ganze Umgebung hinweg, auf diesen welken Strauß glitten und daran hängen blieben, und er lächelte höhnisch bei der Wahrnehmung. Paraszi aber sagte sich: „à tantôt!“ und fing mit dem Fürsten

ein Gespräch über Pferdezucht an, in der er Meister war.

„Die Damen fehlen dem schönen Feste," sagte er endlich, um sich blickend. „Kommen sie nicht?"

„Ich erwarte sie jeden Augenblick," antwortete der Fürst, und wirklich kamen sie gefahren in dem Landauer der Fürstin, sie selbst, Johanna und Mela.

So hatten sie mit Ria verabredet; und als die Herren an den Schlag traten, wurde der Fehlenden mit keiner Silbe erwähnt. Der Fürst war zu sehr mit seinem Richteramte beschäftigt, um sonst etwas zu beachten, Paraszi wagte es nicht zu fragen, und Adalbert, der Ria bei der Kranken wußte, vertröstete sich auf den glückseligen Abend, wo er endlich doch erfahren sollte, was nicht blau war?

Als die Sieger gekrönt, die Nachzügler mit kleinen Nebenpreisen getröstet oder von den Glücklicheren verlacht waren, sich alle hinlänglich müde, staubig, hungrig und durstig fanden, trat jedes nach seinen Mitteln den Rückzug an.

Der Fürst forderte, unbefangen, in seiner gutmütigen gastfreien Weise, Paraszi auf, mit nach Littwitz zu Tische zu kommen, und dieser nahm es freudig an.

Bertels Ärger darüber machte den Damen nur Spaß, da sie keinen Konflikt zwischen den Männern fürchteten, weil der Gegenstand desselben entfernt worden war.

Adalbert, der, heimgekehrt, zuerst in den Speisesaal trat, zählte die Kuverts zufällig und rief den

Tafeldecker, um ihm zu sagen, daß ein Gast da speise.

„Ich weiß, Herr Graf, es ist für ihn gedeckt."

„Es sind nur acht Gedecke, und wir sind acht Personen von Haus."

„Um Vergebung, Herr Graf, nur sieben," sagte der Diener sich verbeugend.

„Zählen Sie doch an Ihren Fingern, Thomas," sagte Bertel, ärgerlich werdend. „Ich, Vater, Mutter, Johanna, Mela, Ria."

„Für Fräulein Ria wurde nicht gedeckt, auf Befehl der Gräfin Johanna."

„Nicht gedeckt? was, wie?" schrie Bertel seine Schwester an, die eben eintrat. „Du hast befohlen, für Ria nicht zu decken? Warum soll sie nicht bei Tische essen?"

„Weil sie fort ist," sagte Johanna kalt.

„Fort! Ein schreckliches Wort! Fort, hinweg, nicht mehr da! Nicht mehr sehen, nicht mehr hören können, was man doch immer sehen und hören möchte!"

Bertel taumelte von dem Schlag, den ihm das kleine einsilbige harte Wort versetzt hatte.

„Wohin? warum, wann?" stieß er endlich heraus.

Auf einen Blick der Gräfin zog sich der Tafeldecker bescheiden zurück, und sie faßte ihren Bruder, der wahrhaft zitterte, bei beiden Händen, und ihm strenge ins Gesicht blickend, sagte sie: „Was willst du mit Ria? sie ist kein Spielzeug für dich; du würdest sie zerbrechen."

„Ich will sie haben, ich will sie sehen, sie muß mir sagen, was sie mir versprochen hat.“

„Also nur neugierig bist du?“ sagte Johanna, indem sie ihn los ließ. „Wenn es sonst nichts ist, deine Neugierde soll Ria befriedigen; sobald ich Nachricht von ihr habe, werde ich sie um das fragen, was du zu wissen wünschest, und sie wird es mir sagen.“

„Mische dich nicht in meine Angelegenheiten!“ sagte Bertel drohend. „Ihr habt Ria fortgeschickt, nur ihr, ihr mißgünstigen Mädchen, aus Neid und Eifersucht, weil sie so schön, so hold ist —“ und seine Stimme bebte vor Zorn und Wehmut.

„Eifersucht! Neid!“ wiederholte Johanna. „Besinne dich, Bertel! Weshalb sollten wir Ria beneiden? Sind wir nicht jung und hübsch und leidlich gut und klug wie sie? Und,“ fügte sie im Vollgefühl ihres Wertes mit ruhiger Überzeugung hinzu, „wenn sie auch ein Engel wäre, so wäre sie doch noch immer keine Gräfin Rödern!“

„Ich kann sie aber dazu machen,“ sagte Graf Adalbert stolz, indem er seiner Schwester trotzig in die Augen schaute, die bei diesen Worten einen Augenblick purpurrot und dann leichenblaß wurde.

„Ja, du kannst sie allerdings dazu machen und glücklich, vielleicht, mit ihr werden,“ sagte sie, ihre Empfindung, die doch ihre gebrochene Stimme verriet, niederkämpfend, „aber nur, wenn du selbst nicht mehr der Graf Rödern sein willst; wenn du dich, um nicht der Paria unter den Brahminen zu sein, lossagst von deiner Kaste; wenn du für dich, deine Frau, deine

Kinder allen Vorrechten deiner Geburt, allen Ehren deines uralten Hauses entsagst und dich der Einsamkeit ergibst oder unter dem Pöbel verschwindest. Denn ein Leben zu führen wie dein Vater, dazu bist du nicht der Mann; durch Jugendfreundschaft und Erziehung, mit treuer Hinneigung, an dem Bürgertum hängend; aus Familienrücksichten und Eitelkeit um die Gunst und Wertschätzung des Adels werbend,

„Ist er hier und dort nicht heim,
Fremde Wurzel in diesem Boden,
Fremder Wipfel in jener Luft.'

Nur ein Mann von so viel Herzensgüte und so wenig Stolz, wie unser Vater, kann ein solches Verhältnis sein Leben lang tragen; aber er kann es eben auch nur tragen, beglücken kann es ihn nicht."

Bertel setzte sich dumpf brütend in eine Ecke. Johanna wurde immer erregter.

„Und nun unsere Mutter!" fuhr sie fort, ihm in seinen Schmollwinkel folgend. „Möchtest du einem heiß geliebten Wesen eine Existenz schaffen, wie die unserer Mutter? Eine Existenz, deren Grundton das Bewußtsein ist, durch sich selbst schon den Ihrigen ein Schaden, ein Flecken zu sein. In der langen Reihe unserer Ahnen als der trennende Minusstrich zu stehen? Kennst du eine ätzendere Empfindung, als die ist, welche die Wahrnehmung hervorruft, von seiner Gesellschaft für den Platz, den man in ihr einnimmt, zu gering befunden zu werden? Wenn du Ria liebst, bereite ihr dieses Los nicht!"

Die Suppe und der Eintritt der Tischgenossen machte der Rede des erhitzten Mädchens ein von Bertel längst gewünschtes Ende, und Johanna war Weltdame genug, sogleich den Ton und die Miene anzunehmen, welche für die Gesellschaft paßte, und die Röte auf ihren Wangen der scharfen Herbstluft zuzuschreiben.

Nicht so gut traf das Albert. In seinem Innern tobten Trotz, Wut und Schmerz, und das grausame kleine Wort: „Fort, fort!“ übertobte noch alles dies.

* * *

Im stillen Forsthause, inmitten des herbstlich buntgefärbten Waldes, saß indes die kleine Ria ruhig und kindlich plaudernd mit der munteren alten Frau, der Verwundeten eine sorgliche Wärterin. Die Pausen zwischen den kalten Umschlägen füllte lebhaftes Geplauder, die Pausen des Gespräches füllten die kalten Umschläge.

Ria ließ sich's nicht wehren, diese Nacht aufzubleiben, um die Heilung des Armes durch eifrige Pflege zu beschleunigen, und gewann so mit einem Schlag das einsam darbende Herz der alten Frau.

Frau Stur hatte ihre drei Kinder früh verloren; und was sie nur zu tragen vermochte, weil sie auf Gott vertraute und fest glaubte, daß er ihr die Geraubten rein und selig im Himmel wiedergeben werde, das trug der Förster-Jupiter in stolz antiker Weise und brachte dem verwaisten Mutterherzen keinen Trost.

Aber mit dem jungen Mädchen ließ sich reden. Sie weinte mit ihr, der alten Frau, und lachte mit ihr und fühlte sich bald nicht mehr fremd.

Der Tag und selbst die Nacht verflogen; morgens ging die rüstige Försterin, den Arm in einer breiten Schlinge, schon wieder ein wenig herum, und da es den nächsten Tag wieder besser ging, führte sie das Mädchen in Stall und Keller und Speisekammer, in Küche, Hühnerhof und Garten, zeigte und erklärte ihr die ganze Wirtschaft und machte zwischendurch ihre trockenen Bemerkungen, die Ria gar so belustigten.

Mittags, da es einen schönen warmen Herbstsonnenschein gab, aßen sie unter dem großen Nußbaum, der gerade noch so viel Blätter hatte, als sie brauchten, um die Sonne zu genießen und nicht von ihr belästigt zu werden.

Dann wies die Försterin ihrem teilnehmenden Gast, nicht ohne Stolz, ihre „schöne Stube", mit den wunderlichen alten, vom Urahn zum Urenkel vererbten Kasten, ihr Majolikageschirr, ihre silbernen Gehänge, ihre Filigranrosenkränze und alle die Altertümer, die sich in wohlhabenden Häusern auf dem Lande, wo man der Mode weniger huldigt, nach und nach ansammeln.

Nach der sauern Milch mit Schwarzbrot, die sie traulich miteinander einnahmen, sagte Frau Stur: „Ich werde Sie jetzt in das schöne Zimmer einquartieren, liebes Fräulein."

„Liebe Ria, wollten Sie sagen, nicht wahr, Frau Stur?"

„Gut also, liebe Ria, denn da in dem Kämmerchen neben mir können Sie nicht mehr bleiben, wenn der Förster wieder heim kommt aus dem Waldhaus, wo er diese Woche, des Holzschlagens wegen, zugebracht hat. Kommen Sie!“

Ria folgte der Försterin wieder in die schöne Stube. Sie war wohl schön, die schöne Stube, aber da schlafen? In dem riesigen Bett mit schwarzen Säulen, die den schweren Damasthimmel trugen, gegenüber dem viereckigen bunten Kachelofen mit dem Leiden Jesu, ringsherum die schwarzen Kasten mit geschnitzten Figuren, mit Einsätzen von dem traurigen Ruinenmarmor. Da schlafen? Unter den vielen Hirsch- und Gamsköpfen, die drohend ihr Geweih zu schütteln und mit klagenden Augen drein zu blicken schienen, daß man sie so bald der Alpenweide durch die mörderische Kugel entrissen hatte. Da schlafen? Das schien Ria unmöglich. Aber sie getraute sich nicht, es zu sagen. Frau Stur wollte ihr offenbar eine Ehre antun mit der Zumutung, denn es war ihr „schönes Zimmer“, ihre Schatzkammer, das Gastzimmer, in welchem schon Gott weiß wie viele Fürsten Rödern übernachtet hatten.

Sie sagte nichts, aber sie mußte recht unglücklich aussehen, weil Frau Stur sie lächelnd anblickte und sagte: „Mir scheint, mein kleines Fräulein schrecken die toten Hirsche und Gemsen, und sie schliefe lieber wo anders?“ Und als Ria verschämt nickte, fuhr sie fort: „Ich werde lieber das Stübchen neben der Kneipe für Sie herrichten lassen, nicht?“

„O ja, ja,“ sagte Ria bittend.

„Es ist zwar ebener Erde, aber alle Fenster sind vergittert und haben feste Fensterladen; auch ist es unerhört, daß Schelme sich an ein Försterhaus getrauen, sie fürchten die Hunde und die Flinten."

„O ins Kneipenstübchen mit mir, liebe Frau Stur, ich fürchte mich da heroben in der Menagerie. Da herein gehört ein Nimrod, ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, und nicht so ein Hasenfuß wie ich."

„Nun, so gehen wir hinunter, liebe Tochter," sagte Frau Stur, und Ria richtete sich lustig ein im Kneipenstübel.

Gegen Abend, als die beiden dort beisammen saßen, kam die Hausmagd, die dicke Liese, und sagte: „Frau! es ist einer aus dem Schloß draußen, mit einem Paket an die Frau."

„Bring es herein, gib ihm ein Stück Butter und Brot und ein Glas Most, und red' nichts von meiner Nichte." Liese ging.

„Bin neugierig, ob sie's nicht just sagt?" bemerkte Frau Stur als Menschenkennerin. Aber diesmal hatte sie mit falschen Faktoren gerechnet: Liese schwieg, denn es war nicht der Rechte aus dem Schloß gekommen, der, dem sie nichts hätte verschweigen können, sondern nur der dumme Gärtnerjunge, und aus Verdruß schwieg sie und brachte nur einen Pack, mit einem Gruß von Mela darin.

„Um so besser," dachte Ria, „wenn es so glatt abläuft; ich möchte mich hier ausruhen, denn ich bin wirklich müde, und dann heim zu meiner armen Mutter."

Aber es war ihr doch ärgerlich, daß sie so spurlos hatte verschwinden können aus dem Familienkreise, ohne viel Aufhebens, und ohne daß jemand danach zu fragen schien.

Der Förster, der einige Tage schon in dem Jagdhaus gewesen war, kam spät abends sehr ermüdet heim und begrüßte das Mädchen, welches ihm damals im Holzschlag gefallen hatte, etwas erstaunt, aber freundlich.

„Wüßtest du, was deine Preißelbeeren angerichtet haben, du würdest sie ein andres Mal lieber deiner Frau zum Einsieden bringen!" dachte Ria, und dieser Gedanke, der weiter keine Ansprüche machte, genügte, sie in so gute Laune zu versetzen, daß sie beim Nachtmahl den alten Leuten Schnurren erzählte und sie herzlich lachen machte.

Als das Ehepaar endlich die Kneipe verließ und in ihr Schlafzimmer hinaufstieg, ging Ria auch in ihr Stübchen und schrieb ihrer Mutter. Aber was sollte sie schreiben? Daß Bertel ungebärdig sei? Konnte ihre Mutter es wehren, daß Paraszi sich ihr wieder genähert? War sie ihm doch wieder entschlüpft. „Mir scheint, ich nehme alles viel zu hoch auf; ich werde meiner Mutter nicht den Badeaufenthalt verderben, sie beunruhigen, vielleicht bekümmern! Nichts schreibe ich von alledem, nur: ‚Liebste, beste Mutter! Ich sitze hier mitten im Walde, atme seinen Duft, horche seinen Vögeln, pflege, auf den Wunsch des Fürsten, die gute Frau Stur, von der ich Dir neulich schrieb, und bin Deines Winkes zur Heimkehr gewärtig. Ich werde

Dir vieles zu erzählen haben, wenn ich zu Dir komme, was jetzt — — —“ sie unterbrach den Brief, lehnte sich, wie sie meinte, nur um noch ein wenig nachzudenken, in ihren Stuhl zurück und schlief ein.

Da hörte sie plötzlich, durch allerlei Träume hindurch, ein unerklärliches Geräusch. Es scharrte und kratzte etwas unter ihrem Fenster, und dann gab es einen leisen, langgezogenen Ton von sich. Sie setzte sich gerade, sie sprang von ihrem Sessel auf und schlich ans Fenster. Durch den Spalt des Ladens, den sie ein wenig öffnete, sah sie etwas Weißes unter ihrem Fenster liegen. Sollte der Förster einen seiner Hunde ausgesperrt haben? Sie erkannte, im Halbdunkel einer Herbstnacht, deutlich die Gestalt eines Hundes. Offenbar hatte das Tier den Lichtschein, der durch den schlecht geschlossenen Fensterladen gefallen sein mochte, gesehen und sich deshalb hergewendet.

Alles im Hause schlief; der Förster tiefer als gewöhnlich, weil er in der Jagdhütte die vorige Nacht einem Hirsch aufgepaßt hatte. Das Tier witterte offenbar die Nähe eines Menschen oder hatte das leise Geräusch wahrgenommen, welches Ria in ihrem Zimmer machte; es richtete sich auf und heulte vernehmlich. Es war ein weiß und gelb gefleckter Bernhardinerhund, der unter ihrem Fenster stand, sie sah ihn jetzt deutlich.

„Der Hund sucht Hilfe,“ sagte Ria, „ein Mensch ist im Walde verunglückt, und der Hund kann ihn nicht weiterbringen, sonst käme er nicht her.“

Sie nahm entschlossen ihren Leuchter und ging, um Liese zu wecken. Als sie an das Bett der Magd

trat, rief diese, zum Tode erschrocken: „Jesus, Maria und Josef, was gibt's?"

„Ein Hund heult vor der Türe," sagte Ria, und eben gab der Bernhardiner wieder einen Laut.

„Es ist der Gottseibeiuns," jammerte Liese und steckte den Kopf unter ihr Federbett. Aber Ria packte sie entschlossen bei den Schultern, schüttelte sie derb und sagte befehlend: „Gleich steh' auf und geh den Förster wecken. Wo ist der Hausschlüssel?"

„Auf dem Tisch an der Türe des Herrn," sagte Liese, ihre Röcke überwerfend.

Ria sprang die Treppe hinauf und klopfte an das Schlafzimmer. Frau Stur erwachte und fragte, was es gebe.

Ria bat um den Hausschlüssel, und daß die Frau den Förster wecke, sie sei überzeugt, es sei etwas im Walde geschehen, umsonst suche ein Bernhardinerhund nicht Hilfe.

„Recht haben Sie, mein Kind," sagte Frau Stur und weckte ihren Mann, indes Ria mit dem Schlüssel hinablief, die dicke Liese herauszerrte und die Haustüre aufschloß. Auf das Geräusch an der Türe kam der Hund von der anderen Seite des Hauses, wo er unter Rias Fenster gestanden war, eilig herüber und leckte die Hand, die das Mädchen durch die etwas geöffnete Tür steckte.

„O du armes gutes Tier, für wen bittest du denn?" sagte sie und wollte hinaustreten, aber der Förster, welcher indes herabgekommen war, hielt sie zurück.

„Liese, wecke Andres und Franzl; Stricke, Gewehr und Äxte sollen sie mitbringen, schnell! schnell!“ Und die Magd setzte ihre dicken Beine in scharfen Trab. „Sie, Fräulein, warten ein wenig, bis ich meinen Hirschfänger genommen habe, den ich gestern in der Kneipe ließ,“ und er ging, die Waffe zu holen; Ria aber, voll Ungeduld, öffnete die Türe, als sie ihn zurückkommen sah, und der Bernhardiner stürzte herein. Nach ein paar freudigen Sprüngen faßte er ihr Kleid und zog sie mit sich fort, und ehe der Förster noch seinen Wettermantel übergeworfen hatte, lief der Hund, Ria nachziehend, waldein. Der Förster sah ihnen staunend nach, verlor aber seine olympische Ruhe nicht. Mit den Jägerburschen, die samt dem Verlangten jetzt herbeikamen, folgte er im Gebirgsschritt den Voraneilenden und blieb ihnen doch immer so nahe, daß er das weiße Fell des Hundes und Rias weiß und schwarzen Plaid schimmern sah. Endlich blieb der Hund mit dem atemlosen Mädchen stehen, und sie blickte ängstlich um sich und auf den Boden; da lag, zu ihren Füßen hingestreckt, ein toter Mann, wenigstens sah er so aus. Blut rieselte an seiner Schläfe nieder, das Gesicht war gegen den Boden gekehrt, die Arme weit vorgestreckt.

„Heiliger Gott!“ seufzte Ria, indem sie schaudernd einen Schritt zurücktrat; dann aber, beschämt durch den Hund, der sich winselnd zu dem Toten hinstreckte, sein Blut leckend, kniete sie nieder und befühlte das bleiche Gesicht; es war noch warm; sie legte die Hand an seine Brust, das Herz schlug noch. „Ruhig, ruhig,

Hund, dein Herr lebt noch," sagte Ria, und der Schein, den die Laterne der herbeigekommenen Jägerjungen auf den Liegenden warf, überzeugte sie, daß sie recht habe. Der Forstmeister untersuchte den Mann, der bewußtlos und verwundet, aber nicht tot noch sterbend war, und hieß seine Leute Zweige abhauen, um eine Tragbahre zu machen, während Ria ihm vergebens ihr Riechfläschchen an die Nase hielt und mit ihrem Tuch seine Wunde verband.

Als die Bahre fertig war, half Herr Stur seinen Leuten den Verwundeten vorsichtig aufheben und so sachte als möglich auf die zusammengebundenen Äste legen; und Ria suchte, sie wußte selbst nicht weshalb, um die Stelle herum, wo er gelegen, nach irgend einem vielleicht dort verstreuten Gegenstand.

Als der Mann gebettet war und die Jägerjungen, auf Sturs Befehl, langsam und gleichmäßig ausschreitend, sich mit ihm gegen das Forsthaus zu auf den Weg machten, kam der Förster auch herbei und griff in dem zerdrückten und blutbefeuchteten Grase herum, ob etwas zu finden sei, was über den Mann und seinen Unfall Aufschluß geben könne.

„Nichts," sagte er aufstehend, „ich finde nichts."

„Ich auch nichts," sagte Ria und war im Begriff, dem Beispiel des Försters zu folgen, als eben die Hand, auf welche sie sich stützen wollte, um aufzustehen, an einem harten Gegenstande abglitt.

Sie erfaßte ihn und steckte ihn, ohne zu wissen warum, heimlich in ihre Tasche, so daß der Förster nichts von diesem Umstand erfuhr; ja, sie hielt auf

ihrem Heimweg die Hand immer feſt auf ihren Fund, um ſo mehr, als der Hund, manchmal von der Begleitung der Tragbahre gegen ſie umkehrend, ſich unheimlich ſchnuppernd an ihre Taſche drängte.

Die Jägerjungen ſchritten mit ihrer Laſt wacker aus, und der Förſter folgte raſch mit dem Mädchen und dem Hunde, der zwiſchen ſeinem Herrn und Ria hin und her lief.

„Es iſt keine Zeit zu verlieren," ſagte der Förſter, „die Kopfwunde ſcheint mir ſehr bedeutend, auch die völlige Bewußtloſigkeit ſpricht dafür."

Als ſie an das Forſthaus kamen, öffnete Lieſe ſogleich, denn ſie hatte auf Befehl ihrer erfahrenen Herrin ſchon eine Weile am Fenſter Wacht gehalten, um gleich zur Hand zu ſein. In der Küche loderte das Feuer, warmes Waſſer ſtand bereit, alte Leinwand, ein Badeſchwamm des Förſters, chirurgiſches Beſteck, Eis in einem Waſchbecken auf der Kellertreppe; heißer Holländertee, die Rumflaſche und die Zuckerbüchſe zur Erquickung für den Förſter und ſeine Leute. Obwohl ſie nicht gewagt, in der kalten Nacht ihr Bett zu verlaſſen, hatte die alte Frau doch an alles gedacht und für alles geſorgt und rief nun Ria, die ſo ſchon auf dem Wege war, an ihr Lager, um die einzelnen Umſtände der nächtlichen Expedition von ihr zu erfahren. Ihre erſte Regung war, als ſie das Mädchen, für das ihr bange geweſen war, ſo friſch und munter wiederſah, ſie beim Kopf zu nehmen und herzhaft zu küſſen. Dann ließ ſie ſich die Begebenheit haarklein erzählen, nur von ihrem Funde ſagte Ria nichts, denn ſie

fürchtete ein unbekanntes Etwas, eine schreckliche Entdeckung, bei welcher der geheimnisvolle Gegenstand, den sie bis jetzt nur gefühlt und noch nicht einmal anzusehen gewagt hatte, vielleicht eine unerwünschte Rolle spielen könnte.

Indessen hatten die Männer den Bewußtlosen in das Gastzimmer auf den großen Tisch gelegt, ihm seine eleganten Kleider ausgezogen und den Kopf vorsichtig von Sand und Blut gereinigt. Der Förster fand an der rechten Seite, oberhalb der Schläfe, eine vertiefte, noch blutende Wunde, deren Ränder zu schwellen anfingen und die nur von einem schweren Fall auf einen Stein oder einem Schlag mit einem harten gerundeten Instrument herkommen konnte. Dieser Fall oder Schlag hatte eine Gehirnerschütterung hervorgebracht, und daher die andauernde Ohnmacht.

„Legt ihn behutsam ins Bett," sagte Stur zu den Jägerjungen, die seine Befehle sorgsam ausführten.

„Wollen oder können Sie abkommen? Herr Stur," fragte Ria zur Türe herein, „Ihre Frau verlangt nach Ihnen."

„Gleich, gleich," antwortete der Förster, und die Jägerjungen samt dem treuen Bernhardiner zur Wacht oben lassend, ging der Förster zu seiner Frau.

„Wir müssen um den Schloßarzt schicken," sagte er eintretend, „die Ohnmacht dauert zu lange, sie könnte leicht mit dem Tod enden."

„So schick' nur gleich," sagte Frau Stur lebhaft, „der Andres, der ist der Ältere und Kouragiertere."

„Ja," murrte Stur, „und auch eine Memme. Er

wird schwerlich allein gehen wollen; es ist Mitternacht, und der Schreck ist den Burschen in die Glieder gefahren."

„Schicken Sie beide Jungen, Herr Förster," sagte Ria dringend, „Liese und ich bleiben bei dem armen Menschen, und ich mache ihm Eisumschläge, das kann ich ja," lächelte sie auf Frau Stur hin, und diese sagte: „Ja, Sie armes Kind, darin haben Sie Übung im Försterhaus."

„Sie sind ein barmherziges und tapferes Fräulein," sagte der alte Waidmann, mit leuchtenden Augen, „und wenn ich braune Haare hätte, würde ich Ihre Farbe tragen."

„Oho," rief Frau Stur und lachte, der Förster aber ging die Treppe hinan, rief die Jungen und schickte sie fort und stieg dann vollends hinauf in das Zimmer, in dem der Kranke lag, totenbleich und regungslos. Die Schüssel mit Eis stand schon neben dem Bette; Ria trat gleich ihr Amt an; der Förster sah, daß sie, ohne Furcht und Zaudern, das Tuch von der Wunde nahm und den kalten Lappen zart und genau darauf legte; und als sie ihm zuredete, nun hinabzugehen, seinen Tee zu trinken und endlich im Bette auszuraften von der Strapaze, die ihm noch nach der Anstrengung des Tages geworden, tat er nach ihrem Rat, denn er fühlte die Notwendigkeit nachzugeben. Sie bat ihn, die Türe des Zimmers, die auf die Treppe führte, offen zu lassen und Liese anzuweisen, ihr eine Tasse Tee zu bringen und von Zeit zu Zeit heraufzuschauen. Der Förster ging, und Ria setzte sich

ans Bett, auf den Fußboden, zu dem Hunde, der ihr Hände und Füße leckte. Jetzt erst betrachtete sie den Mann, der wie tot dalag. Er war schön und jung, und trotz seiner Todesblässe und Todesstarrheit sah man, daß weiche Herzensgüte in gesunden Tagen diese edlen Formen beherrschen mußte.

„Er muß ein guter Mensch sein," seufzte Ria, „wenn er nur wieder erwachte."

Dann nahm sie aus der Tasche ihres Kleides, wohin sie es im Walde gesteckt hatte, das harte runde Ding, das sie an der Stelle gefunden hatte, wo der Mann gelegen war, hielt es gegen das Licht, welches hinter einem Schirm in der Ecke stand, und sah zu ihrem Todesschrecken, was es war. Gott im Himmel! Es paßte gerade in die vertiefte Wunde!

Der Hund wurde unruhig, gähnte laut, setzte sich vor sie hin und stieß an ihre Hand mit seiner kalten Nase; Ria wickelte ihren Fund hastig in ihr Sacktuch und barg ihn auf ihrer Brust, den Plaid dicht um sich schlagend.

Der Hund beruhigte sich wieder, als sie sich mit dem Kranken zu tun machte, und sie legte die kalten Bauschen wieder auf die unglückselige verräterische Wunde, die, blutrünstig weit umher, dem Eise zum Trotz immer mehr anschwoll.

So müde und schläfrig Ria gewesen war, als sie sich erbot, bei dem Kranken zu wachen, um den Förster zum Ruhen zu bewegen, so aufgeregt war sie jetzt. Sie konnte nicht auf einem Fleck bleiben, sie mußte auf und nieder gehen.

Der Hund folgte jeder ihrer Bewegungen mit klugen Blicken, und wenn sie sich dem Bette näherte und Eis auf seines Herrn Wunde legte, leckte er ihre Hände.

Als sie einmal wieder so ans Bett trat, war ihr, als höre sie einen leisen Seufzer; sie horchte und heftete ihre Blicke fest auf die Züge des Kranken. Es war ihr, als flöge eine leise Bewegung über das bleiche Gesicht; wirklich! sie täuschte sich nicht, der Mann öffnete die Augen!

Eine solche Freude kam über sie, daß sie die Hände zusammenschlug und aufhüpfte, wie ein Kind vor dem Christbaum; und diese Freude verklärte ihr Antlitz so, daß der Mann im Bette, dessen Blicke an ihr hingen, murmelte: „Im Himmel! ein Engel! was ist denn nur geschehen?"

„Sie sind gefallen," sagte Ria langsam und deutlich. „Und haben sich am Kopfe verletzt."

Aber der Fremde wiederholte immer: „Was ist denn nur geschehen?" so daß Ria das Antworten aufgab, weil es offenbar noch nicht Tag war in seinem Gehirn.

Endlich guckte Liese zur Türe herein; aber den Tee hatte sie unten vergessen. Der Förster hatte den seinen getrunken, etwas dazu gegessen, sich niedergelegt, und Liesen aufgetragen, Ria alles Nötige zu bringen und nach ihr zu sehen, aber Liese war selbst eingeschlafen, der Tee erkaltet, das Feuer ausgegangen, die Lampe verlöscht, und erst die Morgenröte und die Gewohnheit der Magd, um diese Zeit aufzustehen, hatte sie geweckt und voll Schreck heraufgetrieben.

„Und mein Toter ist inzwischen lebendig geworden," sagte Ria, in die Hände klatschend. „Du Schlafmütze, schau!" und sie lachte ihr in das verschlafene, aufgedunsene Gesicht und drehte sie gegen das Bett.

Der Mann blickte mit gläsernen Augen auf die beiden Mädchen und wiederholte: „Ein Engel! was ist denn geschehen?"

Liese guckte mit offenem Mund und verblüffter Miene nach dem Kranken, der immer dieselben Worte murmelte wie im Traume, Ria aber wurde durch dieses unbewußte Treiben des Mannes beruhigt, denn sie hoffte, er werde die Dinge, die seiner Verwundung vorausgegangen waren, vergessen haben, wenn er wieder zur Besinnung käme.

Sie irrte sich nicht. Eine Gehirnerschütterung hat gewöhnlich die Wirkung, daß sie dem, der sie erleidet, ihre Veranlassung völlig verwischt. Ein Moment, aber ein viel früherer, bleibt festgebannt im Gedächtnis zurück, der eigentlich entscheidende wird völlig vergessen, und keine Erzählung von Augenzeugen, keine Anstrengung des Erinnerungsvermögens ist imstande, ihn zurückzurufen.

So wußte der Mann im Bette, als er wieder vernünftig sprechen konnte, nichts von der Begebenheit zu sagen, als daß er einen Reiter, von den letzten Strahlen der hochrot untergehenden Sonne beleuchtet, im schnellsten Trab auf sich habe zukommen sehen. Alles was darauf und daraus gefolgt war, hatte die Gehirnerschütterung verwischt; und es war gut, sonst

hätte der Mann eine böse Erinnerung gehabt. Liese starrte noch sprachlos aufs Bett, Ria legte das Eis auf die Wunde, der Kranke wiederholte eintönig seine Frage, als das Läuten der Hausglocke die Magd an die Türe, Ria ans Fenster rief.

Der Doktor war endlich mit den Jägerburschen gekommen und stieg schwerfällig die Holztreppe hinauf, begleitet von dem Förster.

Ria hatte sich mit ihrem Plaid verhüllt und huschte hinter dem Rücken der Männer hinaus, denn der Doktor, der sie im Schlosse manchmal gesehen hatte, durfte nicht wissen, daß sie hier sei.

Der Förster referierte, der Doktor untersuchte, der Patient wiederholte eintönig seine Phrase. Endlich sagte der Arzt: „Ich halte die Wunde als von einem Schlage mit einem ausgezackten kugelartigen Instrument herrührend. Ein Fall ist nicht ausgeschlossen, aber nicht wahrscheinlich. Sie müssen die Anzeige machen, denn diese Wunde kann, je nachdem es geht, den Tod zur Folge haben." Der Forstmeister fluchte im Herzen.

„Die Anzeige bei Gericht? Das kann so ein Pillendreher, der nicht weiß, wie es bei Gericht noch wie es im Walde zugeht, recht leicht sagen. — Bei Gericht!" sagte er endlich laut, „dazu habe ich gerade Zeit. Außer der Plage mit dem Verwundeten, nun noch die Schererei bei Gericht!"

„Was die Behandlung betrifft, so ist sie ganz zweckmäßig," sagte der Doktor. „Und ich bitte dabei zu bleiben. Wer war die kleine Person, die aus dem Zimmer wischte, als ich kam?"

„Meine Nichte, sie hat die Nacht bei dem Kranken zugebracht und ist schlafen gegangen. Wann kommen Sie wieder, Doktor?"

„Heute abend. Nur mit dem Eis fortfahren, nur liegend zu trinken geben, so wenig als möglich bewegen, auch wenn er zu sich kommen sollte. Adieu!" und fort war er, der weise Doktor, und der blasse junge Mann blickte ihm mit ausdruckslosen matten Blicken nach, der Hund aber, nachdem er seinen Herrn aufmerksam betrachtet hatte, lief wedelnd zur Tür, als wollte er Ria rufen. Doch diese kam ohnehin hinter dem Rücken des scheidenden Arztes herauf. Sie legte wieder Eis auf und setzte sich so, daß der Patient sie nicht sehen konnte, denn sie spürte seinen unheimlichen Blick auf ihrem Gesicht. Es war ein Suchen nach Bewußtsein, ein Ringen — nach dem Blutnebel, in den der schwere Schlag das arme Hirn gehüllt hatte — in dem Auge und in den Gesichtszügen zu lesen, das peinlich genug sein mußte, und Ria wollte durch ihre Erscheinung die Verwirrung des kranken Kopfes nicht noch vermehren.

Auch hatte sie mit ihrem eigenen Kopfe genug zu tun, den der Schlag mit dem stumpfen runden Instrument fast in eben so große Bedrängnis brachte.

Was sollte sie tun, wenn sich wirklich das Gericht dreinmischte, wie der Arzt verlangte?

Aufgeregt, wie sie war, von dem schaurigen Ereignis, der Ermüdung und Schlaflosigkeit der vergangenen Nacht, sah sie sich selbst als Mitschuldige ergriffen und gefesselt, hörte sie die Riegel des Kerkers klirren und den Henkerskarren rollen.

Die brave Forſtmeiſterin machte dieſen Phantaſien ein heilſames Ende mit einer Kanne guten Kaffees und einem tüchtigen Stück Milchbrot, einem nicht zu verſchmähenden Teil Wirklichkeit.

„Da eſſen Sie liebes Kind, und dann gehen Sie zu Bette, Sie ſind ganz blaß und haben genug geleiſtet. Ich werde bei dem Kranken bleiben, bis Sie ſich ordentlich ausgeſchlafen haben.“ Ria ließ ſich die Anordnungen der mütterlichen Freundin gefallen, aß, trank und ſchlief dann, wie müde junge Mädchen mit einem guten Gewiſſen ſchlafen, obwohl ihr Gewiſſen in einem Punkte etwas beunruhigt war.

Gegen abend, als Ria ausgeſchlafen und wieder aufgeſtanden war, entſtand ein großes Geſäuſe vor dem Förſterhauſe. Wagen fuhren vor, Reiter ſprengten an, Ria aber getraute ſich nicht herauszugehen.

Endlich ſchlich etwas durch die Kneipe, klopfte leiſe an die Türe und flüſterte: „Ria, mach auf!“ Es war Melas Stimme.

„Oh du gute liebe Mela,“ ſagte Ria, als ſie den Riegel weggeſchoben hatte und die beiden Mädchen ſich umarmten. „Wo iſt Johanna?“

„Oben mit der Mutter.“

„Und Bertel?“

„Läßt ſich nicht zu Hauſe blicken.“

„Bin ich ſicher hier vor ihm?“

„Ich denke wohl,“ ſagte Mela. „Wir haben ihn, ſeit du fort biſt, nicht mehr geſehen, nur den erſten Tag zu Mittag, wo er deine Entfernung erfuhr und wütend darüber war.“

„Ich kann aber doch nicht hinausgehen der Diener wegen?“

„Es sind nur Kutscher und Reitknechte mit, und die sind draußen bei den Pferden. Komm nur!“

Aber wie sie gehen wollten, kamen Fürst und Fürstin, Wolf und Agnes und Johanna in die Kneipe und lobten Ria und liebkosten sie; denn der Förster und seine Frau hatten ihnen die Geschichte der Nacht erzählt; sie aber war still und nachdenklich und wußte nicht, ob sie etwas sagen sollte, und was, und wem?

„Wer den Mann nur so schwer verwundet hat, und warum?“ sagte die Fürstin.

„Wenn man nur erst wüßte, wer er ist,“ bemerkte der Fürst. „Ich weiß nicht, er hat mir etwas Bekanntes oder doch etwas Sympathisches! Ich denke hin und her, wo ich ihn gesehen haben könnte, aber es will mir nicht einfallen. Die Sache muß angezeigt werden. Stur geht morgen nach Wirsing zum Gericht; vielleicht bringen sie es doch heraus, wer der Täter ist.“

„Räuber und Mörder so nah' bei Littwitz! Das ist sehr unangenehm,“ bemerkte die Fürstin. Und sich gegen das Mädchen wendend: „Du warst ja die erste, die ihn auffand, Ria! Lag dort nichts, was auf die Spur führen könnte?“

Ria wurde blaß und rot bei dieser Frage der Fürstin; zum Glück für sie fuhr Mela dazwischen: „Erzähl' uns doch, wie es war, wie er dalag, wie er aussah?“ Und Ria benutzte die Gelegenheit, über die gefährliche Frage hinwegzuschlüpfen, und erzählte. Dann aber sagte sie, Frau Stur werde wohl schon müde

und hungrig sein, sie wolle ihre Stelle bei dem Kranken einnehmen.

„Die Försterleute sind schon zu Tische gegangen," sagte Johanna. „Und die dicke Liese sitzt oben."

Aber ob Ria gegessen habe oder nicht, darum fragte niemand, und es war ihr auch ganz recht, denn sie wollte zu ihrem Kranken. Sie sagte daher: „Liese müsse jetzt auch essen gehen und sie wolle sie ablösen," verabschiedete sich nur rasch und eilte hinauf.

Warum trachtete sie so fort? Alle sahen ihr verwundert nach. Eben kamen, von ihrem beendigten einfachen Mahle, Frau Stur und ihr Mann zurück zu der Gesellschaft in die Kneipe.

„Haben Sie denn die Kleider des Mannes schon untersucht, lieber Stur?" sagte der Fürst. „Vielleicht geben die einigen Aufschluß."

„Untersucht? Eigentlich nicht. Ich habe eine gewisse Scheu, die Brieftasche zu berühren, die ich in seiner Rocktasche stecken sah, und die enthält vielleicht seine Karte. Auch waren wir so beschäftigt und ermüdet alle im Hause, daß wir uns eigentlich für sonst nichts interessierten als für die Pflege des Unglücklichen."

„Führen Sie mich hinauf, lieber Stur," sagte der Fürst. „Ich werde in Ihrer Gegenwart die Brieftasche untersuchen und auch, was sonst noch bei dem Manne gefunden wurde. Wartet auf mich," sagte er zu Frau und Töchtern. „Ich fahre mit euch. Philipp soll mein Pferd nach Hause führen."

Die beiden Herren stiegen miteinander hinauf ins

Krankenzimmer, da saß Ria wieder auf dem Boden am Bett und hielt den Hund, der sonderbar unruhig war.

Als der Fürst sich ihnen näherte, fuhr das Tier auf ihn los, so daß das Mädchen alle Mühe hatte, ihn zu bändigen, mit guten und strengen Worten.

„Was zum Teufel hat der Hund gegen mich?“ sagte der Fürst erstaunt. „Er sieht mich zum erstenmal, das ist's vielleicht.“

„Er wurde plötzlich so unruhig,“ sagte Ria. „Ist jemand sonst ins Haus gekommen?“

„Nicht daß ich wüßte,“ antwortete der Förster. „Aber es wäre vielleicht geraten, die Kleider seines Herrn nicht zu berühren, so lange der Hund im Zimmer ist.“

„Wollten Sie wohl so gütig sein, Fräulein, ihn hinab zu führen in die Kneipe? Er gehorcht nur Ihnen, und seine Durchlaucht wünschen die Effekten des Mannes zu untersuchen, um vielleicht etwas über ihn zu erfahren.“

„Gerne,“ sagte Ria und rief den Hund schmeichelnd mit sich in die Kneipe, wo die Familie Rödern bei Frau Stur saß. Aber auch da benahm er sich ganz ungewöhnlich; er schnupperte herum, murrte, wenn er an Rias Tasche streifte, in der sie ängstlich ihren Fund bewahrte, spitzte die Ohren und stieß von Zeit zu Zeit ein keineswegs sehr beruhigendes Geheul aus.

Das Mädchen war, was ihr selten geschah, ganz ängstlich und verlegen, entschuldigte den ungalanten Bernhardiner, dem augenscheinlich die vornehme Ge-

sellschaft nicht recht war, und zitterte vor einem heftigeren Ausbruch seines Mißbehagens.

Indes setzte sich der Förster zu dem Verwundeten, der mit offenen Augen dalag, und fragte ihn um sein Befinden, damit er das Vorgehen des Fürsten nicht bemerke.

„Gut! Es geht gut!“ murmelte der Mann und wiederholte dann wieder eintönig: „Was ist denn nur geschehen?“

Der Fürst zog indes aus seinen Kleidern, die, von dem Kopfbrett des altertümlichen Bettes gedeckt, an der Wand hingen, eine Geldtasche mit 10 Gulden 75 Kreuzern und sonst nichts. Darin eine silberne Uhr, die samt einer St. Georgsmedaille an einem lackierten Steigbügelriemen hing, ein Battistsacktuch mit einem E als Marke und eine wohlgefüllte Zigarrentasche.

„Das ist ein Offizier,“ sagte der Fürst aufzählend. „Viel Zigarren, wenig Geld, silberne Uhr, Georgsmedaille, Steigbügeluhrkette, Battistsacktuch, Lodenrock, graue Mütze, alles trifft zu; ein Offizier auf einer Fußpartie — was ihnen selten passiert. — Entweder war es auf keinen Raub abgesehen, oder der Täter wurde verscheucht, ehe er den Raub ausführen konnte. Vielleicht hat der Hund das Seinige getan. Übrigens kann man nicht wissen, ob ihm nichts fehlt, bis er selbst es sagen kann,“ bemerkte der Fürst.

„Jedenfalls eine dunkle Tat,“ sagte der Förster, indem er aufstand und den Fürsten hinab geleitete.

Die Damen warteten schon am Wagen und

küßten eben nach der Reihe Ria zum Abschied, als der Hund, der neben ihr stand, mit einem wilden Satz den herbeikommenden Fürsten ansprang. Auf einen Schrei des Mädchens blieb er knurrend und die Zähne fletschend stehen.

„Der Hund haßt mich," sagte der Fürst, den Kopf voll nachdenklicher Verwunderung wiegend. „Was hat das zu bedeuten?"

„Er ist zu sonderbar," bemerkte die Fürstin. „Er hat offenbar an der ganzen Familie etwas auszusetzen."

„Ja," stimmten die anderen ein. „Auch mit uns war er sehr unfreundlich, indes er Ria anzubeten scheint, und er kennt sie doch erst seit heute."

Ria stand wie auf Nadeln bei diesen Reden und hielt den Bernhardiner, bis ihre Finger blau wurden, denn er sah ganz danach aus, als ob er gerne der ganzen vornehmen Sippe mit einem Biß den Garaus gemacht hätte.

Ehe die Haustüre aufging, zog sich Ria zurück, damit keiner der Schloßbediensteten sie sehe, und eilte zu ihrem Kranken, den Liese indes bewacht hatte.

Er war etwas klarer geworden und versuchte das Glas zu halten, aus welchem Ria ihm zu trinken gab, aber er zitterte zu sehr bei diesem Versuch. So deutete ihm das Mädchen, weil der Arzt verboten hatte, mit ihm zu sprechen, sich ruhig zu verhalten, und setzte sich neben ihn. Als sie ihm aber wieder ein Eistuch auflegte, streifte er mit seinen Lippen ihre Hand, wie sie ihm nahe kam, und sah mit dem Blick eines Er-

wachten in ihre Augen, die sie erstaunt auf ihn geheftet hatte.

„Armer, guter Mensch!“ dachte sie. „Dein erster Augenblick des Bewußtseins gilt der Dankbarkeit.“

Frau Stur ging ab und zu, Liese hatte in der Küche zu tun, Ria spielte mit dem Hunde, wenn der Kranke nichts brauchte, so verging der Abend, und spät noch kam der Arzt.

Er fand den Verwundeten besser und kündigte den Besuch des Gerichtsarztes für den kommenden Morgen an, da er selbst die Anzeige gemacht habe, um dem vielbeschäftigten Forstmeister Mühe und Zeit zu ersparen.

Ria war zum Tode erschrocken. Furchtbar nahe schien ihr die Frage an sie heranzutreten, die sie sich seit vierundzwanzig Stunden so oft gestellt hatte: „Soll ich reden? Soll ich schweigen?“

Der Fürst hatte abends mit dem Arzte einen alten verläßlichen Diener geschickt, der die Nacht bei dem Kranken zubringen und die Frauen in seiner Pflege unterstützen sollte. Tiefes Schweigen über Rias Anwesenheit im Försterhause wurde ihm selbstverständlich auferlegt.

Ria unterwies ihn in dem, was er zu tun habe, stellte ihm das Nötige zurecht, ließ ihm von Liese indes Wein und kalten Braten heraufbringen, empfahl ihm mit schmeichelnden Worten ihren Kranken und trat dann nochmals an das Bette, im Herzen ihrem Pflegling eine gute Nacht wünschend. Der Mann schlug die Augen auf, aber seine Gedanken und seine Zunge

hatten noch nicht den rechten Zusammenhang, er konnte nichts sagen.

Der Hund konnte sich deutlicher machen; er stellte sich vor Ria und schien entschlossen, sie nicht hinauszulassen. Aber sie wies ihn an das Bett seines Herrn, und er legte sich seufzend nieder, ihr mit seinen feurigen Augen nachblickend, bis sie verschwunden war.

Herrn Stoffel, so hieß der alte Diener, den der Fürst geschickt hatte, wäre es nie in seinem Leben eingefallen, den Platz auf der Diele einzunehmen, den Ria eben verlassen hatte. Er requirierte den besten Armstuhl im Hause, fand den noch spottschlecht, setzte sich ächzend drin zurecht und verwünschte in den tiefsten Tiefen seiner Seele die philanthropischen Anwandlungen seines Gebieters, die ihn, vielleicht für längere Zeit, so schlecht zu betten drohten. Dann fing er allmählich an einzunicken, und dem Verwundeten, der mit offenen, gläsernen Augen zusah, war es, als ob eine magnetische Kraft von dem Einschlafenden ausginge; auch er wurde immer schläfriger, bis er mit Stoffel um die Wette schlief; erst die aufgehende Sonne weckte beide. Groß war das beiderseitige Erstaunen.

Herr Stoffel mußte sich besinnen, wo er war, und ebenso der Kranke, welcher durch den guten langen Schlaf sein volles Bewußtsein wieder erlangt hatte und die Morgenstille benützte, seinen Wärter auszufragen.

„Wer sind Sie, der so freundlich war, die Nacht bei mir zu wachen?"

Herr Stoffel wurde durch diese Frage nun erst recht von der Wahrheit dessen überzeugt, was er sich

gleich beim Erwachen eingeredet hatte, daß er die ganze Nacht aufrecht gewesen und erst gegen Morgen ein wenig eingenickt sei, und er antwortete selbstbewußt: „Ich bin ein Vertrauensmann des Fürsten Rödern, und Se. Durchlaucht haben mich hergeschickt, Ihre Pflege hier zu überwachen."

„War nicht gestern eine andere Person an meinem Bett," fragte der Kranke unsicher. „Ich glaube, noch sonst jemanden gesehen zu haben, der mir zu trinken gab?"

„Ah, das war Fräulein Ria!" sagte Herr Stoffel einigermaßen geringschätzig.

„Ria! Ria!" wiederholte der Kranke eintönig und versank wieder in seinen Halbschlummer vom vorigen Tage; aber durch alle seine süßen Träume und durch alle seine wilden Phantasien klang es: „Ria! Ria!"

Wirklich guckte sie auch bald in eigner kleiner Person zur Türe herein, rosig und munter, und schickte Herrn Stoffel zum Frühstück in die Kneipe. Der Kranke sah und hörte nichts von dem allen, und als Herr Stoffel die Ärzte ankündigte und Ria alsbald die Forstmeisterin mit ihnen nahen hörte, rief sie den Bernhardiner und schlüpfte mit ihm zur Haustüre hinaus, in den Wald.

Die Herren Doktoren untersuchten den Kranken, der ganz teilnahmslos blieb, selbst teilnahmslos, mehr wie einen Gegenstand, denn wie eine Person; der Bezirksarzt schrieb sein Parere, der Schloßarzt unterzeichnete es. Es lautete:

„In der Nacht vom 27. auf den 28. September wurde in dem zur Herrschaft Littwitz gehörigen Forste, eine Wegstunde von dem fürstlich Rödernschen Forsthause, ein unbekannter Mann in bewußtlosem Zustande gefunden und in besagtes Forsthaus gebracht.

Er hatte an der rechten Seite des Kopfes eine Wunde, die von einem Schlage mit einem runden, scharfkantigen Instrumente herzurühren scheint. Die Ränder der Wunde sind mit zackigen Einschnitten in der Tiefe einer halben Linie gezeichnet, der Umfang der Blutunterlaufung um die zertrümmerte Mittelstelle der Haut ist nahezu talergroß."

Im Hinuntergehen sprachen die Herren mit Frau Stur, und der Bezirksarzt erzählte: „Es werden schon allenthalben Streifungen angestellt, die Gendarmerie ist voll Eifer, ein Rudel Vagabunden wurde bereits hinter Schloß und Riegel gebracht. Die Wirtshäuser in der ganzen Umgegend werden beobachtet, aber bis jetzt hat man noch keine Spur, wer der Täter und wer das Opfer ist; auch das Motiv der Tat ist noch ganz dunkel."

„Es wird schwer halten, etwas zu entdecken," sagte die Försterin. „Der Herr ist nicht beraubt worden, auch hat kein Kampf stattgefunden, wie der Förster sagt; denn als er heute die Stelle, wo der Verwundete gefunden wurde, genau untersuchte, traf er, außer ein paar geknickten Zweigen, kein Zeichen einer Gewalttat; das Gras war aufrecht und nur an der Stelle, wo der Körper lag, etwas niedergedrückt. Der Herr selbst

war, das Blutgerinsel an Kopf und Halskragen ausgenommen, ganz so rein und nett wie ein Spaziergänger; nicht einmal seine rehledernen Handschuhe waren beschmutzt oder abgeschürft, und nur seine graue ungarische Mütze, die ihn wahrscheinlich vor dem Tode bewahrte, trägt die Spur des Schlages, der ihn zu Boden geworfen hat."

„Lassen Sie mich diese Mütze doch sehen, beste Frau Stur," bat der Arzt, „ich möchte wissen, ob sie mir nicht Aufschluß geben könnte über die Art des Instrumentes, mit welchem der Mann verwundet wurde."

Liese wurde um die Mütze geschickt, während der Schloßarzt ging, um Herrn Stoffel noch einige Weisungen zu geben; indem trat Ria mit dem Hunde zur Haustüre herein.

„Was für einen prachtvollen Hund Sie da haben," sagte der Arzt voll Bewunderung — „freilich in einem Försterhaus — aber es ist kein Jagdhund."

„Es ist ein Bernhardinerhund, und er hat den Unfall seines Herrn hier im Hause gemeldet."

„Das ist ein Anhaltspunkt, die Identität des Fremden festzustellen," sagte der Arzt lebhaft, „und es könnte auch zur Entdeckung des Täters führen."

Ria verwünschte ihre Unruhe um den Kranken tausendmal, weil sie ihre Rückkehr ins Haus beschleunigt hatte.

„Wär' ich doch noch eine Viertelstunde ausgeblieben," dachte sie und zog sich sachte mit dem Hund in die Küche zurück, unbemerkt, da Liese gerade die Mütze

brachte und diese die Aufmerksamkeit des Arztes von ihr und dem Hunde ablenkte.

Es war eine graue Mütze vom feinsten Filz mit breitem aufgeschlagenem Rand, und in der Mitte der Kappe war ein Kranz von kleinen runden Löchern.

„Ja, ja," sagte der Arzt, „gerade so sieht die Kontusion am Kopfe aus, gerade auf den Scheitel ist der Hieb geführt worden, und von oben herab. Der Angreifer — wo muß er denn nur gestanden sein? Oder war er gar zu Pferde? Merkwürdig! Der Schlag ist senkrecht geführt. Vielleicht der Racheakt eines Kameraden —"

Nun war Ria froh, daß sie, an der Küchentür stehend, gehorcht hatte, denn ihr Plan, mit Wolf zu reden, wurde durch die Worte des Arztes gereift.

„Ja," fuhr der Arzt fort, seine Beobachtungen summierend, „von oben herab, mit einem runden, aber nicht glatten Werkzeug — er betrachtete abermals die Mütze —, die Löcher sind mit nichts Spitzigem gemacht, sie sind rund, wie von einer Verzierung —, was könnte es sein? Vielleicht der Knopf eines Stockes," rief er freudig aus!

„Ja, wohl möglich, sehr wahrscheinlich," sagten Frau Stur und der Schloßdoktor, der die letzten Sätze mit angehört hatte.

Ria hielt bebend mit einer Hand den Hund, mit der andern den im Walde gefundenen Gegenstand in ihrer Tasche fest, als wären die scharfsinnigen Doktoren auf dem Punkt, ihr beide, zum Verderben des Täters, zu entreißen.

Aber die Ärzte gingen friedlich zu ihrem Wagen, nachdem sie Frau Stur noch dringend empfohlen hatten, dem Kranken die größte Ruhe zu erhalten und ihn unausgesetzt zu bewachen, denn jetzt werde das Wundfieber eintreten und wahrscheinlich Delirien, in denen er vielleicht sehr heftig sein werde.

Herrn Stoffel kam die Weisung, den Kranken nicht aus den Augen zu lassen, sehr ungelegen. Er sagte, er müsse ins Schloß um Wäsche und Kleider und bat Ria, indes seine Stelle einzunehmen. Sie versprach es, wenn er sein Ehrenwort gebe, keine Silbe von ihrem Aufenthalt im Forsthause zu sagen und den Brief, welchen sie ihm reichte, unmittelbar und insgeheim dem Grafen Wolf zu geben. Herr Stoffel sah sie mißtrauisch an, aber als ein ausgedienter Wachtmeister hielt er, wie ein Offizier, alles auf sein Ehrenwort, und wenn ihm Ria das Schlimmste geboten hätte, er würde sich für verpflichtet angesehen haben, es zu tun.

Er ging also kopfschüttelnd fort, nach dem Schlosse, und Ria, nicht ohne Bangen, ins Krankenzimmer, Frau Stur abzulösen, die dort saß.

Der Kranke war erhitzt und unruhig, aber er delirierte noch nicht. Andres, der ältere Jägerjunge, blieb im Zimmer im Hintergrunde, Frau Stur und Liese kamen ab und zu.

Aber der Tag verlief ruhig, und mittags kamen der Förster hinein und Herr Stoffel, und dieser brachte die Antwort Wolfs auf Rias Brief. Sie hatte ihm geschrieben:

„Denke von mir, was Du willst, lieber Wolf, aber komm heute nachmittag um vier Uhr an die Marienſäule mit Adalbert, ich muß ihn ſprechen. Doch laß es niemand als ihn wiſſen."

Wolf antwortete:

„Ich werde Dich ohne Diener in meinem Kutſchierwagen, unter dem Vorwand, Pferde zu probieren, im Forſthauſe abholen, wie Du es wünſcheſt, mit Bertel, der auf dem Punkte, toll zu werden, zu ſtehen ſcheint, an der Säule zuſammenbringen und dann wieder nach Hauſe."

Wirklich kam Wolf um die beſtimmte Stunde, Ria ſtieg auf, nachdem ſie den Bernhardiner in ihr Stübchen, wo er allein ruhig blieb, eingeſchloſſen hatte.

Dann fuhren ſie ſtumm zur Marienſäule, wo Bertel auf dem Betſchemel ſaß, finſter brütend.

Er war erſchüttert, als er das Mädchen ſah, welchem er Tag und Nacht vergebens nachgeforſcht hatte, und als ſie abſprang und ihn rief, mit ihr ſeitab zu gehen, folgte er wie ſchlaftrunken.

„Bertel," ſagte ſie, als ſie ſo weit waren, daß Wolf ihre Worte nicht verſtehen konnte, „ich hoffe, der Unglückliche wird geſund werden. Es iſt kein Zeuge da, den ich nicht in der Hand habe; zu Hauſe den Bernhardiner, und hier dies," und ſie ließ ihn in ihre Taſche blicken. Er erbebte, ſie aber ſagte drängend und eilig: „Nun aber fort mit dir! Augenblicklich geh ins Schloß und laß packen. In zwei Stunden längſtens mußt du fort ſein; heute nacht noch in deiner Station einrücken. Die Tage her hat dich niemand in

der Gegend gesehen, man kann glauben, du seist schon vorgestern weggegangen. Verliere keinen Augenblick und kein Wort," rief sie, „um Gottes willen!" und hob ihre gefalteten Hände flehend zu ihm empor. „Komm nie dem Hund in die Nähe, er kennt euch alle an eurem Patschuli, das ihr in die Wäsche gebt, und feindete schon gestern die Deinigen an. Also fort! augenblicklich, und Gott behüte dich vor Gewalttat!"

Er wollte antworten, aber sie hielt ihm den Mund zu.

„Nichts, nichts, ich will nichts zu antworten haben, wenn sie mich fragen, geh, geh! Schwöre mir, daß du gleich gehst."

„Ich schwöre es," sagte er, „du Engel!" und wollte sie an sein Herz ziehen und küssen, aber sie entschlüpfte ihm, kletterte auf Wolfs Wagen und sagte: „Vorwärts! Ins Försterhaus."

Wolf hatte staunend die Szene mit angesehen und konnte sich das Benehmen des Mädchens nicht erklären. Ist sie eine so gemeine Kokette, zu solchen Mitteln zu greifen, dachte er, und mich vielleicht zu mißbrauchen?

Ria sah ihn an und las in seinem ehrlichen Gesicht den Zweifel. Als er am Forsthaus, wohin sie in rasendem Trab gefahren waren, anhielt, legte Ria ihre Hand auf seinen Arm und sagte: „Ich danke dir, Wolf, für dein Vertrauen; ich habe es nicht mißbraucht. Was ich auch tun werde, tun müssen werde, es soll euch allen kein crève-coeur und meiner teuren Tante kein neuer Vorwurf werden." So stieg sie ab und

ging ins Haus; Wolf aber fuhr im Schritt, auf weiten Umwegen, erst spät am Abend ins Schloß, denn er mußte seine abgejagten dampfenden Pferde und seine heißen, müde gehetzten Gedanken sich abkühlen und ausruhen lassen.

Im Schloßhof angelangt, warf er die Zügel dem Stallknecht zu und stieg langsam die Seitentreppe hinauf, welche in den Flügel führte, den er mit seiner Familie bewohnte. Seine schönen Kinder waren schon zu Bett gebracht worden, und seine Frau war zur Fürstin hinüber in den Salon gegangen. Er folgte ihr nach und war nicht wenig erstaunt, lauter verweinte Gesichter und rote Augen zu sehen.

„Was gibt's? Ist ein Unglück geschehen, sprecht doch," rief er voll Schrecken.

„Bertel ist abgereist," schluchzte die sanfte Agnes, „so plötzlich, und er war so verzweifelt!"

„Gott sei Dank," sagte Wolf erleichtert, „er konnte nichts Klügeres tun!"

„Ein zärtlicher Bruder," bemerkte die Fürstin bitter.

„Ja, Mutter, wahrlich, ein zärtlicher Bruder! Bertel war verliebt in Ria," sagte Wolf, scharf betonend.

„Never mind," sagte die Fürstin, achselzuckend, „er war schon in manche verliebt."

„Ja, aber in Ria mehr als in jede andre. Gut, daß er fort ist."

Die Fürstin, bewegt durch den Abschied, gereizt durch Wolfs kalte Bemerkung und durch die Erinnerung an den Hintergedanken, der in seinen Worten

lauerte, an ihrer empfindlichsten Stelle verletzt, sagte in ihrer Aufregung, was sie nicht sagen wollte: „Ria wird eine bessere Frau sein für den Mann, den sie wählt, als so manche Ahnenreiche."

„Sie denkt so wenig daran, Bertel zu wählen, als er daran denkt, sie zu seiner Frau zu machen," sagte Johanna sehr bestimmt, „und es ist gut, wie es ist."

Keines aber von den Anwesenden war überzeugt von der Wahrheit dieser Behauptung, und jedes für sich faßte den Entschluß, die drohende Schmach einer abermaligen mèsalliance von der Familie Rödern mit allen Mitteln abzuwenden. Die sanfte Agnes, die in ihrem Leben nie selbständig zu handeln und immer nur, wie eine Blume, sorglos zu blühen pflegte zur Freude der Menschheit, wachte plötzlich auf zu kühnem Tatendurst; und weil Bertel nicht mehr da war, ihre Beredsamkeit an ihm zu erproben, beschloß sie, ins Försterhaus zu gehen und Ria im Namen aller Allongeperücken der vereinigten Häuser Rödern und Badion (Agnes war eine Badion) zu beschwören, Bertel zu entsagen und nicht eine abermalige Mischung roten und blauen Blutes zu veranlassen.

Der Zankapfel, die kleine Ria, saß indes bekümmert bei ihrem Kranken, der den Tag im Delirium zugebracht hatte und erst ruhig wurde, als sie, um Stoffel abzulösen, sich an das Bett setzte und ihre Hand auf seine Stirne legte. Sie tat es fast mechanisch, denn ihre Gedanken schweiften weit herum, während sie so stille dasaß, in Wald und Schloß und in der Zu-

kunft; sie forschten zum erstenmal in ihrem Herzen und wollten einmal hell sehen in der dunklen Kammer. Das war nicht so leicht!

Eine große Liebe mit ihrem Feuerschein macht sie hell, die dunkle Kammer, aber Ria fühlte keine Liebe; sie war gerührt von der so verschiednen Neigung, die ihr Adalbert und Paraszi zeigten; es tat ihr leid, ihre Annäherung zurückweisen zu müssen oder höchstens mit kühler Freundlichkeit vergelten zu können, und doch fühlte sie, es gehe nicht anders. Ehrlich in jeder Bewegung des Körpers und der Seele, mochte sie mit keinem Lächeln und mit keinem Worte täuschen. So saß sie, ihre Hand, die von derselben Aufregung kalt war, welche ihre Wangen glühen machte, auf der Stirn des Bewußtlosen, selbst fast bewußtlos von quälenden Empfindungen, als Frau Stur hereinkam und sie zum Nachtmahl rief.

„Danke, danke," sagte Ria leise, „ich bleibe schon auf meinem Posten heute nacht. Herr Stoffel muß schlafen."

„Ja, wenn Sie so mutig sind, mein Kind," sagte die Frau, „so tun Sie wirklich etwas Gutes. Wir sind alte Leute und schon alle müde. Der Doktor hofft übrigens, die Nacht werde besser sein als der Tag, und Liese kann wieder ihr Bett da in die Ecke machen. Wenn Ihnen bange wird, ziehen Sie die Glocke zu meinem Zimmer, ich habe einen leisen Schlaf und werde Ihnen gleich zu Hilfe kommen."

Ria beruhigte die gute Försterin, die sie noch

küßte und kopfſchüttelnd ſagte: „Kind, Kind, ich fürchte, Sie ſtrengen ſich zu ſehr an, Ihre Frau Mutter wird uns nicht loben. Aber für heute nacht muß ich Ihr Opfer noch annehmen. — Lieſe, hol dein Bett herauf und das Nachtlicht, und ſei dem Fräulein ſchnell zur Hand, nicht ſo verſchlafen wie gewöhnlich. — Gott ſchütze und ſegne Sie, mein Kind! Und nun gute Nacht.“

Frau Stur ging langſam die Treppe hinab, Lieſe machte ſich zurecht, und Ria ſetzte ſich in den Armſtuhl, den Hund als Fußſchemel benützend, hüllte ſich in ihren Plaid und wollte eben einnicken, als der Kranke unruhig wurde. Sie gebrauchte das erprobte Mittel, ihm ihre kalte Hand auf die Stirn zu legen, da ſie aber müde und abgeſpannt war, ſchlief ſie ein, ſobald der Mann ſich wieder beruhigt hatte. Ihr zierlicher Kopf ſank in die rieſige Lehne des Großvaterſtuhles, und ihre Hand glitt von der Stirn des Kranken langſam über ſein Geſicht herab und erweckte ihn.

Es war keine krankhafte Unruhe geweſen, die ihn vorher bewegt hatte, es war der natürliche Anfang des Erwachens. Als er daher die weiche Hand ſelbſt wie ſchlaftrunken heruntergleiten fühlte, ſchlug er die Augen auf und blickte um ſich.

Da ſaß neben ſeinem Kopfkiſſen das Geſchöpf, welches ihm ſein Delirium vorgegaukelt hatte, das kleine zarte Hindumädchen, mit den blaſſen, von langen ſchwarzen Wimpern beſchatteten Wangen, dem feinen Munde voll Jugendfriſche, der halb geöffnet tief atmete,

das kleine Näschen an das alte Lederkissen gedrückt, die zarte Gestalt müde zusammengesunken.

Auf den kindlichen Zügen lag Heiterkeit und Herzensgüte, und der Schlaf, der beste Tröster der Bekümmerten, hatte jede Spur von Sorge von dieser reinen Stirn hinweggewischt.

„O, das süße Kind!“ lispelte der Kranke. „Sie bewacht mich!“ Er lächelte. „Aber sitzt sie wirklich da? Ist es nicht wieder ein Traumbild?“ Er streckte die Hand aus und berührte ihr Kleid.

„Nein, es ist ein wirklicher Stoff, den ich da halte, ein Frauenkleid, ich will es ein wenig näher besehen.“

Er zog an dem Kleid, aber so zart er es auch tat, Ria fuhr auf und sagte sanft: „Wollen Sie trinken?“

„Ja,“ sagte er leise, um zu erfahren, ob er träume oder wache, ob dieses holde Wesen ein lebendiges oder wieder nur ein Phantasiebild sei?

Aber das holde Wesen ging leichten Schrittes an den Tisch, wo verschiedene Getränke standen, und brachte ihm ein Glas mit Limonade.

Er trank und schaute und wurde immer klarer, und das Mädchen sah mit wahrer Freude, wie die Dämmerung seines Geistes wich.

„Sie fühlen sich jetzt ziemlich wohl?“ sagte sie. „Wollen vielleicht wissen, wo Sie sind?“ fügte sie hinzu, da sie seine herumirrenden forschenden Blicke zu verstehen glaubte, und als er bejahend nickte, setzte sie sich in ihren Altvatersessel und sagte deutlich und

langsam: „Sie sind in dem Forsthause des Fürsten Rödern, wohin Sie gebracht wurden, weil man Sie bewußtlos im Walde fand. Ihr Hund — er leckt eben Ihre Hand — meldete Ihren Unfall hier im Hause, und so wurden Sie gerettet. Und nun schlafen Sie weiter, es ist genug geredet für den Anfang."

Als sie dies ziemlich herrisch gesagt hatte und Miene machte, sich wieder in Plaid und Lederpolster zu versenken, sagte er bittend: „Nur noch eines — was ist Ria?"

Sie mußte so laut auflachen, daß Liese, im Schlafe gestört, ein leises Grunzen vernehmen ließ und der Kranke selbst eine kleine Anwandlung von Lachlust bekam.

„Ria," sagte sie, „das bin ich, es ist mein Name; woher wissen Sie ihn? Doch, nein, nein, antworten Sie morgen, genug der Anstrengung für heute! Schlafen Sie," fügte sie strenge hinzu, und der schwache Mann legte gehorsam sein halb erhobenes krankes Haupt in die Kissen und schloß die Augen, aber schlafen konnte er nicht. Er sah unter den Lidern hervor, wie das Mädchen sich zurecht rückte, die Füße auf den breiten Rücken seines Hundes stellte, der den Kopf zärtlich nach ihr wendete, ihren Plaid um sich wickelte, und endlich fühlte er, daß sie über seine Augen fuhr, ohne sie zu berühren, um zu sehen, ob er blinzle. Da er aber nicht zuckte, hielt sie ihn für eingeschlafen und tat desgleichen.

Er aber, wie ihre tiefen Atemzüge ihm anzeigten, daß sie ihm keine strenge Wächterin mehr

sei, erhob mühsam sein schmerzendes Haupt und sah sie an.

„Holdes Geschöpf," dachte er. Da er aber fühlte, daß sein Blut schon von der geringen Anstrengung zu wallen begann und seine Pulse zu jagen, drehte er sich gegen die Wand und schlief, nach langer Bemühung, endlich wieder ein.

Als er am hellen Morgen erwachte und sich begierig nach dem Lehnstuhl wandte, saß ein rotnasiger, behäbiger, grauhaariger, dicker alter Mann darin und sagte, ihm zunickend, im väterlichen Gönnertone: „Das heiß' ich ordentlich schlafen, das laß ich mir gefallen; der Puls hat 94 Schläge," fügte er hinzu, ihn mit Kennermiene an seiner Uhr abzählend. „Die Haut ist weich, der Verband in Ordnung, die Wunde macht sich — mein Herr ich gratuliere, ich glaube Sie sind gerettet!"

Der Kranke aber dachte wehmütig: „So hat mir das Mädchen von heute Nacht doch wieder nur geträumt!"

Herr Stoffel hatte jetzt wiederholt, was der Arzt den Abend vorher als Vermutung ausgesprochen und schon vorausgesehen hatte, daß das volle Bewußtsein nach dem Delirium des Tages zurückkehren werde.

Der Verwundete ließ sich die erborgte Weisheit des Vertrauensmannes gern gefallen, weil sie ihm eine Handhabe bot, ihn auszufragen. Er verwickelte den redseligen Alten in ein ausführliches Gespräch, sein Herz mit den Äußerungen wahrer Dankbarkeit gewinnend, und wußte bald, was er wissen wollte.

Ria hatte nach der Ablösung durch Herrn Stoffel kaum Zeit, sich umzukleiden, als Agnes, ihrem gestrigen Angriffsplan gemäß, am Forsthause vorfuhr. Sie umarmte das Mädchen und fing, mit der holdseligen Freundlichkeit, die ihr eigen war und alle Herzen gewann, ihr Geplauder an, das, in der Regel ohne tiefere Bedeutung, doch das Ohr erfreute, wie Vogelgezwitscher.

Sie sprach von ihrem Wolf, ihren Kindern, ihrem Glück, von Heiraten und Mißheiraten und sagte feierlich: „Ja von Mesalliancen, davon kann ich reden, aber die Liebe überwindet alles —"

„Von Mesalliance kannst du reden?" fuhr Ria auf. „Du willst etwas vom Mesalliieren wissen? Du hast dich doch nicht mesalliiert?"

Agnes nickte bejahend mit einem tiefen Seufzer.

„Hast du nicht," sagte Ria eifrig, „den künftigen Fürsten Rödern, einen der vornehmsten und reichsten Kavaliere Österreichs geheiratet, der überdies ein schöner, junger, kluger, treuer Mann ist? Das sollte eine Mißheirat sein?"

„Und doch ist es eine," sagte Agnes überzeugt. „Ich bin mesalliiert. Wolfs Mutter ist das Fräulein Lori Plater, seine Großmutter war eine namenlose Schweizerin, und von meiner Seite ist kein Makel zu finden bis ins zwölfte Glied. O glaube mir Ria, es hat mich einen schweren Kampf mit meinen tadellosen Verwandten und mit mir selbst gekostet, aber die Liebe hat obgesiegt, die Liebe überwindet alles."

Der feinste Diplomat hätte stolz sein dürfen, mit seiner Mission eine Wirkung hervorzubringen, wie die war, welche Agnes, nach ihrer unumstößlichen Überzeugung, mit ihren kunstlosen Reden auf Ria gemacht hatte, denn diese stand sprachlos da, mit weit offenen Augen.

Mesalliiert! Kann man mit dem schönen, guten Wolf, dem Fürsten Rödern, mesalliiert sein? Und Agnes konnte das glauben, die ihren Mann anbetete? Sie konnte ihn für nicht ebenbürtig, für geringer als sich selbst halten, weil seine Mutter keine Ahnen hatte? Solche Anschauungen waren unter diesem Adel! Und da sollte sie Bertels Leidenschaft erhören? Aus Mitleid!

Es fiel wie ein Stein von ihrem Herzen; sie atmete hoch auf.

Auch Bertel, wenn sie seine Frau wäre, würde bei Gelegenheit von ihr so reden, wie Agnes von ihrem Wolf, und sie würde das nicht tragen! „Denn es ist heiß, mein Blut, wenn es gleich nicht blau ist!“ schloß sie halblaut ihre Überlegung.

Da Agnes sie erstaunt ansah, sagte sie gelassen und nachdrücklich: „Wenn ihr so denkt, dann ist eine Verbindung mit euch für einen Nichtebenbürtigen mehr als ein Unglück, sie ist eine Schmach! Wie konntet ihr mich dulden in eurem Kreise, da die Gefahr nahe lag, daß Bertel mich lieben konnte? Was wäre in diesem Falle mein Los gewesen?“

Agnes wollte einlenken, den Eindruck, den ihr Bekenntnis gemacht hatte, abschwächen, aber Ria schnitt

kurz ab, indem sie sagte: „Es handle sich ja um nichts Wirkliches, es sei, wie der Patriarch sagt: ‚Nur so ein Problema‘.“

Mit dieser Beruhigung schied die liebenswürdige Agnes und wünschte sich Glück, daß sie das Mädchen, welches doch alle liebten und achteten, für immer von einer Verbindung mit Bertel abgeschreckt habe. Auch im Schlosse hatte das, was Agnes davon erzählte, einen Nachklang; denn Mela ihrerseits gefiel sich in dem Gedanken, daß sie nun Rias Verlassenschaft antreten und Paraszi gewinnen könnte. Auch sie war zu sehr Gräfin, um nicht überzeugt zu sein, daß es viel besser für ihn wäre, sie zur Frau zu nehmen, als ihre Cousine, die er ja doch nicht nach Hofe führen könne, die Arme!

„Höchstens in die Bankierhäuser, die anständigen,“ sagte sie, diese im stillen aufzählend. „Und was wäre das? Für ihn gar nichts!“

Anders dachte der lahme Graf.

Er hatte öfters im Schlosse vorgesprochen, aber nie mehr nach Ria gefragt, als er einmal eine ausweichende Antwort bekommen hatte. Auch er kannte seine Leute.

Er kurierte ruhiger an seinem kranken Fuße, seitdem Ria und Adalbert, die Gegenstände seiner Liebe und seines Hasses, ihm entrückt worden waren.

Nach vollendeter Kur wollte er in Wien Frau von Aroldi sprechen und Ria, deren blutiges Tuch er auf der Brust trug, fragen, ob er hoffen dürfe?

Er hatte den Hof und die sogenannte Welt hin-

länglich kennen gelernt und satt; er wollte sein Haus zu seiner Burg machen, in der er tun könne, was ihm gefalle, und ihn verlangte, ein Wesen darin walten zu sehen, wie das Mädchen war, welches sich damals an der Waag auf dem Ast der Eiche schaukelte.

Ein Mädchen, fröhlich, kindlich und einfach, die mitleidig ihren flüchtigen Schritt nach dem des lahmen Mannes regelte und ihm ungebeten die Blume reichte, die ihn sein kranker Fuß zu pflücken verhinderte; die seine Tochter und seine Freundin, seine Gattin und seine Hausfrau sein werde.

Ist sie arm, so bin ich reich, ist sie bürgerlich, so bin ich ein Graf! Was ihr fehlt, kann ich ihr geben, und sie kann es mir tausendfältig vergelten. So ist mir jeder ihrer Mängel eine Freude und jede ihrer Eigenschaften wieder eine Freude, und was noch mehr als das alles ist — ich liebe sie! Ria soll mein werden, und sie wird mein werden!

So dachte der gute, stolze, lahme Graf und mit keinem Gedanken an seine zürnenden Ahnen und Sippen.

* * *

Jodokus Ehrenz war am Tage des Bauernrennens, auf der Eisenbahn an den Ort gefahren, welchen er zur Zusammenkunft mit seinem Sohne bestimmt hatte, aber er traf ihn nicht dort.

Gewohnt an das leichtlebige ungenaue Wesen Uffos, wunderte ihn das nicht; er kehrte indes in dem besten Gasthof ein und nannte seinen Namen mit

dem Auftrag, wenn ein Herr dieſes Namens ankäme, ihn zu ihm zu weiſen.

„Für heute Abend," dachte er, „kann ich nichts Beſſeres tun, als ſoupieren und ſchlafen gehen," und ſo tat er.

Den andern Morgen ſchickte er in die andern Gaſthöfe des Ortes, ſeinem Sohne nachzufragen, und ſtellte einen Mann mit Uffos Photographie an den Bahnhof mit dem Auftrag, das Original des Bildes zu ihm, zum Bären, wo er wohnte, zu führen.

Der Tag war lang und langweilig, und Jodokus wartete umſonſt. Den zweiten Tag ebenſo. „Nun, das geht über den Spaß," ſagte er zornig. „Glaubt der Burſche, meine Geſchäfte erlauben mir eine ſolche Unterhaltung?"

Er fragte und lief herum und endlich wurde ihm angſt. Einen Tag, zwei Tage mochte er ſich wohl verſäumt haben, aber heute war der dritte!

Es mußte etwas geſchehen ſein, eine Irrung, eine falſche Weiſung, er wußte nicht was, aber es wurde ihm bange.

Er telegraphierte und ſchrieb nach allen Richtungen, ſich ſelbſt einen Narren ſcheltend, aber doch unfähig, ſeine Unruhe zu bemeiſtern.

Die ganze Woche verging ſo, und er wußte noch immer nichts. Er ging von ſeiner Stube in die Gaſtſtube und wieder zurück, wie ein Perpendikel; er hörte auf zu eſſen und zu ſchlafen vor Zorn und Unruhe; er nahm die Zeitungen zwanzigmal in die Hand und warf ſie eben ſo oft wieder hin; da fiel ihm beim ein-

undzwanzigsten Mal, als er gerade ganz gedankenlos hingeblickt hatte, folgende Notiz in die Augen:

„Im Littwitzer Forst, in der Nähe des Fürstl. Röderschen Forsthauses, ist in der Nacht vom 28. September ein Mann erschlagen aufgefunden worden."

Jodokus taumelte. „Sollte es Uffo sein? Hatte ihn die Neugier, seinen künftigen Wohnort kennen zu lernen, vielleicht dahin getrieben?"

Obwohl er einer Ohnmacht nahe war bei dem Gedanken, raffte er doch sein Gepäck zusammen und stürzte zur Eisenbahn. Der Train war gerade im Fortfahren; mit Lebensgefahr sprang er noch hinauf und stieg in der Station nächst Littwitz ab. Der nächstbeste Wagen mußte ihn zum Forsthause führen, und doch wurde es Abend, bis er hinkam.

Der stille Wald, durch den er fuhr, mutete ihn an wie das Grab, hinter jedem Baum sah er eine Leiche, jeder Zweig schien ihm ein Dolch, jeder Laut ein Todesschrei zu sein.

So kam er matt, in Angstschweiß gebadet, im Forsthause an und schellte ungestüm.

Die Försterin hieß Liese durch den Türschalter fragen, wer Einlaß begehre? Bei Nacht öffne man keinem Fremden. Liese kam mit der Nachricht zurück, ein großer Mann stehe draußen und begehre, mit ihr zu sprechen.

Die Försterin war furchtsam geworden seit dem Mordanfall; sie kleidete sich an und ging selbst an die Türe, aber als sie die Stimme des Herrn Jodokus er-

kannte, öffnete sie sogleich, indem sie sich entschuldigte: „Der Förster mit seinen Leuten sei noch nicht zu Hause, und so späte Besuche seien ungewöhnlich bei ihr.“ Aber Jodokus hörte sie nicht an, und sie in seiner Aufregung bei ihrer Flanelljacke packend, schrie er:

„Wie sah der Mann aus, den man im Walde erschlagen hat?“

„Er liegt oben bei uns,“ sagte Frau Stur. „Und es geht ihm schon besser. Wollen Sie ihn sehen, Herr Jodokus?“

„Gleich, gleich, aber ohne daß er mich sieht,“ und ein Zittern befiel den starken Mann, so daß er kaum die Treppe hinaufklimmen konnte.

Sie traten leise in das Zimmer des Verwundeten, und Jodokus machte der Försterin ein Zeichen, daß sie an das Bett treten und sprechen solle; der Kranke aber wendete sich gegen die Eintretenden und sagte mit schwacher Stimme: „Fräulein Ria?“

Jodokus brach in Tränen aus und verließ das Zimmer, die Försterin folgte ihm. Unten fiel er ihr zu Füßen, küßte ihre Hände und dankte ihr schluchzend, daß sie seinen Sohn gerettet habe, denn der Mann im Bette war Uffo Ehrenz.

„Ich,“ sagte gerührt Frau Stur, „ich habe das wenigste dazu getan; ich werde Ihnen die ganze Begebenheit erzählen, setzen Sie sich da zu mir in die Kneipe.“

So blieben sie beisammen, bis Jodokus den Hergang kannte und beschloß, heute Abend Uffo nicht mehr zu stören, um ihm nicht die Nacht zu verderben,

sondern im Schlosse sein Nachtquartier zu nehmen, wo er ein stets willkommener Gast war. Von der qualvollen Ungewißheit befreit, durch den Ausspruch des Arztes im Schlosse beruhigt über das Befinden seines Sohnes, wiederholte sich Jodokus dort, was er von Frau Stur und der Familie Rödern über Rias Benehmen gehört hatte.

Ihr war er also zunächst die Rettung seines Sohnes schuldig! Gerade diesem Mädchen, an welchem ihm so manches mißfiel.

So ein armes kleines Ding, das nichts besaß als seine schwarzen Augen; das er mit dem wilden Bertel allein gefunden hatte bei der Mariensäule; das im fürstlichen Schlosse wie zu Hause war und dabei doch so blutarm!

Er hatte es schon öfters erfahren, daß arme Mädchen, welche einen reichen Mann heiraten, meinen, das Geld habe kein Ende und, weil sie niemals welches in Händen gehabt haben, es auch nicht zu handhaben wissen; daß die, die nie etwas genossen haben, gierig allen Weltfreuden nachjagen und sich an nichts genügen lassen; daß sie anspruchsvoller sind als andere, weil sie sich darum, daß ein Reicher sie in ihrer Armut wählte, für persönlich wertvoller halten. Er wußte das alles; es ist auch oft so, weil gemein angelegte Naturen auch eine gemeinsame Art haben; aber er wußte nicht, wie Ria war, und daß sie, während er so mit ihr rechnete, hinaufgeschlichen kam um Mitternacht, Herrn Stoffel abzulösen von seiner Nachtwache, und daß ihre schwarzen Augen rote Ränder bekamen

und ihre zarte Geſtalt immer weniger Raum einnahm in dem alten Lederſtuhl, aus Sorge für ſeinen Sohn.

Am Morgen, als Frau Stur ins Zimmer trat, um nach ihr und Uffo zu ſehen, ſtand ſie ſchon friſch und munter am Fenſter, indes der Kranke noch ſchlief und Lieſe umſonſt bemüht war, ihre Augenlider definitiv aufzuziehen.

Sie fragte um den ſpäten Beſuch, den ſie in ihrem Stübchen gehört hatte, und als ſie erfuhr, daß es Jodokus war und der Verwundete Uffo Ehrenz ſei, ging ſie an das Bett ihres Pfleglings, ſah ihn mit herzlicher Teilnahme an und ſagte leiſe: „Adieu!“

Dann lief ſie mit der Förſterin hinab und in ihr Stübchen.

„Kommen Sie doch frühſtücken,“ rief Frau Stur in der Kneipe, wohin ſie ſchon den Kaffee gebracht hatte, und in die Zimmertüre tretend, fragte ſie: „Ja was machen Sie denn?“

„Meine Sachen einpacken,“ ſagte Ria einfach. „Es gibt hier keinen armen Verlaſſenen mehr zu pflegen; Herr Ehrenz kann ſeine Diener kommen laſſen, ſeinen Sohn zu warten, ich paſſe nicht mehr hierher.“

Frau Stur überlegte, betroffen, einige Augenblicke und ſagte dann: „Sie haben recht, mein Kind, ſo ſehr es mich ſchmerzt; Sie müſſen gehen, Ihr Platz iſt nicht mehr hier.“

Darauf tranken die beiden Frauen zum letztenmal zuſammen Kaffee und ſtiegen dann hinauf ins Krankenzimmer.

Der Hund stürzte Ria liebkosend entgegen, und Uffo setzte sich rasch auf und streckte seine Hand aus, die ihre zu erfassen, als ob er ahne, daß sie zum letzten Male komme.

„Fräulein Ria! Sie sind Fräulein Ria! Wie soll ich Ihnen genug danken? Was soll ich sagen?" Er preßte ihre Hand an seine Brust; die bebte vor innerer Erregung.

„Ruhig, ruhig mein Herr," sagte Ria lächelnd und wollte ihre Hand wegziehen, aber er ließ sie nicht.

„Wie kann ich ruhig bleiben bei so viel Güte und Holdseligkeit? Frau Stur, Fräulein Ria! Wie soll ich Ihnen danken?"

„Durch ihre vollständige Genesung, junger Herr," sagte Frau Stur. „Es ist gestern jemand gekommen, der sich sehr freuen wird, Sie heute so wohl zu finden. Aber Sie müssen recht ruhig bleiben, ihm die Freude nicht zu verderben," sagte sie drohend. „Darum nehme ich meine kleine Ria mit fort und schicke den Forstmeister, daß er Ihnen Gesellschaft leiste, bis der Arzt kommt. Lassen wir jetzt den Herrn allein, liebes Kind!"

Ria zog bewegt ihre Hand aus der seinen, und tief in seine schwärmerischen blauen Augen blickend, sagte sie: „Leben Sie wohl!"

Erschrocken sah er ihre Gestalt in der Türe verschwinden und rief ihr mit flehend erhobenen Händen nach: „Bald wiederkommen!"

Aber das Mädchen ging schweigend und traurig die Treppe hinab und dachte: „Nie, nie!"

Der Förſter wurde auf den Platz am Bett beordert, bis Herr Stoffel ſich heraufbemühen werde, und als Herr Ehrenz angefahren kam in dem fürſtlichen Wagen mit dem Schloßarzte, um nun ſeinen von einer guten Nacht geſtärkten Sohn ohne Gefahr zu ſprechen, nahm Ria ſtill und insgeheim Abſchied von Frau Stur und ging mit der dicken Lieſe ins Schloß zurück, wie ſie gekommen war, ihr Bündel unter dem Arme tragend.

Aber wie anders doch ging ſie, als ſie gekommen war!

Ihr Herz blutete von dem Riß, den ſie ſelbſt notwendig gefunden hatte; aber ſie ließ nicht, wie damals auf der Waaginſel, die fallenden Tropfen ſehen. Sie ging durch den herbſtlichen Wald, der ſonſt ſo grün geweſen war, und ſtieß die welken Blätter vor ſich her; und es war ihr, als ob da alle ihre Freuden, entfärbt und abgefallen, zu ihren Füßen lägen.

Müde kam ſie im Schloſſe an, ſchenkte der dicken Lieſe etwas Geld und ein ſchönes Band dafür, daß ſie ihr im Forſthauſe ſo treulich geholfen und jetzt ihren Reiſeſack getragen hatte, und ließ noch alle grüßen.

Im Salon ſaßen jetzt die Damen, nach dem Frühſtück, arbeitend und begrüßten ſie. Die Fürſtin hieß ſie, ſich ein wenig niederlegen, um von dem Gang und der Nacht zu raſten, und Johanna und Mela gaben ihr das Geleite in ihr Zimmer. Als ſie fortgegangen waren, warf ſich Ria auf ihr Bett und weinte und weinte, ſo lange, bis ſie, wie ein Kind, ſich in Schlaf geweint hatte. Wie ſie nach einiger Zeit erwachte, war ihr zumute, als habe ſie nun nichts mehr auf Erden

zu tun, weil sie ihren armen Verwundeten nicht mehr zu pflegen brauchte; als sei sie nun völlig unnütz und wertlos geworden und es sei für sie nichts mehr übrig, als zu sterben. Umsonst, sagte sie sich, es sei nur eine Abspannung ihrer Nerven, die sie so mutlos mache, sie war nun einmal so. Da klopfte es an ihrer Türe, und als sie öffnete, traten Johanna und Mela herein.

Die Damen hatten alles Interesse für den Mann im Walde verloren, seit sie erfahren hatten, es wäre nur Uffo Ehrenz. Was war ihnen Uffo Ehrenz?

Sie begannen ihre kleinen Erlebnisse während Rias Abwesenheit zu erzählen, die hinwiederum nichts für Ria waren. Aber das leichte Geplauder wirkte besänftigend, wie das Murmeln einer Quelle, auf Rias aufgeregtes Gemüt, und Johanna, sich mit ihr aufs Bett setzend, da kein Sofa in dem kleinen Stübchen Platz gefunden hatte, erzählte munter allerlei, während Mela tändelnd Rias Reisesack, der noch auf dem Tische stand, auszupacken anfing. Ria, in sich versunken, achtete dessen nicht, bis Mela, etwas in die Höhe haltend, rief: „Ah, was hast du denn da Schönes?“

Ria sprang vom Bett, Röte und Blässe jagte sich auf ihren Wangen, sie griff rasch nach dem unseligen Gegenstand, aber Mela barg ihn sicher in beiden Händen.

„Was gibt's denn,“ fragte Johanna, aufmerksam werdend, und als Mela, einen Augenblick ihre Hände öffnend, das Ding blicken ließ, sagte sie höhnisch: „Voyons, un gage d'amour!“

Ria atmete schwer, und ihre Hand nach Mela

ausstreckend, sagte sie finster: „Gib mir mein Eigentum!“

„Dein Eigentum! Sieh doch,“ sagte Johanna verächtlich, „du kannst gut Komödie spielen.“

„Ich spiele nie Komödie,“ sagte Ria, „und gelte es eine Krone.“

„Auch nicht um eine Grafenkrone also?“

„Auch nicht,“ sagte Ria trocken, „aber ich will und muß das wieder haben, was mein ist. Her damit!“ und sie griff rasch danach.

Aber Mela retirierte, und Johanna deckte sie mit ihrer langen Gestalt und sagte: „Wir sind zwei gegen eine und werden diesen Fund benützen, dich zu entlarven, du Feine! Reine!“

„Was soll dieser Fund beweisen gegen mich?“ sagte Ria ruhig, ihre Fassung wieder gewinnend.

„Er soll beweisen, daß du uns alle getäuscht hast, die Mutter, welche glaubt, du habest Bertel den Kopf zurecht gesetzt, Wolf, der meint, du habest ihn zur Abreise bewogen, Agnes, die für deine edle Entsagung und nebstbei für ihre eigne Überredungsgabe schwärmt und sich so groß irrt, die Gute!“ fügte sie spöttisch hinzu.

„Sag ihnen über mich, was du willst, nur nichts von eurem Raub, denn einen Raub verübt ihr, wenn ihr mir aus meinem Sacke nehmt, was ich darin berge, und ein Unheil richtet ihr an, wenn ihr davon sprecht,“ sagte sie so feierlich, daß die beiden Komtessen stutzten.

Mela, die ihre Cousine liebte und sehr gutmütig war, streckte die Hand aus, um ihr ihren Schatz wieder-

zugeben, aber Johanna ergriff ihn und näherte sich der Türe.

Da warf sich Ria, den Riegel vor die Türe stoßend, auf den Boden in ihren Weg und sagte tonlos: „Du gehst nicht, derweil ich lebe, mit meinem Eigentum aus diesem Zimmer," und entsetzt sahen die Schwestern ein Messer in ihrer Hand blinken.

Erschreckt von der wilden Entschlossenheit in ihrer Miene, von ihrer Totenblässe und ihrer erloschenen Stimme, schrie Mela angstvoll: „Aber Ria! Mit Mord und Totschlag drohen eines Scherzes halber! Du bist krank, deine Nerven sind gereizt von zu großer Anstrengung, ich werde den Arzt rufen — das ist nicht natürlich," setzte sie mitleidig hinzu.

„Kann sein," sagte Ria traurig und fest, „aber mein Leben gebe ich eher her, als das, was du mir nehmen willst," und sie blieb auf dem Boden vor der verriegelten Türe sitzen, ihr großes Taschenmesser, das sie seit der Mordnacht immer bei sich trug, offen in der Hand haltend.

„Nun, so behalte deinen Schatz," sagte Johanna ärgerlich und warf ihn ihr in den Schoß, „aber verwahre ihn künftig besser."

„Da hast du recht," seufzte Ria, „das Meer ist nicht tief genug für ihn."

„Meiner Mutter werde ich aber doch von dieser Szene sagen müssen," meinte Johanna, „denn du bist krank."

Todesmatt, mit gerungenen Händen, aber fest und ruhig sagte sie: „Sprecht der Fürstin nicht davon,

wenn ihr es nicht auf dem Totenbette bereuen wollt, ſagt niemandem ein Wort davon, wenn ihr nicht einmal wünſchen wollt, eure Zunge lieber abgebiſſen, als dazu gebraucht zu haben!"

Die beiden Damen ſahen ſich betroffen an und fingen an zu begreifen, daß es ſich um etwas anderes als eine Liebesgeſchichte handle.

Sie verſprachen ihr, nichts zu ſagen noch zu tun, was ſie nicht wünſche, hoben die Ermattete vom Boden auf, ſetzten ſie auf ihr Bett und ſich zu ihr und ſuchten durch liebevolle Worte wieder gutzumachen, was ſie, wie ſie wohl fühlten, an ihr verſchuldet hatten.

Als ſie aber doch in ſie drangen, ihnen den Vorfall zu erklären, ſagte ſie: „Liebe, liebe Mädchen, laßt mich! Dankt Gott, wenn ich euch nichts ſage." Dann plötzlich rot werdend und die Hände luſtig zuſammenſchlagend: „Eureka! Das Ei des Columbus, ich hab's," und als die beiden Schweſtern ſie bedenklich anblickten, ſagte ſie: „Haltet mich nicht für verrückt! Wenn ich euch einmal die Wahrheit ſagen kann, werdet ihr mich loben."

„Mir iſt kalt, ich bin übernächtig, zieh die Glocke, Johanna, und laß mir ein gutes Feuer machen," und als dies geſchehen war, nahm ſie den ſtrittigen Gegenſtand, legte ihn auf die Glutſchaufel und mit ihr ins Feuer.

Die Komteſſen, denen die Sache Spaß machte, ſchürten und hielten die Schaufel abwechſelnd, und ſahen zu, wie das Gold mit dem bereits flüſſig gewordenen Blei ſich miſchte und eine wogende Maſſe

bildete. Mela füllte Rias Waschbecken mit Wasser, und sie gossen den metallischen Brei hinein, der zischend in den wunderlichen Formen erstarrte, die jedes Mädchen vom Silvesterabend her kennt. Während die beiden Schwestern Kränze, Hirsche, Hunde und sonst allerlei in den verschiedenen Ausästungen des unförmlichen Klumpens fanden, warf sich Ria auf die Knie und sagte aus erleichtertem Herzen: „Gott, dir sei Dank!“ Dann war sie wieder die Ria von sonst. Es war fast Dinerzeit, alles machte Toilette, und Ria lief nach dem großen Teich im Garten, ihren Klumpen da zu bergen.

Weil aber gerade ein Gärtnerbursche des Weges kam und sie sich auch erinnerte, daß der Teich im Herbste abgelassen werde, trug sie ihn wieder heim in ihr Zimmer.

Eben ertönte die Eßglocke, und Agnes trat, liebenswürdig wie immer, herein mit holdem Gruße, streichelte Rias blasse Wangen, nahm sie an ihren Arm und ging mit ihr in den Speisesaal.

Sie hatte auch Wolf wieder für die Cousine eingenommen, indem sie ihm die Überzeugung beibrachte, Ria machte nicht den geringsten Anspruch auf Bertel und würde sich nie für würdig halten, in die Rödersche Familie zu heiraten.

Die Fürstin und der Fürst waren voll Anerkennung für Ria, sie sagten: „sie müsse erst wieder frisch und rosig werden, ehe sie daran denken dürfe, nach Wien zurückzukehren,“ und die beiden Gräfinnen fanden ein neues Interesse an ihrer rätselhaften Cou-

sine, aus der sie doch endlich einmal etwas herauszubringen hofften über die Geschichte des Goldklumpens.

Und so antwortete die Fürstin ohne weiteres Frau von Aroldi, von der gerade heute ein Abberufungsschreiben eingetroffen war, „daß von der Heimreise ihrer Tochter noch gar nicht die Rede sein könne."

Ria ließ es sich für den Augenblick gefallen und mußte es sich bald um so mehr gefallen lassen, als sie noch an demselben Abend eine Vorladung von dem Kreisgericht zu Wirsing bekam, behufs einer Vernehmung wegen des Mordversuches im Littwitzer Forste.

Der Fürst erbot sich, an dem bestimmten Tage mit ihr nach dem Städtchen zu fahren, und Ria ließ sich nicht merken, wie ungeduldig sie war, sich in der Einsamkeit auf ihr bevorstehendes Verhör vorzubereiten, und brachte den Abend musizierend mit ihren Cousinen zu. Ab und zu fragte die Fürstin um Einzelheiten ihres Aufenthaltes im Forsthause, hörte dann aber kaum auf die Antwort; sie hatte sich längst gewöhnt, wie die Gesellschaft, in der sie lebte, eben nur an dieser Gesellschaft wirklichen Anteil zu nehmen.

Als Ria endlich allein in ihrem Zimmer war, nahm sie mit sich selbst ein Verhör vor.

Sie rief sich sorgfältig jeden kleinsten Umstand jener Schreckensnacht ins Gedächtnis und konstatierte, daß sie das alles auf ihren Eid aussagen konnte, nur eines nicht: wenn man sie früge, ob sie nichts bemerkt oder gefunden habe, was auf den Täter schließen lasse — was sollte sie da sagen?

„Oh Bertel! Bertel! In wie großes Leid hast du mich gebracht!“ Sie mußte es laut stöhnen.

Und wie konnte sie diese Frage vermeiden? War sie nicht ganz natürlich? Mußte oder sollte sie der Untersuchungsrichter nicht jedenfalls stellen?

Ihre einzige Hoffnung war, weil sie von derlei Dingen nichts verstand, daß man den Förster zuerst vernehmen werde in ihrer Gegenwart und sie ihm dann ohne weiteres zustimmen könnte.

Mit dieser Täuschung beruhigte sie sich und schlief ein.

Am Tage der Vernehmung zog sie sich sorgfältig an, setzte ihr hübsches Hütchen auf und nahm ihre letzten neuen Glacéhandschuhe, damit es dem Richter nicht in den Sinn komme zu vermuten, sie könne mit so feinen Händen in jener Nacht in der Erde gewühlt haben.

Dann fuhr sie mit dem Fürsten in die Stadt.

Als sie in das Vorzimmer des Untersuchungsrichters kamen, saß der Forstmeister da und wartete.

Ria näherte sich ihm mit einem herzlichen Gruße, fragte nach Frau Stur und nach dem Verwundeten und sagte dann: „Wenn ich nur mit Ihnen zugleich vernommen würde, wir haben ganz dasselbe zu sagen.“

„Das wäre keinesfalls geschehen, Fräulein, die Zeugen werden zuerst einzeln verhört, und dann ist meine Vernehmung schon vorüber. Ich wartete nur hier, weil ich die Gelegenheit benutzen wollte, mit Sr. Durchlaucht etwas zu besprechen, ohne im Schloß belästigen zu müssen.“

„So, ſo," ſagte der Fürſt gleichgültig, reichte dem Amtsdiener die Vorladung, und als dieſer zurückkam und Ria aufforderte einzutreten, ſagte er der Zögernden: „Geh nur, mein Kind, und ſag, was du weißt, es wird bald vorüber ſein."

So mußte die Geängſtigte allein ihrem Verhängnis ſtandhalten.

Der Unterſuchungsrichter, deſſen kahl erglänzendes Vorhaupt ein trauriges und unwiderlegbares Zeugnis ablegte von ſeiner wenig glänzenden Laufbahn, blickte ſcharf und kalt auf die Eintretende und ſah nicht danach aus, als ob ihm irgend etwas imponieren könne.

Was war ihm ein ſchönes Geſicht? In dieſem Zimmer hatte ſich oft ein ſolches zur Fratze verzerrt.

Der Stirne, die ein elegantes Hütchen trug, wurde hier gar oft ein Brandmal aufgedrückt, die feinen Handſchuhe mit Handſchellen vertauſcht.

Der Richter bot Ria mit einer Handbewegung einen Stuhl an, ſchob ſeine Brillen zurecht und muſterte ſie.

Ärgerlich über alles, was an ihr gefallen konnte und ihn wie eine beabſichtigte Beſtechung anwiderte, ſagte er ſtreng: „Ich muß Sie aufmerkſam machen, daß Sie, was Sie jetzt ausſagen werden, beſchwören müſſen. Ich ermahne Sie daher, nichts als die volle Wahrheit auszuſagen. — Wie heißen Sie?"

„Ria von Aroldi."

„Wie alt ſind Sie?"

„Siebzehn Jahre."

„Welcher Religion?“

„Katholisch.“

„Welchen Standes?“

„Ledigen Standes.“

„Wo wohnen Sie?“

„Derzeit im Schlosse des Fürsten Rödern, gewöhnlich in Wien bei meiner Mutter, der Witwe des Obersten von Aroldi.“

„Was wissen Sie von der Auffindung eines verwundeten Mannes im Littwitzer Forste?“

„In der Nacht vom 27. zum 28. September weckte mich, ungefähr um $11^1/_2$ Uhr nachts, ein Geheul; ich weckte den Förster, trat mit ihm vor die Haustüre und folgte dem Hunde, der draußen stand und mich am Kleid fortzerrte, bis an eine Stelle im Walde, wo ein bewußtloser, am Kopf verwundeter Mann am Boden lag. Der Förster mit seinen Leuten brachte den Verunglückten ins Forsthaus.“

„Ist das alles?“

„Ja.“

„Haben Sie alles gesagt nach Ihrem besten Wissen und Gewissen?“

„Ich habe alle Ihre Fragen der Wahrheit gemäß beantwortet,“ sagte sie ausweichend.

Der eisigkalte Untersuchungsrichter, dem keine Wallung des Blutes, kein Erbeben der Nerven, keine Mahnung des Herzens je den klaren Blick verschleierte, schaute sie durch und durch und sagte sich: „Sie hat ein Geheimnis!“

Ihre Aussage war zwar ganz gleichlautend mit

der des Förſters, aber ſo kurz, ſo wortkarg, ſie war augenſcheinlich auf ihrer Hut und wog jedes Wort.

Er begann daher wieder: „In welcher Weiſe war der Mann hingeſtreckt?“

„Er lag mit dem Geſicht zur Erde, die Arme vor ſich gebreitet, wie jemand, der durch einen Fehltritt gefallen iſt und ſich noch zu erhalten hofft.“

„Aber er hat eine Wunde auf dem Scheitel, wie konnte er die durch ſeinen Fall bekommen?“

„Ich denke, er wird ſich das Loch in den Kopf an einem Baumſtrunk geſtoßen haben, im Fallen.“

„Haben Sie an der Stelle, wo er lag, einen Stamm bemerkt, der dieſe Verwundung hervorgebracht haben könnte?“

„Es war ſehr dunkel, man konnte nichts recht ausnehmen, auch waren wir vielleicht zu erſchrocken, um genau zu beobachten.“

„Sie ſcheinen aber nicht ſchreckhaft zu ſein, weil Sie mit dem Hunde allein vorauseilten?“

„O doch! Der Hund zerrte mich voraus, und als ich den toten Mann, wofür ich ihn hielt, erblickte, ſah ich ſonſt nichts.“

„Alſo auch kein Merkmal eines Kampfes, zertretenes Gras, geknickte Zweige, zerriſſene Kleider, irgend eine zerbrochene Waffe?“

„Nein,“ ſagte Ria feſt und den Richter offen anblickend, denn auf dieſe Fragen konnte ſie mit Fug und Recht nein ſagen, und ihre Willenskraft, die anfangs gewankt hatte, ſtählte ſich während des Verhöres gerade an der des Richters.

Für den Augenblick gab sich der Mann überwunden, ließ das Protokoll vorlesen und von dem Mädchen unterschreiben und hieß sie nun, als letzte Probe, vor das Kruzifix treten, die Hand erheben und die Eidesformel nachsprechen; aber Ria erhob die Hand nicht und sagte ruhig: „Ich schwöre keinen Eid.“ Denn sie konnte wohl schwören, daß sie die Wahrheit und nichts als die Wahrheit, aber nicht, daß sie die ganze Wahrheit gesagt habe.

Der Schriftführer sah die verwegene Zeugin mit verblüffter Miene an, der Richter biß sich zornig die Lippen. Das hatte er von dem Mädchen nicht erwartet. Er sagte kurz: „So muß ich Sie zu einer Geldstrafe von zwanzig Gulden verurteilen. Sie können gehen.“

Ria verneigte sich und ging hinaus zu dem Fürsten, der betroffen von ihrer Blässe, fragte, ob es ihr gut ergangen sei?

Sie antwortete kurz und blieb einsilbig, bis sie, zu Hause von den versammelten Damen ausgefragt, sich entschloß, lieber gleich das Ärgste zu sagen.

„Ich habe mir eine Unannehmlichkeit zugezogen. Ich habe mich geweigert, meine Aussage zu beschwören, und der Richter hat mich zu einer Geldstrafe von zwanzig Gulden verurteilt.“

„Aber Kind, welch ein Einfall!“ sagte die Fürstin in maßlosem Erstaunen. „Hast du denn eine Unwahrheit gesagt?“

„Nein, keine Unwahrheit, liebe Tante, aber es ist so viel geschehen seit jener Nacht im Walde, und ich sollte auf jeden kleinsten Umstand schwören, der mir

entgangen oder entfallen oder anders erſchienen iſt — nein, das tue ich nicht!“

Alle ſahen Ria verwundert an und lachten; der Fürſt wußte nicht, ob er ihre Gewiſſenhaftigkeit loben oder verwünſchen ſollte, befahl aber doch ſeinem Sekretär, in die Stadt zu fahren, die Geldſtrafe zu erlegen und mit dem Richter zu ſprechen. Dieſer war ſehr ärgerlich und ſagte, daß er zwar die Ausſage ſelbſt nicht bezweifle, weil ſie mit der des Förſters gleichlautend ſei, daß er aber den Verdacht nicht unterdrücken könne, Ria wiſſe mehr als ſie ſage, und gerade dieſes Mehr könne für den Verlauf der Unterſuchung ſehr wichtig werden. Er habe um ſo mehr eine umfaſſende und beſchworene Ausſage gewünſcht, als erſt geſtern ein Menſch eingebracht worden ſei, der ſich im Beſitze eines Siegelringes befinde, welchen er mutmaßlich dem Mann im Walde geraubt habe, und einen Knotenſtock trage, deſſen Knopf genau die Dimenſionen der Wunde des Verletzten habe, wie ſie der Gerichtsarzt nach der erſten Unterſuchung zu Protokoll gegeben.

Der Sekretär entſchuldigte Ria nach Möglichkeit und äußerte, daß er ihre, augenſcheinlich zu hoch geſpannte Gewiſſenhaftigkeit, eine Frucht ihrer religiöſen Erziehung, die freilich nicht in die jetzige Zeit paſſe, als die Urſache ihrer Eidesverweigerung anſehe. Denn was für ein Intereſſe könne ſie wohl haben, den unbekannten Mörder eines ihr ganz unbekannten Mannes durch eine ſo auffallende Handlung, als dieſe Eidverweigerung ſei, retten zu wollen und etwas zu verheimlichen, was zur Entdeckung des Mörders führen könne?

Auch scheine sie jetzt sehr nervös gereizt, eben durch das Abenteuer im Walde und ihre Überanstrengung bei der Pflege des Kranken.

Der Untersuchungsrichter sagte dem Sekretär noch, daß er die Absicht habe, an einem der nächsten Tage ins Forsthaus zu fahren, um den Kranken, der nicht transportabel sei, dort zu vernehmen, wenn der Arzt keine Einwendung mehr dagegen mache und der Kranke bei vollem Bewußtsein wäre.

Der Sekretär kehrte ins Schloß zurück und meldete dem Fürsten, was er vernommen hatte, und dieser erzählte es wieder im Salon.

Ria saß sinnend dabei. Der Mann mit dem Siegelring, dem Knotenstock und dem vermutlich nicht engelreinen Vorleben; der brotlose, herumlungernde Vagabund, wie sollte er den ungerechten Verdacht abwälzen, sich vor einer Verurteilung retten? Und bei diesem Richter? Denn es war nur zu wahrscheinlich, daß er den Mann niedergeschlagen hätte, wenn er ihn nicht schon hingestreckt gefunden hätte, selbst für Ria, und wie erst für den Richter, der Herz und Nieren prüfte?

Konnte sie den Schuldlosen wegen Mordversuch verurteilen lassen? Und wie es abwenden, ohne die Mauern dieses Schlosses in seinen Grundfesten zu erschüttern, das stolze Wappen an seinem Tore zu besudeln und Jammer und Tränen über diese glückliche Familie zu bringen?

Sie sah jeden der Anwesenden einzeln an und erbarmte sich seiner.

„Nein, was ich tun kann, soll geschehen, um von beiden Teilen Unheil abzuwenden, mögen sie mich dann halten, wofür sie wollen, die Fürsten, die Grafen, die Richter und die Vagabunden," sagte sie sich und mußte dann laut auflachen.

„Jetzt lacht sie," sagte die Fürstin. „Und du schienst doch erst in Jammer und Kampf versunken?"

„Der Wechsel ist vergnüglich! Kennst du es noch, dein altes Sprüchel, liebe Tante?" sagte Ria freundlich und ging rasch nach ihrem Zimmer, um an Wolf zu schreiben, denn er sollte ihr wieder helfen.

„Ich muß Dich abermals bitten, lieber Wolf, von mir zu denken, was Du willst, mich aber heute noch ins Forsthaus zu führen, zu einer Unterredung mit Uffo Ehrenz. Ich muß hin; es hängt viel an diesem Gespräch, und ich weiß nicht, wie ich insgeheim ohne Dich durch den Wald komme."

Sie steckte den Zettel zu sich und hoffte, Wolf vor dem Diner im Gange zu begegnen, als sie ihm aber auflauerte, kam er Arm in Arm mit Agnes daher, und sie mußte sich ihnen anschließen. Die Angst nahm ihr die Eßlust, und sie schlich sich gleich nach Tische hinaus, Herrn Stoffel abermals mit ihrem Briefe zu betrauen, als sie, noch zwischen der Türe, hörte, daß Wolf sich verabschiede. Sie erwartete ihn in einer Ecke, und als er pfeifend vorbei ging, ohne sie zu bemerken, sprang sie vor und drückte ihm den Zettel in die Hand. Überrascht las er ihn, und sie zweifelhaft anblickend, sagte er halblaut und ärgerlich: „Na, so komm, aber schnell, es ist schon eingespannt. Wieder

ohne Kutscher?“ Ria nickte, er schüttelte den Kopf, und sie gingen rasch hinunter. Aber mit dem heimlichen Wegfahren war es nichts, denn als sie auf den Wagen stiegen, sah Agnes zum Fenster hinaus, ihrem Mann noch zum Abschied zu winken, und erschrak, so daß sie errötete und die Hände über dem Kopf zusammenschlug, als sie ihn mit dem Mädchen allein davonfahren sah.

Wolf, im Bewußtsein seiner Unschuld, grüßte lachend mit der Peitsche und ließ dann schon, in Gottesnamen, laut knallen, wie er rasselnd durch das Tor fuhr.

Als sie außer Sicht waren, wendete sich Wolf zu seiner Gefährtin und sagte sehr ernst: „Hast du diesen Schritt wohl überlegt, Ria? Zu Uffo Ehrenz soll ich dich führen, zu dem verliebten, verschwenderischen, leichtsinnigen Offizier, der sich nicht um dich gekümmert hat, seit du fort bist aus dem Forsthause, obwohl du ihn gerettet und gepflegt hast?“

„O Wolf! Wie gut du bist! Ich danke dir tausendmal! Aber ich muß Herrn Ehrenz sprechen, heute abend noch und allein. Du sollst uns sehen, aber hören darf uns niemand. Du hast mir schon einmal vertraut, Wolf! Habe ich dich getäuscht?“

„Nein, aber vielleicht täuschest du dich über die Notwendigkeit deines heutigen Schrittes.“

„Ich muß diesen Schritt tun, gewiß, ich muß, aber niemand als du und Frau Stur dürfen darum wissen, und niemand darf davon reden.“

Wolf zuckte ſchweigend die Achſeln und fuhr drauf los.

Die kleinen feurigen Pferde hatten das leichte Gefährt bald an das Forſthaus gebracht. Ria ſtieg unter den Bäumen ab, Wolf fuhr vor und rekognoszierte. Lieſe kam auf das Knallen ſeiner Peitſche heraus, und er erfragte von ihr, daß der Förſter wie gewöhnlich auswärts, Herr Jodokus nach der Stadt gefahren und Frau Stur mit dem Kranken im Garten ſei. Wolf winkte Ria, die ſchnell ins Haus ſchlüpfte, während Lieſe den Kuhknecht holte, um des Grafen Pferde zu halten.

Als dieſer kam, ging Wolf Ria nach in den Garten.

Frau Stur eilte ihnen freudvoll entgegen, herzte ihr liebes Töchterlein und ſagte ihr, „wie ſehr ſie ſie vermiſſe.“ Dann wendete ſie ſich zu dem Grafen und ſagte, „der Herr Rittmeiſter ſäße noch draußen am Rand der Wieſe, wo die Sonne noch ſchön warm ſcheine, aber ſie wolle ihn jetzt holen.“

„Laſſen Sie ihn noch, liebe Frau Förſterin,“ bat Ria. „Ich muß mit ihm ſprechen, aber allein, und da möchte ich gerne, daß Sie und Wolf uns ſehen könnten.“

„Gut,“ ſagte Frau Stur, „Sie wiſſen und tun, was recht iſt. Iſt's Ihnen gefällig, Herr Graf, ſo ſetzen wir uns auf die Bank, welche dem Apfelbaum gegenüber ſteht, unter dem der Herr Ehrenz ſitzt, und wo wir ſehen und doch nicht hören können,“ fügte ſie lächelnd hinzu.

Wolf war einverstanden, und Ria ging gleich auf den Apfelbaum zu, unter welchem in dem alten Lederstuhl Uffo saß, von der Kommenden abgewendet, in den letzten roten Strahlen der Abendsonne.

Er hörte die raschen leichten Tritte erst, als sie ihm ganz nahe kamen, und da er sich umwandte, stand das Wesen seiner Tages- und Nachtträume vor ihm. „Ria! Fräulein Ria," rief er aus und sprang auf, aber er mußte wieder niedersinken, denn er war noch zu schwach, und sein schönes männliches Antlitz entfärbte sich bis zur Todesblässe.

„Herr Ehrenz," rief sie und riß ihr Riechfläschchen, das sie in der Tasche trug, hastig heraus. „Es wird Ihnen unwohl!"

„Oh nein," sagte er leise. „Sehr wohl, ich sehe Sie wieder!"

Das Mädchen war gerührt im innersten Herzen, und wären nicht Wolfs Reden auf dem Herwege gewesen, so hätte sie sich vielleicht diesem mächtigen Eindruck zu sehr überlassen, so aber rief sie sich schnell die Ursache ihres Kommens ins Gedächtnis und sagte: „Herr Ehrenz! Wollen Sie etwas Großes für mich tun, eine edle Tat?"

„Sterben will ich für Sie, wenn Sie es wünschen, Fräulein Ria!"

„O nur das nicht!" sagte das Mädchen übereilt und fuhr dann, errötend über ihre Worte, schnell fort: „Geloben Sie mir, ehe ich rede, nie mit irgend jemandem ein Wort von dem zu sprechen, was ich Ihnen jetzt sagen werde."

„Ich ſchwöre es," ſagte Uffo, die Hand erhebend. „Bei Gott und meiner Ehre."

„Ich danke Ihnen," ſagte das Mädchen aufatmend, „und lege vertrauend die Ruhe meines Lebens in Ihre Hand. Antworten Sie mir zuerſt auf meine Fragen: Erinnern Sie ſich an den Augenblick, da Sie verwundet wurden?"

„Nein, ich erinnere mich nur, daß im Walde ein Reiter auf mich zuſprengte, und dann erwachte ich in meinem Bette und ſah einen Engel!"

Ria war bewegt von dem Tone, in dem Uffo das Wort ſagte, aber die Sonne war im Sinken, der Kranke konnte ſich verkühlen, er ſollte bald ins Haus, ſie konnte ſich keinem noch ſo ſüßen Eindruck hingeben, und ſo redete ſie eifrig weiter: „Sie werden morgen von dem Unterſuchungsrichter hier aufgeſucht und vernommen werden; ein Mann wurde eingebracht, der einen Siegelring in ſeinen Lumpen barg, hatten Sie einen am Finger und fehlt er Ihnen?"

Uffo hatte ſeine Hand beſehen während ihrer Frage und ſagte: „Ja, mein Ring fehlt."

„Der Mann hat einen Knotenſtock, deſſen Knopf in Ihre Wunde paßt, er hat keine Ausweiſe, kein Brot, vielleicht ein bemakeltes Vorleben, man wird ihn auf Mord und Raubanfall anklagen und als den Schuldigen verurteilen, und ich weiß, er iſt es nicht, und Sie müſſen ihn retten."

„Recht gerne, mein Fräulein," ſagte Uffo überraſcht. „Aber wie? Und warum? Er ſcheint mir

doch keine reine Unschuld zu sein, wenn er meinen Siegelring hat," setzte er lachend hinzu.

„Lachen Sie nicht," sagte Ria mit gerungenen Händen. „Wenn Sie ihn retten, retten Sie mich!" Und dringend fuhr sie fort: „Sagen Sie, daß Sie sich im Gestrüpp verfingen und wahrscheinlich auf Steine fielen, als Sie, um dem Reiter, der auf Sie zuraste, auszuweichen, auf die Seite sprangen, aber schwören Sie nicht!" flehte sie, in kindischem Widerspruch mit sich selbst. „Sagen Sie, Ihre Gehirnerschütterung erlaube Ihnen nicht, Ihrem eigenen Zeugnis völlig zu vertrauen."

„Dann entkräfte ich ja mein Zeugnis selbst wieder," bemerkte Uffo lächelnd. „Und es hilft dann Ihrem Vagabunden nichts. Nein, nein, mein Fräulein, wir müssen das anders machen, und darin, verzeihen Sie, traue ich mir mehr zu als Ihnen. Wissen Sie gewiß," sagte er plötzlich, sehr ernst, „daß der Gefangene mich nicht berührt hat, außer um meinen Ring zu stehlen?"

„Ja," sagte Ria.

„Gewiß?" fragte Uffo nachdrücklich. „Denn daran hängt mein ganzer Plan."

„Gewiß," sagte Ria. „Ich weiß es."

„Dann werde ich Ihren teuren Spitzbuben retten, bei meiner Ehre, und nicht einmal mit einem Blicke fragen, wem eigentlich noch, außer dem Strolch, meine Verteidigung zugute kommt." Dabei blickte er sie forschend an.

Frau Stur, die mit Wolf in bescheidener Ent-

fernung geblieben war, rief nun gebieterisch: „Genug, genug, meine Kinder, ins Haus, lieber Uffo! Ins Schloß, liebe Ria! Die Sonne geht unter!“

„Ja, die Sonne geht unter,“ seufzte Uffo, indem er sich mühsam erhob und Ria anblickte, voll Lieb' und Leid.

Sie bot ihm ihren Arm und führte den Schwankenden ins Kneipenstübchen, das sie früher bewohnt und Frau Stur jetzt ihm eingeräumt hatte, damit er ohne eine Treppe zu steigen in den Garten könne.

Als sie seinen Arm losgab, hob sie noch einmal Hände und Augen flehend zu ihm empor; er verstand sie und sagte fest: „Ich schwöre, Ihren Befehl zu erfüllen und zu verschweigen.“ Dann dankte er Wolf für das Glück, welches er ihm bereitet habe, seine holde Pflegerin wieder zu sehen, und die beiden fuhren rasch und schweigend ins Schloß zurück.

„Wolf!“ sagte Ria, als sie ihrem Ziel schon nahe waren, „für mich wird nie der gute Tag kommen, wo ich dir mein Betragen werde erklären können; um so mehr muß ich dir danken, daß du mir deine Hilfe nicht versagt hast. Vielleicht wird ein anderer mich dereinst rechtfertigen, vielleicht werde ich ungerechtfertigt aus der Welt gehen. Wie Gott will! Dir aber soll er vergelten, was du auf das Wort eines armen Mädchens hin getan hast.“

„Arme Ria! In welche Verwickelungen bist du geraten!“ sagte Wolf. „Es wäre besser, wenn du mit einem von uns offen sprächest.“

„Ja, es wäre besser, wenn ich es könnte," sagte sie seufzend.

Der Empfang im Schloß war etwas kühl. Agnes boudierte ihren Mann und noch mehr ihre verführerische Cousine, und die drei anderen Damen fanden es nicht anständig, daß Ria ohne Abschied, ohne Erlaubnis der Fürstin, ja ohne Hut und Handschuhe davon gesaust war.

Aber der milde, vermittelnde Wolf, den das Mädchen ohnehin schon dauerte, nahm den Vorwurf auf sich. Er habe sie auf dem Gange abgefangen und entführt, weil sie ihm gar so blaß und angegriffen vorgekommen wäre; die Waldluft, in der sie nur sachte herumgewackelt wären, habe ihr augenscheinlich gut getan, und er forderte seine Schwestern auf, die kleine Verbrecherin fleißig spazieren zu führen.

„Ihr könnt ja alle drei kutschieren," fügte er hinzu. „Ich stelle euch mein Zeugel zur Verfügung und reite wieder mehr mit Agnes, was wir seit Wochen nicht getan haben."

Dieser letzte Schachzug zeigte den Meister, denn Agnes verzieh nun alles bei der Aussicht, wieder mit Wolf zu reiten, wobei sie ihn doch gewiß allein hatte.

Der Arzt, welcher den andern Morgen mit dem Untersuchungsrichter ins Forsthaus fuhr, war mit seinem Patienten weniger zufrieden als den Tag zuvor; er fieberte wieder ein wenig, und der Doktor bat den Untersuchungsrichter, der sein alter Bekannter war, das Verhör nur kurz zu machen.

Uffo hingegen erklärte, er fühle sich wohl genug,

zu beantworten, was man ihn fragen wolle, wenn er sich nur darauf besinne.

Der Richter, teilnehmender als er sich jemals gezeigt hatte, ging über die formellen Fragen hinweg und begann: „Was wissen Sie von Ihrer Verwundung, Herr Rittmeister?"

„Ich erinnere mich an nichts mehr, als daß ich einen Reiter auf mich ansprengen sah, dem sein Pferd durchzugehen schien."

„Warum kamen Sie eigentlich in den Forst?"

„Mein Vater will eine große Waldherrschaft kaufen und wünschte, daß ich sie verwalte und den Kriegsdienst quittiere. Vorher sollte ich bei Herrn Stur, dem Forstmeister des Fürsten Rödern, die Forstwirtschaft kennen lernen und mich zu diesem Zwecke hier im Forsthause für einige Zeit aufhalten. Ehe ich mich dazu bereit erklärte, wollte ich den Ort und die Leute sehen, an die ich durch einige Zeit gebunden sein würde. Ich fuhr daher mit meinem Hunde und wenigem Gepäck von meiner Station, nachdem ich Urlaub genommen hatte, weg, stieg am Bahnhof nächst Littwitz ab, ließ den Sack dem Restaurant zur Verwahrung mit dem Auftrag, keine Nachfrage nach mir zu halten, wenn ich auch längere Zeit ausbliebe, und wanderte mit Puck ins Land hinein. Ich irrte eine Weile herum, weil ich nicht viel fragen wollte, aß in einem abgelegenen Bauernhause Brot und Milch und war auf bestem Wege, gegen Abend das Forsthaus hier zu finden, als ich einen Reiter von ferne auf dem Waldwege herkommen sah. Mit meinen guten Augen

unterschied ich ein herrliches Pferd, das aber ein Toller ritt. Er machte, wie mir schien, sehr gewagte Sätze auf dem von Wurzeln durchzogenen und von Gestrüpp bedeckten Waldboden; ich sah ihm mit steigendem Interesse zu, je näher er mir kam, und als er das Pferd nicht mehr recht in der Faust hatte und es auf mich zurafte, muß ich mich, im Begriff auf die Seite zu springen, verfangen haben und auf eines der vielen herumliegenden Felstrümmer gefallen sein, kopfüber, denn ich erinnere mich auf nichts weiter mehr."

„Sie haben, nach der Aussage des Arztes, eine Wunde am Kopfe, die er als eine von einem Schlage mit einem stumpfen Instrumente herrührende bezeichnet," bemerkte der Richter.

„Das mag wohl sein, denn ob der Stein auf meinen Kopf oder der Kopf auf den Stein schlägt, das mag so ziemlich dieselbe Wirkung hervorbringen."

„Sind Sie beraubt worden?"

„Mein Siegelring fehlt, alles übrige blieb unberührt."

„Haben Sie keinen Feind oder Nebenbuhler?"

„Nicht, daß ich wüßte; und wenn ich einen hätte, wäre es wohl ein Offizier, denn nur mit meinen Kameraden pflege ich Umgang; der hätte mich vielleicht erstochen oder erschossen, aber gewiß nicht erschlagen."

„Wie kann es nur sein, daß der Reiter, der Sie doch fallen sehen mußte, sich nicht um Sie kümmerte?"

„Sein Bemühen, sich im Sattel zu halten, wird ihn wohl daran verhindert haben."

„Wie aber verloren Sie Ihren Siegelring?"

„Den hat mir wahrscheinlich ein Vorübergehender von der ausgestreckten Hand gezogen, während meiner Ohnmacht, und indes mein Hund ins Forsthaus gelaufen war, um Hilfe zu suchen. In Gegenwart des Tieres hätte mich niemand ungestraft berühren können."

„Es ist in der Tat ein Mann verhaftet worden, der einen Siegelring bei sich trug, dessen Besitz er nicht rechtfertigen konnte, und von dem er endlich gestand, daß er ihn einem Manne abzog, den ein Reiter vor seinen Augen zu Boden geschlagen hatte."

„Wenn der Mann nebst dem Siegelring nicht auch einen Biß hat, war er mir nicht nahe in dem Augenblick, als ich die Kopfwunde empfing; denn Puck war bei mir, und wenn der Verhaftete es gewagt hätte, sich mir zu nähern, würde mein Hund ihn gebissen haben. Er lügt also, wenn er behauptet, den Reiter gesehen zu haben, wie er mich traf. Der Dieb muß später gekommen sein, als ich schon am Boden lag und mein Hund, Hilfe suchend, mich verlassen hatte."

„Vielleicht ist es nur eine Erfindung von ihm."

„Wahrscheinlich. Wie sollte auch ein Reiter auf einem durchgehenden Pferde einen gezielten Schlag auf etwas führen und treffen können?"

„Der Mann behauptet doch, erst auf den Schlag des Reiters seien Sie gefallen, und nachdem Ihr Hund fortgelaufen war, habe er es gewagt, Ihren Ring zu nehmen."

„Das glaub' ich ihm gerne," lachte Uffo, „daß er den Ring nicht vor Pucks Schnauze wegnahm. Und den Schlag, den er nicht gesehen haben kann und von

dem er fürchtet, daß er ihm zugeschoben wird, den hat mein armer Kopf wohl nur einem Felsstück zu danken und seiner Phantasie."

Der Richter, obwohl nicht überzeugt, war doch durch Uffos offene und ruhige Erklärungen geneigter, an einen Zufall zu glauben, um so mehr, da gar kein Grund denkbar war, warum der so schwer Beschädigte einen völlig fremden Schelm, von dem er bis vor einer Stunde noch nichts gewußt hatte, sollte verteidigen und der wohlverdienten Strafe entziehen wollen.

Überdies war Uffo ganz fremd in der Gegend, von einem großen Hunde begleitet, er selbst ein großer kräftiger Mann von militärischer Haltung, so einfach gekleidet, daß man keine reiche Beute bei ihm hoffen durfte und eher eine tüchtige Gegenwehr mit irgend einer geheimen Waffe erwarten mußte.

Der Verhaftete war klein, schwächlich, verkommen und augenscheinlich in großer Angst vor dem Hunde gewesen, dessen Entfernung er, wie er erzählte, auf einem Baume sitzend, abgewartet hatte.

„Was aber verbirgt das Fräulein?" fragte sich der Richter, „denn sie verbirgt etwas, ich sah es deutlich."

Nachdem er Uffo den Siegelring gezeigt hatte, den dieser als den seinigen erkannte, das Protokoll vorgelesen, unterschrieben und der Eid darauf geleistet war, fuhren Arzt und Richter in die Stadt Wirsing zurück.

* * *

Am anderen Morgen brachte der Kammerdiener auf silberner Platte zum Frühstückstisch, wo die Familie Rödern versammelt war, ein bedenklich aussehendes Schriftstück, dessen richtige Zustellung von Fräulein Ria von Aroldi bestätigt werden mußte, es war die Vorladung für 13. November zu dem Kreisgericht in Wirsing. Für diesen Tag war die öffentliche Schlußverhandlung festgesetzt.

Alle blickten Ria an, und als der Kammerdiener das Zimmer verlassen hatte, umdrängten sie das Mädchen neckend: „Fürchtest du dich? Sie werden dich schon auch kriegen. Wirst du wieder den Eid verweigern? Hast du denn damals gelogen? Bist du vielleicht gut Freund mit dem Mörder?“ so ging's hin und wieder, und Ria, der anfangs sehr bange war, ermannte sich und wehrte sich tapfer und schlagfertig. Ihr Herz klopfte, daß die Schleifen ihres Leibchens zitterten, aber sie wußte jedem eine Antwort, und während sie so der Familie, die sie umdrängte, zur Belustigung diente, trat Johanna aus dem Kreise ans Fenster, sinnend und bewegt, denn sie ahnte Rias Geheimnis.

Als man sich endlich heiter trennte und jedes nach seinem Zimmer ging, streifte sie Rias Arm und gab der Aufblickenden einen Wink, ihr zu folgen.

Ria tat es unbefangen in einiger Entfernung; so huschten die beiden nach dem Garten, wo sich Johanna plötzlich umwandte und, Rias Hand ergreifend, sie mit sich fortzog bis auf ein weites Stoppelfeld, wo kein Lauscher sich ihnen nahen konnte. Da stand sie plötz-

lich still, blickte ihr scharf ins Gesicht und sagte kurz: „Du liebst Bertel?“

„Wie du ihn liebst, Johanna,“ antwortete Ria ruhig und mit dem Tone der Wahrheit.

„Dann bist du das beste Geschöpf, Ria, denn du leidest alles, um ihn zu retten. Ich weiß, was du für ihn tust, und danke dir tausendmal, du mutiges, kluges Mädchen!“ Und Johanna, die ruhige, vornehme Dame, ließ sich von ihrem überwallenden Gefühl hinreißen zu Tränen, zu Liebkosungen und zu Küssen.

Aber bald faßte sie sich wieder vor einer schrecklichen Überlegung: „Unser unglücklicher Bertel ist kein feiger und gemeiner Mensch! Wenn er erfährt, daß ein anderer seiner Tat angeklagt ist, wird er zur Schlußverhandlung kommen, und wenn eine Verurteilung droht, wird er sich angeben, und was dann?“ rief sie angstvoll. „Alle deine Bemühungen würden umsonst sein, die Ehre unseres Hauses wird befleckt, unser Familienleben völlig zerstört werden! Es wird der Untergang des uralten Geschlechtes Rödern sein!“ Händeringend stand sie da, und Ria sank, überwältigt von der Wahrscheinlichkeit ihrer Befürchtung, auf das öde Stoppelfeld, das ihr gerade so trostlos schien, wie ihr eigenes Leben in diesem Augenblick.

„Du mußt zu ihm,“ sagte sie, Johanna heftig am Kleide zerrend, „du mußt ihn verhindern zu kommen. Wir brauchen Bertel gar nicht, um den Vagabunden vor der Mordanklage zu bewahren; Uffo wird sein Bestes tun, deshalb waren Wolf und ich gestern heimlich im Forsthaus.“

„Weiß Wolf?“ fragte Johanna entſetzt.

„Nichts weiß er, er führte mich nur aus Gutmütigkeit hin, ich konnte doch nicht allein —?“ ſie hielt fragend inne.

Johanna ſtrich liebevoll über ihre dunklen Haare und ſah ſie dankbar an, und ſie erzählte ihr nun das Geſpräch mit Uffo.

„Ich glaube,“ ſagte Johanna etwas ruhiger, „daß dem Dieb nur ſein Recht werden wird, aber, bei den Geſchworenen, — wer kann es wiſſen? Wird es Bertel darauf ankommen laſſen?“

„Zwinge ihn, in ſeiner Station zu bleiben, bitte den Oberſten, ihm keinen Urlaub zu geben,“ flehte Ria, zu ihr emporblickend.

„Dann geht er ohne Urlaub,“ ſagte Johanna achſelzuckend.

„Laß ihn einſperren, mach, daß er zum Profoſen kommt!“ „Dem Profoſen zahlt er, und dann läßt er ihn nach Wirſing fahren und wohin er will.“ „Binde ihn an! Maure ihn ein! Brich ihm ein Bein,“ ſagte Ria ſo haſtig, flehend und faſt toll, daß, inmitten ihrer Verzweiflung, beide Mädchen lachen mußten.

„Mit Gewalt geht es nicht, Ria, wir müſſen eine Liſt erſinnen. Ich könnte vielleicht —“ ſagte ſie überlegend.

„Setz dich nieder,“ ſagte Ria, „ſtehend wird dir ewig nichts einfallen.“ Und Johanna glitt an ihrer Seite nieder.

Beide vertieften ſich ſo im Nachſinnen und in dem Ausdenken von allem Möglichen und Unmöglichen, daß

sie den Wagen nicht stillehalten hörten, der auf dem Feldweg, der die Stoppeln begrenzte, hergefahren war.

Diesem Wagen aber entstieg, wie Anadyomene den Meereswogen, aus einer Flut von Plaids, die sie umhüllt hatten, die schöne Gräfin Schaumburg.

Ein Prachtexemplar ihrer Rasse, groß, schlank, mit reichem blondem Haar, weißer, geschonter Haut, makellosen Zähnen, wohlgeformten und gepflegten Händen, hochmütigem und geistlosem Gesicht, in der Morgentoilette, die gerade de rigueur war, schritt sie leicht und entschlossen über das stachlichte Stück Feld, welches sie von den versunkenen Mädchen trennte, und Johanna scherzend mit ihrem Schirm auf den Kopf tippend, sagte sie: „Was macht ihr denn da? Mir scheint, ihr grabt die Alraunwurzel?“

Johanna blickte, in sich verloren, auf die Erscheinung, erhob sich aber rasch und schüttelte ihr die Hand. Die Dame aber schaute auf Ria, und als Johanna, schnell begreifend, sagte: „Fräulein v. Aroldi,“ fragte die Gräfin nach einem leichten Nicken Johanna ins Ohr: „Wer san mer denn?“

Zornig wandte sich Johanna von der Dame zu Ria und rief: „Komm doch, liebe Ria! Es ist meine Cousine Ria,“ sie betonte jede Silbe, und reichte der Sitzenden beide Hände, um sie aufzuziehen.

Ria sprang auf und hauchte, ohne sich um die Dame zu kümmern, Johanna zu: „Die muß uns helfen,“ und lief allein nach dem Schlosse zurück, ihren Plan auszuhecken.

Johanna war erstaunt, daß die Unart der Gräfin,

welche sie selbst so peinlich berührt hatte, besonders in diesem Augenblick, auf ihre Cousine gar keinen Eindruck machte. Aber für Ria waren die Menschen jetzt nur von einer Art von Bedeutung: ob man sie zu Bertels Rettung brauchen konnte oder nicht? Und die Gräfin Schaumburg konnte man brauchen; denn das Gut Schwarzwasser, welches sie bewohnte und Adalbert zu besuchen pflegte, war ganz nahe bei seiner Station und bot Johanna die Möglichkeit, ohne Aufsehen mit ihm zusammenzukommen.

Das faßten die beiden Mädchen zugleich auf und behielten sich die Vergeltung für das Benehmen der Gräfin vor, bis sie ihnen ausgedient haben würde.

Darum sagte jetzt auch Johanna voll Freundlichkeit: „Welche liebenswürdige Absicht hat dich deinen Jagdgästen entrissen und auf unsere Stoppeln geführt?"

„Auf eure Stoppeln hatte ich es nun gerade nicht abgesehen," lachte Gräfin Lina, „aber es ist ein Empörungsversuch gegen die Langeweile, der mich von Schwarzwasser vertrieb."

„Gegen die Langeweile? Du hast ja das Schloß voll von Gästen? Wo hat da die Langeweile Platz?"

„Hältst du Gäste schon für eine Unterhaltung? du gutes Kind! Bist du nie eingeschlafen zwischen zwei Jagdgeschichten?"

„Die müßten dich ja interessieren, du jagst doch selbst."

„Ach! Ich gehe wohl mit der Jagd, aber schießen mag ich nicht und habe mir schon genug Hasenpurzelbäume mit angesehen. Eigentlich finde ich das gar nicht so lustig," fügte sie hinzu, und ihr Gesicht nahm

einen Ausdruck gutmütiger Traurigkeit an, der ihr bei weitem besser ließ als der, mit welchem sie: „Wer san mer denn?“ gesagt hatte.

Doch bald schüttelte die schöne junge Frau die unbequeme Sentimentalität ab und sagte, mit Johanna weitergehend: „Ich will dich werben, Johanna, du mußt mir was Besseres als Hasen vor den Schuß bringen — Gäste zu meinem Maskenball. Ich will einen Maskenball arrangieren, ich freue mich so darauf! Du sollst Bertel befehlen, Tänzer aufzutreiben, das verstand er sonst sehr gut, jetzt soll er aber so sehr loup-garou sein, daß sich niemand über ihn traut.“

„Ich würde es recht gerne tun,“ sagte Johanna, „aber wie komme ich mit ihm zusammen?“

„Ja, deshalb bin ich hier, um dich aufzupacken,“ sagte die schöne Lina Schaumburg und machte Miene, es zu tun. „Du sollst mit mir fahren nach Wirsing, Stoffe kaufen, Näherinnen engagieren, Kostümbilder auswählen.“

„Aber vor allem mußt du doch erst mit uns gabeln,“ sagte Johanna, der ihre Uhr zeigte, daß es hohe Zeit sei dazu, „wir können nicht hungern bis dahin. Komm, komm ins Schloß.“

Gräfin Lina hatte Appetit bekommen in der scharfen Morgenluft, und so folgte sie gerne dem Duft der Beefsteaks, die ihnen bald entgegenprasselten.

Ihre Ankunft erklärte und entschuldigte bei der Fürstin, die schon im Speisesaal saß, das lange Ausbleiben der beiden Mädchen, und sie willigte gerne ein, daß Johanna mit Mela nach Schwarzwasser fahre zum Balle, aber erst den nächsten Tag, um ihre Vorberei-

tungen treffen zu können. So wurde es bei Tiſche öffentlich ausgemacht. Insgeheim aber vertraute Johanna der ſchönen Lina, daß Bertel nicht zu bewegen ſein werde, auf den Ball zu kommen, wenn man ihm nicht verrate, daß Ria maskiert, um ihn zu necken, dort erſcheinen werde. Sie ſolle das ihrem Bruder, dem Leutnant Baron Guden, als tiefſtes Geheimnis anvertrauen, dann werde er es Adalbert gewiß verraten und dieſer zu allem erbötig ſein, was den Ball fördern könne. Deshalb aber könne ſie nicht mit ihr fahren, denn ſie müſſe Ria erſt mit dem Gedanken, nach Schwarzwaſſer zu kommen, vertraut machen, weil die Gräfin Lina auf dem Stoppelfeld ſich ſo wenig engagnante gezeigt habe gegen die arme Couſine.

„Oh," ſagte die Gräfin Schaumburg, „ſo empfindlich ſind dieſe Bürgerlichen?"

Dann gab ſie Ria im Vorüberſtreifen ihre Hand und ſagte: „ſie hoffe, ſie auf ihrem Balle zu ſehen," und nahm Abſchied von der Familie mit der Überzeugung, daß ſie alle entzückt und die gute Ria ganz beſonders beglückt habe. Ganz zufrieden mit ſich ſelbſt fuhr ſie nach Wirſing.

* * *

Bertel ſaß finſter brütend auf ſeinem Bette in der düſtern, niederen Stube des Bauernhauſes, in welchem ihm ſein Quartier angewieſen worden war. Seine Tat und ihre Folgen, ſeine Liebe und ihre Zweifel hatten ihn um ſeine ganze gute Laune gebracht.

Er zählte die Tage bis zur Schlußverhandlung;

sein Erscheinen dabei hielt er für selbstverständlich, sein Benehmen machte er von den Umständen abhängig. Er las die Zeitungen aufmerksam und beschloß, den Mann, der unter Schloß und Riegel saß, nicht für seine Schuld büßen zu lassen, wenn es so weit kommen sollte. Der Mord war allein seine Sache, den Diebstahl sollte der andere zahlen.

Da trat in seine düsteren Überlegungen mit schweren Stiefeln und klirrenden Sporen der kleine, hochblonde, blutjunge Leutnant Baron Guden, dessen größter Stolz es war, der Bruder der schönen Gräfin Schaumburg zu sein, und seine Füße schlenkernd, als ob sie ihm zu lang wären, schleuderte er seine zierliche Gestalt in Bertels Schaukelstuhl.

„Also Maskenball," sagte er dumpf.

Adalbert antwortete nicht.

„Maskenball," wiederholte der kleine Leutnant, und als Bertel fortschwieg, brüllte er: „Maskenball!"

„Scher dich zum Teufel und tanze meinetwegen mit ihm," schrie Bertel zornig.

„Oder mit Cousine Ria, Mia, Sia, wie heißt sie doch?" sagte Guden, halb höhnend und halb gähnend.

„Red nicht von ihr," sagte Bertel, sich drohend vor ihn hinstellend, „was weißt du von der?"

„Du, von der," wiederholte der Leutnant läppisch, „ich weiß, was ‚du von der' nicht wissen sollst."

„Und was ich dir nicht sagen soll und werde," setzte er hinzu, und gleichsam um sich in seinem Entschluß zu befestigen, pflanzte er sich stramm aufrecht in den schwankenden Stuhl.

Adalbert ging heftig im Zimmer auf und nieder, und der kleine Leutnant ſetzte ſeinen Zwicker auf und fixierte ihn auf ſeinen Wanderungen mit möglichſter Impertinenz.

Nach zehnmaligem Hin- und Wiedergehen, dem der Leutnant mit unerſchütterlicher Bosheit nachblickte, ſtellte ſich Bertel, einlenkend, vor ihn hin und ſagte lakoniſch: „Wo?“

„Schwarzwaſſer, Lina,“ ſagte Guden mit ſchneller Auffaſſung. „Biſt geladen, ſollſt Tänzer bringen.“

„Ja, zum Stiftsdamen ſchieben, fällt mir nicht ein!“

„Laß bleiben, Lina wird ſich ſchon ſelber helfen,“ ſagte Baron Guden ſtolz, aber es reute ihn gleich wieder. Hatte er doch gemeſſenen Befehl, ſo und ſo viel Tänzer in Schwarzwaſſer abzuliefern, und wie ſollte er das anfangen ohne Bertel?

Aber Bertel reute ſeine Rede auch, und er hatte ſie nur hervorgeſtoßen, um den kleinen Leutnant zum Ausplaudern zu reizen.

Beide wollten gern einlenken; einer mußte es tun; und der war Baron Guden, der in der Furcht ſeiner Schweſter aufgewachſen war, die oft das Vergnügen hatte, die Lücken ſeines Beutels zu ſtopfen, und das nicht umſonſt tun wollte.

Baron Guden alſo entwickelte eine ganz unnötige Beredſamkeit, und was er mit den wenigen Worten: „Ria kommt“ hätte zuwege bringen können: daß Bertel auf den Ball käme mit einer Tänzerſchar, das ſuchte er durch wohlgeſetzte Reden zu erlangen. Er meinte, es könne nicht ſchaden, den ewigen Turnus von Exer-

zieren, Schlafen, Reiten, Rauchen, Essen, Spielen auch einmal durch Tanzen zu unterbrechen.

Ein Maskenball gäbe in den trüben Novembertagen doch etwas zu denken; und was die alten Stiftsdamen beträfe, so würden sie doch unterspickt sein mit jungen Nichtstiftsdamen; und seine Schwester Lina habe diesmal vom Gothaischen ab- und durch die Finger gesehen, und er wollte weiter nichts sagen, denn —

Bertel ließ ihn, länger als er selbst war, reden, und es wurde ihm zur Gewißheit, daß Ria kommen werde, um eine Mummerei mit ihm ins Werk zu setzen. Daß sie die Hand dazu geboten habe, müsse einen besonderen Grund haben, vielleicht wollte sie ihm eine Mitteilung machen für den 13. November, den Tag der Schlußverhandlung.

Diese Überlegung machte ihn gefügiger, den Wünschen der Gräfin Schaumburg zu entsprechen, und der kleine Leutnant konnte sich nicht genug Glück wünschen zu seiner Suada und hielt sich bereits für einen Demosthenes en herbe.

Da der 12. November zum Maskenball bestimmt war, beschloß Adalbert, vom Ball weg nach Wirsing zu fahren und so allen Anforderungen zu genügen.

Er war bei der Aussicht, Ria wieder zu begegnen, lebendig geworden, warb die verlangten Tänzer, schaffte sein Kostüm an, ließ seine Pferde frisch beschlagen, seinen leichtesten Wagen schmieren, seinen Revolver putzen, seine Pistolen laden, seine Zigarrentasche füllen, kurz, er rüstete für Krieg und Frieden.

Johanna ihrerseits befahl, Rias Bett in Melas

Zimmer zu stellen und ihre Sachen hinüberzubringen, damit sie recht miteinander plaudern und ihren Maskenscherz beraten könnten; und absichtlich ließ man dies und das, gleichsam unwillkürlich, verlauten, damit ein oder das andere durch die Diener verbreitet werde.

Der Koffer mit Rias und Melas Kostüm wurde gepackt und auf den Reisewagen geschnürt; die Kammerfrau vergnügte sich zum voraus, wie die vornehmen Herren enttäuscht sein würden, wenn Fräulein Ria statt Gräfin Johanna in Schwarzwasser aus der Maske kröche.

Kutscher und Bedienter wurden durch sie auch ins Geheimnis gezogen und hatten natürlich später in Schwarzwasser nichts Eiligeres zu tun, als das Anvertraute weiter zu vertrauen, namentlich im Stalle dort.

Abends noch nahmen die Reisenden Abschied von der Fürstin, und an dem folgenden sehr trüben Novembermorgen erschienen zwei Damen tief in Mäntel, Kapuzen und Schleier verhüllt, riefen der Gräfin Johanna, die am Fenster stand, noch Abschiedsgrüße hinauf, bestiegen ihren Wagen, auf dessen Rücksitz die Kammerfrau schon Platz genommen hatte, und fuhren nach Schwarzwasser.

Die Gräfin Johanna legte sich, als sie fort waren, wieder zu Bette, die Fürstin ließ sich ein reichliches Frühstück auf ihr Zimmer bringen, und als sie keine Störung zu fürchten hatte, ging sie in das Nebenzimmer zu der Dame im Bette und teilte ihren Kaffee mit ihr. Der Dienerschaft wurde bedeutet, Gräfin Johanna nicht zu stören, da sie Migräne habe und

kein Geräusch vertrage. Das Mittagsmahl nahm die Fürstin in gleicher Weise in ihrem Zimmer ein und teilte wieder mit der Gräfin Johanna, ohne jemand von den Leuten ins Nebenzimmer zu lassen.

Der Fürst nahm bei Frau Stur sein Jägermahl ein, und erst abends zum Tee erschien die Gefangene lächelnd bei Tische.

„Oho," sagte der Fürst. „Was ist das?"

„Ein Maskenscherz," antwortete die Fürstin.

In Schwarzwasser angekommen, huschten die beiden verhüllten Damen schnell die Treppe hinauf und, da sie hier gut bekannt waren, gleich in die Fremdenzimmer. Die Dame des Hauses, von ihrer Ankunft avisiert, kam, sie zu begrüßen, und ging nach einer eifrigen Auseinandersetzung auf ihre Pläne ein.

Auch in Schwarzwasser wurden die beiden freiwillig Gefangenen auf ihrem Zimmer verpflegt, nur die Kammerfrau, die verläßlich und im Geheimnis war, ging ab und zu und spielte die Verräterin, um die Diener und durch sie mutmaßlich die Herren so gewisser zu täuschen.

Der kleine Leutnant, der die Rödernschen Pferde im Stall erkannt hatte, fragte seine Schwester Lina, wo denn die Damen steckten?

Die Gräfin Schaumburg wollte ihre Ankunft erst völlig verleugnen, als aber Guden mit großer Bestimmtheit sagte: „Ihre alten Schimmel werden doch nicht allein zum Ball gekommen sein?" gab sie ärgerlich zu, daß Mela und Ria in den Fremdenzimmern von der Fahrt ruhten, und daß sie ihn beschwören

ließen, wenn er ja etwas merke, Bertel nichts mitzuteilen, um ihnen den Spaß nicht zu verderben.

Der kleine Leutnant beteuerte seine Verschwiegenheit und ritt nach Tische in seine Station, um sein Herz zu erleichtern.

„Sind schon da," schrie er mit Stentorstimme, denn er suchte, was ihm an Länge fehlte, um sich in Respekt zu setzen, durch Geräusch zu ergänzen. „Sind beide da!"

„Wer ist da?" fragte Bertel nach einer Pause, die er brauchte, seine zitternde Stimme zu festigen, und welche Guden als Zeichen der Gleichgültigkeit auslegte.

„Unsichtbar! Unsichtbar, aber vorhanden!" heulte der kleine Leutnant und reckte Arme und Beine zu einer, wie er sich schmeichelte, bedeutenden Länge aus.

„War Ria gekommen?" fragte Adalbert angstvoll in seinem Herzen. Seine Schwestern hatten ja keinen Grund, sich zu verstecken vor Guden, den sie gewiß nicht intrigieren wollten, es mußte Ria sein, die sich verbarg.

„Es muß Ria sein!" jubelte er innerlich; dem kleinen Leutnant aber schnitt er verächtliche Gesichter wegen der faden Überraschungen, die man in Schwarzwasser vorbereitete.

„Wenn es dir fade ist," sagte der kleine Leutnant, plötzlich aufspringend, „so überlaß mir die kleine Mia, Sia, Stia oder wie sie heißt. Es ist doch was Neues, wenn sie auch nicht des nôtres ist."

Bertel hätte ihm gerne die Zunge ausgerissen,

daß er den süßen Namen so verstümmelte, aber heute mußte er Frieden halten und sich begnügen, dem Leutnant so gewaltig auf den Fuß zu treten, daß dieser nur mehr ächzen konnte.

Dann pfiff er seinem Burschen und fing an, sich zum Feste zu kleiden. Nie hatte er sorgfältigere Toilette gemacht. Seine Maske war, der hohen derben Gestalt, den starken knochigen Zügen, dem grimmigen Ausdruck und dem bösen Blick ganz anpassend. Er sah als deutscher Landsknecht, „dem die Pickelhaube tags zum Becher, nachts zum Kissen dient," charakteristisch genug aus.

Der kleine Leutnant hatte, als sein wahrhaftiges Widerspiel, den Ritter von la Mancha zu seinem Vorbild erwählt, und, gegen alle Etikette, seinen kleinen Stalljungen zum Sancho Pansa. Er gab ihm eine schwarze Halbmaske und hoffte, daß der hübsche Mund, das jugendliche, runde, bartlose Kinn, die schüchternen Bewegungen des Knaben, sämtliche Damen in Aufruhr versetzen und glauben machen würde, der übel beleumundete Baron habe die Maskenfreiheit so weit getrieben, eine seiner vielen Flammen im Schlosse seiner Schwester einzuschwärzen. Auch Bertel wünschte diesen Skandal, der die Aufmerksamkeit der Gesellschaft anderweitig beschäftigen und ihm Muße gönnen würde, mit Ria die wichtige Angelegenheit zu besprechen, um derentwillen sie, seiner Meinung nach, nach Schwarzwasser zu kommen, sich entschlossen habe.

Er sah daher mit Vergnügen zu, wie Guden Probe hielt mit dem Knaben, indem er ihn hinter sich

hertrippeln hieß, mit kleinen zimperlichen Schritten, und ihm verschiedene Minauderien einstudierte, die eine Frau hinter seinem künstlichen Wanst vermuten lassen sollten.

Das Schloß von Schwarzwasser flammte hell ins dunkle Land hinaus, „so hell," meinten die Weiber des Dorfes, die sich da versammelt hatten, „daß die Sterne sich schämen müßten und schlafen gehen könnten."

Lichter und Blumen das Schloß, Blumen und Lichter die Gäste; vornehme Herren, schöne Damen wogten hin und wieder, unter ihnen Landsknecht und Don Quixote, die beide dasselbe vergebens suchten — die Damen aus Littwitz!

Sie hatten nach und nach alle Masken erkannt; denn keine der Damen hatte Selbstverleugnung genug, sich so ganz zu verhüllen und zu entstellen, daß sie nicht wenigstens ihre Hand oder ihren Fuß, ihr Ohr oder ihre Nase, ihre Augen oder ihre Zähne in irgend einer Weise zur Geltung brachte. Die jungen Herren, welche diese Vorzüge längst kannten, fanden natürlich die Namen leicht dazu und fingen eben an, sich zu langweilen, als die Saaltür sich weit auftat und eine Pagode herein watschelte mit ihrem Schatten.

„Die sind wenigstens nicht eitel," sagte Guden zu Bertel.

„Es sind die Littwitzerinnen!" murmelte Bertel.

Graf Schaumburg, ohne Larve, als Mandarin, hielt mit seinem Stabe, den er ziemlich rücksichtslos gebrauchte, die Andrängenden ferne, die unter Gelächter und Geschrei der Gruppe folgten. Nachdem sie sich

eine Weile herumgeschoben und gehörig orientiert hatte, fand die Pagode Gelegenheit, dem Mandarin einen Wink zu geben; er führte sie verabredetermaßen, für die Nachfolgenden ganz unvermutet, an eine Türe, die auf sein Zeichen aufsprang, und ließ Pagode und Schatten spurlos in den Gang verschwinden, der zu den Fremdenzimmern führte, die rettende Türe verschließend, indem er sich davor stellte.

„Das gilt nicht, dableiben, demaskieren," schrien und lachten die Ballgäste durcheinander, aber der Mandarin erhob seinen Stab gegen die Herren, verneigte sich bedauernd gegen die Damen, und die Masken waren gerettet.

Der Ritter ohne Furcht und Tadel aber, welcher die Gelegenheit des Hauses kannte, führte den drängenden Landsknecht rasch in den Gang, in dessen Mitte die Pagode und ihr Schatten gemächlich watschelten; und während Guden gewandt der Pagode nachschlüpfte, sprang Bertel, der unter ihrem Schatten Ria vermutete, auf diesen zu, packte und zerrte ihn in ein offenstehendes Zimmer, flüsternd: „Hab ich dich endlich, endlich!"

Er wollte das Leinwandgehäuse, in welchem das Mädchen steckte, herabreißen, aber sie wehrte es und sagte bestimmt: „Ich rufe um Hilfe, wenn du mich berührst. Nur maskiert kann ich mit dir reden. Wo ist Mela?"

„Eben schlug sie Guden die Türe vor der Nase zu," antwortete Adalbert, und er tat dem kleinen Leutnant nun dasselbe, mit dem Mädchen seines

Herzens endlich allein in dem dunklen Gemache weilend.

Der kleine Leutnant hatte nichts dagegen, murmelte vor sich hinlachend: „Maskenfreiheit“ und ging zum Büffett, sich zu stärken mit Speis und Trank, ehe er mit der Vorführung seines Sancho Pansa den Erfolg der Pagoden noch zu übertreffen versuchte.

So war die Mitternacht gekommen, der Tag der Schlußverhandlung brach an; von Schwarzwasser nach Littwitz hatte man fünf Stunden zu fahren, von da an die Bahn wieder zwei Stunden, auf der Bahn nach Wirsing abermals, so konnte man um neun Uhr im Gerichtssaale sein. Das hatte Adalbert längst ausgerechnet, aber das Alleinsein mit Ria schien ihm noch wichtiger. Ihr zu sagen, was er gelitten habe, ihr die schreckliche Tat, zu der ihn seine Eifersucht getrieben hatte, zu erklären, ihr zu beweisen, daß er sie habe begehen müssen und noch begehen würde, wenn er den Mann, dem sie galt, jetzt vor sich hätte; den süßen Duft, der sie umfloß und dem er so lange fern gewesen, zu schlürfen und ihre zarte Hand in der seinigen zu halten: das erschien ihm, in diesem Augenblick der Entzückung, wichtiger als alles, und er hatte nicht den Mut, diesen Augenblick abzukürzen.

Als die Maske zu lange schwieg, nachdem er gesprochen hatte, sagte er zärtlich und dringend: „Ria, meine Zeit ist bald um, rede doch!“

„Deine Zeit,“ sagte das Mädchen mit gepreßter Stimme unter ihrer Maske hervor. „Was treibt dich weg von mir?“

„Es ist der Dreizehnte, ich muß nach Wirsing."

„Das hat noch Zeit," lispelte sie. „Warum willst du überhaupt hin? Dem Angeklagten wird nichts geschehen, verlaß dich darauf, bleib hier, um Gotteswillen!"

Er stieß ihre Hand, die ihn fest gepackt hielt, wie eine Zange, mit Gewalt weg, und sie hörte mehr, als sie es sah, daß er sich von ihr entfernte und auf die Türe zuschritt.

„Was willst du tun?" sagte sie aufspringend.

„Auf die Uhr sehen," antwortete er kalt und trat an die Lampe des Korridors. Es war fast zwei Uhr.

„Fort," sagte er. „Fort, zu Gericht."

„Bleib doch, wozu?" lispelte sie. Er aber brach voll Zorn und Verzweiflung aus:

„Verachtest du mich so sehr, mir das zuzumuten? Habe ich so viel Schmach verdient? Fort zu dem Gericht, das du so schon über mich gehalten hast."

Das Mädchen aber klammerte sich an ihn mit einer Kraft, deren er sie nie für fähig gehalten hätte und, wie zufällig, die Ganglampe auslöschend, sagte sie: „Fahr' doch wenigstens mit uns, Mela hat es schon mit mir verabredet," und schob den Herumtappenden rasch in das nächste Zimmer, wo Mela reisefertig stand und auf den Wink des Schattens die Türe hinter dem Eintretenden ins Schloß warf.

„Sei doch nicht so starrköpfig, Bertel," sagte sie, ihren Bruder anfahrend. „Wir haben auf deine Begleitung gerechnet. Wir fürchten uns bei Nacht durch den Wald zu fahren ohne dich; Vater und Mutter

haben uns eingeschärft, deine Begleitung zu verlangen, und nun, scheint's, wolltest du nicht?"

„Da müßt ihr gleich fahren," sagte er ungeduldig, und Mela zeigte ihm unter ihren Fenstern den bereitstehenden Wagen.

„Ria," rief sie, sich nach dem Schirme wendend, hinter welchem der Schatten der Pagode nach seinem Eintritt ins Zimmer verschwunden war. „Bist du fertig?"

„Ich komme," sagte eine verschleierte und verhüllte Gestalt, hing sich an Bertels Arm und flüsterte ihm zärtlich ins Ohr: „Komm, lieber Bertel, fahr mit uns! Wenn Mela eingeschlafen sein wird, können wir weiter reden."

Wie im Traum ließ er sich, samt seiner treuen Pickelhaube, die ihm diese Nacht wirklich zum Kissen dienen sollte, von den Mädchen in den Wagen packen, wo ihn die Triumphierenden mit Decken und Mänteln fest verhüllten und so fuhren sie in dunkler Nacht gen Littwitz.

Die Damen hatten dem Kutscher heimlich eingeschärft, langsam zu fahren, und wenn Bertel ihn antreiben wollte, antwortete er ehrerbietig, aber fest, er tue sein Bestes, aber die Nacht sei einmal zu dunkel, um schnell zu fahren.

„Es macht nichts," murmelte der Schatten. „Wenn wir auch erst mit dem zweiten Zuge nach Wirsing kommen; die Verhandlung kann den ganzen Tag dauern."

Adalbert erkannte die Richtigkeit dieser Be-

merkung und der Schatten, zu seinem Leidwesen, auch.

Mela sagte gähnend: „Ich verlange mir ebenso wenig zu der Verhandlung zu gehen, als ich mir den Maskenball verlangte; du bist die Veranlassung von alledem, Ria!“ Bertel drückte dankbar die Hand des Schattens. Mela schlief ein, und die beiden andern flüsterten eifrig, als der Wagen plötzlich stille stand. Der Kutscher trat an den Schlag und sagte:

„Ich fürchte, Herr Graf, daß ich den Weg verfehlt habe. Es ist so finster, daß mich die Laternen noch mehr verwirren, als sie mir helfen. Ich weiß nicht weiter!“

„Wie? Verirrt? Sie wissen nicht weiter?“ schrie Adalbert empört. „Ein sauberer Kutscher!“ Er sprang heraus, sein langes Schwert rasselte und die getreue Pickelhaube fiel in den Kot, ihm nach. Die Mädchen im Wagen lachten heimlich, dann aber sagte Mela verdrießlich:

„Das ist doch den Scherz zu weit getrieben! Was willst du denn eigentlich, und wozu hast du das alles angestellt?“

„Schweig Pagode!“ sagte ihr Schatten, denn eben kam Bertel wieder an den Wagenschlag, der Ungeschicklichkeit des Kutschers fluchend und die Mummerei verwünschend, in der er sich noch befand. Doch bald bezwang er sich und sagte sorglich:

„Es steht schlimm mit dem Weiterkommen; wir sind auf offenem Feld und nirgends ein Dorf, kein Haus, keine Hütte! Die Gegend kommt mir ganz

fremd vor, ich kann mich durchaus nicht orientieren."

Der Schatten jauchzte innerlich, aber Mela kam nun völlig aus ihrer Schlaftrunkenheit heraus und sagte erschrocken: „Kein Haus? Keine Hütte? Unmöglich! Wir sind schon drei Stunden gefahren, wir müssen ganz nahe bei unserer Glasfabrik sein; von da bis in den Forst ist eine halbe Stunde und dann führt der schönste Weg, den ein Blinder fahren kann, ins Schloß. Laßt mich hinaus, ich werde mich orientieren."

Trotz des heimlichen Stupfens und Festhaltens ihrer Gefährtin, wickelte sie sich aus und verließ mit Bertels Hilfe den Wagen. Aber es half zu weiter nichts, als daß sie die Gewißheit erlangte, der Kutscher habe sich so verfahren, daß man über Hecken und Gräben steigen müsse, um ein Haus zu erreichen, wo man Auskunft erlangen könne.

Der Schatten dankte Gott für diese Auskunft, und Mela stieg entmutigt wieder ein, lehnte sich resigniert in eine der wohlgepolsterten Ecken und hatte nicht übel Lust, wieder zu schlafen. Aber Adalbert, dem nun schon der Boden unter den Füßen brannte, legte Schleppsäbel und Pickelhaube unter die Fußsäcke der Mädchen, hieß den Bedienten ihm seinen Oberrock über das Lederkoller anziehen, machte sich von seinem Foulard eine Eisenbahnmütze und setzte sich auf den Bock, die Diener auf den Rücksitz schickend.

Diese ließen sich, von dem Schatten dazu vorbereitet, alles ruhig gefallen; und nun fuhr Bertel, in

seiner fieberhaften Ungeduld über Wiesen und Stoppeln und Erdäpfeläcker, mit einer Rücksichtslosigkeit, von der sich der Reisewagen des Fürsten Rödern und seine ehrwürdigen alten Schimmel nie etwas hatten träumen lassen.

Die Schimmel hielten geduldig aus, aber der Wagen, jünger und widerspenstiger, benutzte die nächste Gelegenheit, sich und seinen Inhalt, mit einem Rest von Zartgefühl, in einen netten, kleinen, ziemlich soliden Sumpf zu betten.

Die Männer waren schnell wieder auf den Beinen und eilten, den Damen zu helfen; Mela lehnte noch in der Ecke des gefallenen Wagens, wie sie in der des rollenden gelehnt war, aber der arme Schatten! Von Kissen und Mänteln verschüttet, durch seine absichtlichen Verhüllungen an jeder Bewegung gehindert, lag regungslos, als Adalbert herbeistürzte. Er hielt sie für ohnmächtig und riß, zum Tode erschrocken, die Schleier von ihrem Gesicht.

Sprachlos, keuchend, endlich rasend, starrte er in dieses enthüllte Gesicht, es war das — seiner Schwester Johanna!

Sie versuchte ihn anzulächeln und sagte: „War meine Maske nicht gut?“ Aber ihr Bruder, totenbleich vor Aufregung, sprang, ohne zu antworten, zu den Pferden, schnitt einem die Stränge ab, setzte sich auf und jagte davon.

„Love's labour lost!“ stöhnte Johanna verzweifelt, „nun kann nur Gott mehr helfen!“ Und gen Himmel blickend, bat sie: „Hilf!“

Mela begriff nicht, warum sich Johanna so viel Mühe gegeben habe, einen Bruder zu intrigieren! Es sei unglaublich! Seit zwei Tagen wie ein Wickelkind, wie eine Mumie, wie eine Türkin eingewickelt, vermummt, herumzuwanken, um endlich mit ihrem Anblick den Bruder auf und davon zu jagen! Ob er ihr den Betrug je vergeben werde? Und was hätten sie jetzt davon? Sie lägen im Sumpf, und Bertel und der alte Schimmel brächen vielleicht indes den Hals.

Johanna blieb liegen, wie eine Tote, sie war erschöpft; ihre Rolle war über ihre Kräfte gewesen, sie vermochte die Tränen, die über ihre blassen Wangen flossen, nicht abzutrocknen, man hätte sie lebendig begraben können, ohne daß sie sich geregt hätte.

Mela raffte jetzt ihre ganze Energie zusammen und kletterte mit dem Bedienten über einige Einfriedungen; sie erblickte im schwachen Dämmerschein eines Novembermorgens endlich ein Waldhüterhäuschen, trommelte die Leute heraus und bewog sie, dem Kutscher zu helfen. Als der Wagen, an dem zum Glück nichts gebrochen war, wieder stand, wurde der vereinsamte Schimmel vorgespannt und im Schritt nach Littwitz gezogen.

Der Fürst war mit Ria schon nach Wirsing gefahren, und von Bertel hatte man nichts gesehen.

„Hoffentlich hatte er auch den zweiten Zug versäumt! Aber wenn nicht?“ so fragte sich Johanna.

Die Fürstin, heiter und arglos, ließ sich von der gelassenen Mela ihre Reiseabenteuer erzählen und freute sich, Bertel mit dem Rock ihres Bedienten und

den Landsknechtstiefeln zu sehen. Johanna aber weinte; sie wußte wohl, warum? und folgte dem Rate ihrer Mutter, sich auf ein paar Stunden zu Bette zu legen. Aber die Sorge ließ sie kein Auge schließen. Konnte Bertel noch zurecht kommen zur Gerichtssitzung? War in diesem Augenblick schon alles verloren? . . .

* * *

In Wirsing ging es indes an diesem Morgen lebhaft zu. Für ein kleines Städtchen ist eine cause célèbre ein wahres Glück. Nicht allein die ganze Einwohnerschaft, auch die ganze Nachbarschaft war herbeigeströmt, das Mädchen zu sehen, das so kühn war, den Eid zu verweigern; den stolzen Förster als Zeugen; den verwundeten Offizier und den Raubmörder; denn dafür hielten ihn die Leute. Alles strömte zum Amtshaus und das Stoßen und Drängen war groß.

Der Fürst hatte Ria durch einen reservierten Eingang nach dem Zeugenzimmer geführt und empfahl sie dem Förster, der schon früher gekommen war.

Dann ging er in den Saal, der Verhandlung beizuwohnen.

Der Angeklagte kam zwischen zwei Gendarmen in den Saal und setzte sich auf seine Bank, die Geschworenen nahmen ihre Plätze ein, die Zeugen die ihrigen, endlich erschien der Gerichtshof, und der Vorsitzende rief den Beschädigten Rittmeister Uffo Ehrenz auf, nachdem er die anderen Zeugen wieder hatte abtreten lassen.

Der schöne blasse Mann in der Reiteruniform, der sich, wie in der Voruntersuchung, alle Mühe gab, seine Verwundung einem Zufall zuzuschreiben, erregte die allgemeine Teilnahme.

Sogar der Angeklagte zeigte ihm seine Sympathie, indem er abwechselnd nickte oder den Kopf schüttelte, je nachdem er mehr oder minder mit der Erklärung des Rittmeisters einverstanden war.

Der Förster gab sein Zeugnis stolz, ruhig und einfach wie früher ab und beschwor es gelassen.

Ria hatte sich ihre Aussage wörtlich gemerkt und wiederholte sie mit einem Tone der Wahrhaftigkeit, der ihre Eidverweigerung gleich unbegreiflich und verzeihlich machte.

„Sie ist eine Jüdin," sagten die Leute im Saal, „sie darf nicht auf das Kruzifix schwören."

„Man sieht ja, daß sie die Wahrheit sagt, warum soll sie schwören?" meinten andere.

„Sie will den armen Teufel nicht tiefer hineinbringen; sie ist ein gutes Mädchen, welches nicht zuviel sagen will, um ihm nicht zu schaden," bemerkten die Männer.

Als die Zeugenaussagen geschlossen waren, der Staatsanwalt die Klage auf versuchten Raubmord erhoben und der Verteidiger für Diebstahl plädiert hatte, bat Uffo Ehrenz den Gerichtshof um die Erlaubnis, ehe die Geschworenen ihr Verdikt abgäben, ein Argument zugunsten des Angeklagten vorbringen und einen ungewöhnlichen und ganz unparteiischen Zeugen vorführen zu dürfen.

Nach einer kurzen Beratung der Richter sagte der Vorsitzende: „Wollen Sie Ihren Zeugen rufen."

Uffo trat mit einer anmutigen Bewegung vor und sagte lächelnd: „Der Zeuge, den ich die Ehre haben werde, dem hohen Gerichtshof vorzustellen, ist mein Bernhardinerhund. Er ist ein treuer und intelligenter Freund, und er wird den Beweis liefern, daß der Angeklagte mich, so lange ich noch aufrecht stand, nicht berührt, mich also nicht niedergeschlagen hat; und meinen Ring nur während meiner langen Ohnmacht, erst gegen Mitternacht, als der Hund, Hilfe suchend, ins Forsthaus gelaufen war, gestohlen haben kann; was ganz mit des Mannes eigenem Geständnis zusammentrifft, wie ich glaube?"

Dabei sah Uffo den Angeklagten an, der, wohlgefällig lächelnd, zustimmend nickte.

„Rufen Sie Ihren Hund," sagte der Vorsitzende.

Im Saal wurde es totenstill, als Uffo sich der Türe näherte, um das Tier zu rufen, welches sein Bursche draußen an der Leine hielt.

Der Rittmeister öffnete die Türe, winkte seinem Diener, den Hund loszulassen, tat, als dies geschehen war, einen leisen zischenden Pfiff, und herein kam, mit dem geräuschlosen Schritt einer Tigerkatze, ein starker langhaariger Hund mit kurzer breiter Schnauze, langem Behang und starken, mit Klauen versehenen Füßen.

Er ging, den Blick fest auf seinen Herrn gerichtet, auf diesen zu und legte sich zu seinen Füßen.

„Puck," sagte Uffo, ihn fixierend. Der Hund setzte sich auf, mit dem Ausdruck der höchsten Spannung.

Uffo winkte dem Tiere, ihm zu folgen, und mit ihm zu dem Angeklagten tretend, sagte er: „Puck, kennst du den Mann?“

Der Bernhardiner blinzelte den Dieb gleichgültig an und legte sich gähnend nieder.

„Nicht wahr, du kennst ihn nicht?“ sagte Uffo.

Dann näherte er sich Ria und sagte, sich verbeugend, ehrerbietig: „Erlauben Sie, mein Fräulein?“ Und als Ria errötend nickte, wandte sich Uffo zu seinem Hund und fragte: „Kennst du diese Dame?“

Puck warf seinen schweren zottigen Kopf heulend auf die Knie des Mädchens, leckte ihr Gesicht und ihre Hände und wälzte sich zu ihren Füßen, unter dem Jubelgeschrei der versammelten Zuschauer.

Während der Präsident energisch die Ruhe wieder herstellte, trat Uffo zu Andres, dem Jägerburschen, der ihn bei einem Anfall von Delirium gehalten hatte.

„Lieber Andres! Wollen Sie so gut sein?“

Der Jäger stand auf, Uffo sagte gegen den Gerichtshof gewendet: „Dieser Brave hat mich einmal während meiner Krankheit im Delirium mit Gewalt verhindert, aus dem Fenster zu springen, und mich zu diesem Zweck festgehalten; die Herren werden sehen, ob Puck so etwas verzeiht.“

„Fürchten Sie sich nicht, Andres!“ sagte Uffo, packte seinen Hund am Halsband mit der rechten Hand und ihm den Jäger mit der Linken zeigend, fragte er: „Puck! kennst du den Mann?“ Der Hund starrte ihn wild an, tat einen Satz nach dem Jäger, den nur Uffos Kraft und Gewandtheit ablenken konnte, knirschte

mit den Zähnen und stieß ein Wutgebrüll aus, daß die Weiber im Saale zitternd ihre schreienden Kinder in die Arme preßten und daß selbst die Männer Laute des Entsetzens hören ließen.

Umsonst bemühte sich diesmal der Präsident, den Beifallssturm aufzuhalten, der jetzt losbrach; während des Lärmens traten die Geschworenen ab und brachten in kurzer Zeit ihr Verdikt, welches alle Fragen über die Schuld des Angeklagten verneinte, die auf Diebstahl ausgenommen. Erst als dieser Ausspruch zur Verlesung kam, wurde es wieder stille im Saal und Publikum, Geschworene, Zeugen, Richter und vielleicht am meisten der gemütliche, ganz erheiterte Vagabund trennten sich unter allseitiger Zufriedenheit.

Die Entwendung des Siegelringes wurde mit Gefängnis von fünf Monaten belohnt, was dem armen Dieb die Beruhigung gab, daß er den Winter über genährt, gekleidet und beheizt sein werde, ohne weitere Verdrießlichkeiten mit der Justiz zu haben.

Ria, die während der ganzen Verhandlung angstvoll gespäht hatte, ob nicht Bertels athletische Gestalt sich aus den Versammelten erheben werde, fühlte sich so glücklich, als die drohende Gefahr entschieden abgewendet war, daß sie, da der Fürst sie fortführte, nicht an seinem Arme ruhig bleiben konnte. Als sie aus dem Gedränge heraus waren, welches um sie dichter als sonst überall gewesen war, weil alle sie sehen wollten, ließ sie den Arm des Fürsten los, schlug die Hände frohlockend zusammen, machte einige Tanzschritte, klopfte dem Onkel auf die Schulter, streichelte seine

Wange und rief dabei abwechselnd: „Welches Glück! Wie froh bin ich!“

Der Fürst blieb stehen und schaute sie bedenklich an: „Nun, das muß ich gestehen, etwas so Entzückendes finde ich nicht darin, daß der Strolch nur fünf Monate lang verhindert sein wird, uns die Ehre seiner Gegenwart zu schenken,“ sagte er endlich trocken. „Ihr Weiber seid doch ein wunderliches Zeug!“

Aber Ria war ganz aus dem Häuschen und phantasierte fort: „O wie geschickt ist doch Johanna! Ich muß sie küssen! Wenn ich sie nur da hätte! Und wie gut es gegangen ist! Und das herrliche Wetter! Die köstliche Luft!“

Abermals blieb der Fürst stehen. „Nun höre, Mädchen,“ er packte die hin und her Flatternde bei den Achseln und schaute ihr in die Augen, „mir scheint wahrhaftig, du bist toll geworden? Es stürmt, daß die Dächer krachen, ich friere, daß ich zittre, du selbst bist ganz blau, es fällt gefrorener Regen auf deine Wange, was ist denn eigentlich schön, gut und angenehm hier?“

Ria besann sich und sagte: „Ach, ich bin so froh, daß sie den Vagabunden nicht hängen wollen!“

„Na, das hätt' ich auch noch überlebt,“ brummte der Fürst, „es war nicht der Mühe wert, ihn so sorgfältig herauszureden, wie ihr es getan habt, du und Ehrenz.“

In diesem Augenblick stieß eine kalte Nase an Rias herabhängende Hand, eine heiße Zunge verdarb mit heftigem Lecken ihren schwedischen Handschuh, und

der treue Puck hätte sie in dem Entzücken des Wiedersehens umgerannt, wenn ein Mann sie nicht aufgefangen hätte. Uffo Ehrenz stand vor ihnen mit ehrerbietigem Gruß, und der Fürst reichte ihm heiter und liebevoll die Hand.

„Grüß dich, Uffo! freut mich, dich wieder wohl zu sehen, hast uns viele Sorge gemacht, uns und deinem armen Vater."

„Leider, Durchlaucht," sagte Uffo, „scheint das so meine Bestimmung zu sein! Ich bin im Zeichen des Skorpions geboren."

„Fährst du mit nach Littwitz, Uffo? Ich möchte dich meinen Damen vorstellen."

Uffo verneigte sich zusagend und war bald tief in ein Jagdgespräch verwickelt mit dem Fürsten, welcher von ihm, der im heißen Süden wie im kalten Norden gejagt hatte, so manches hören wollte.

So schritten sie dem Bahnhof zu, als plötzlich Puck, den Uffo an der Leine hielt, um Ria vor seinen gewaltsamen Liebkosungen zu schützen, unruhig zu werden anfing. Das Mädchen blickte ängstlich um sich; drohte eine neue Gefahr?

Hinter dem halbgeöffneten Torflügel eines Schuppens erblickte Ria eine abenteuerliche Gestalt, die den fürstlichen Livreerock über einem Paar riesiger Stulpenstiefel trug und den Kopf mit einem Foulard verhüllt hatte.

Aus dem Foulard aber schauten Bertels böse Augen.

Ria eilte so rasch als möglich mit ihren Begleitern

weiter, bis sie um die Ecke waren, dann bat sie die Herren, indes langsam fortzugehen, sie werde gleich wiederkommen und lief zu dem Vermummten zurück, der, unschlüssig, wohin er sich wenden solle, noch in dem einsamen Gehöft stand.

„Fünf Monate wegen Ringdiebstahl," sagte Ria flüsternd.

„Ich weiß, hab's gehört," murrte Bertel, „bin zu spät gekommen."

„Wo ist dein Hut? Brauchst du Geld? Kauf dir eine Mütze! Wie siehst du aus?" lachte Ria unwillkürlich, „warum hast dich so adjustiert?"

„Darum frage Johanna, ich werde es auch tun, wenn ich heute nach Littwitz komme."

„Nach Littwitz! Um Gott, wir haben den Hund mit uns!"

„Wir? Ihr? Dein neuer Galan? Wer ist er?"

„Dein Opfer, unverbesserlicher Tor!" rief sie und lief fort, ihm ihr Portemonnaie zuwerfend.

Uffo und der Fürst standen noch an der Stelle, wo sie die beiden verlassen hatte, im eifrigen Gespräche.

Uffo hatte den Vermummten wohl bemerkt, und daß sie bei seinem Anblick erschrocken gewinkt hatte und seinetwegen zurückgelaufen war, aber der Fürst wußte von nichts und drängte, da das Wetter immer rauher wurde, jetzt zur Eile.

Am Bahnhof stand Uffos Bursche und übernahm den Hund zu Rias größter Befriedigung.

„Heute nacht," sagte sie zu Uffo, „werden Sie

und ich gut schlafen, denn wir sind, glaube ich, beide steinmüde —"

„Und," fügte er hinzu, „über gewisse Dinge jetzt beruhigt. Nicht wahr, mein Fräulein?" Denn die Erscheinung des Mannes mit dem schönen Foulard machte ihn nachdenklich.

Der Fürst hatte seine Billette in der Hand und trieb zum Einsteigen; Ria hatte auf Uffos Frage nicht geantwortet, er saß ihr gegenüber und seine Blicke fragten fort; sie schloß die Augen, um nicht antworten zu müssen, und öffnete sie erst wieder in der Station, wo sie ausstiegen, um in ihrem Landauer Littwitz, den Ort der Ruhe, zu erreichen. Dafür hielten sie Littwitz wenigstens, und es war auch an dem stürmischen Gerichtstage das gewöhnliche Getriebe in dem guten alten Schlosse gewesen, was allen natürlich, nur der armen Johanna unleidlich erschien.

Mela saß so ruhig da und strickte, wie alle Tage, an ihrem Bettelstrumpfe und erzählte die Abenteuer der Nacht ohne alle Aufregung, die Fürstin hielt eine Stickerei in der Hand und lachte herzlich darüber, die Hausfranzösin wagte verschiedene Bemerkungen, die durchblicken ließen, um wieviel schlauer sie sich benommen haben würde in Rias Maske, die Vögel im Käfig knubberten ihren Frühstückszucker und lasen die Brotkrumen auf, welche ihnen die Fürstin streute, Melas Rattler zupfte sie bescheiden am Kleide, um sie zu erinnern, daß er auch etwas wünsche. Der Speiszettel wurde gebracht, in corpore geprüft und beraten, das gestrichen, jenes hinzugefügt; mit Wolfs Kindern wurden

die Vormittagsstunden vertändelt, dann lange, lange Toilette gemacht, endlich sich wieder in den Salon gesetzt; denn jetzt wäre es doch bald Zeit, daß die aus Wirsing zurückkämen, meinten die Damen; und dabei ging die große Bronzeuhr ruhig fort, gleichmäßig die verrinnende Zeit ausschlagend, Viertelstunde um Viertelstunde laut ausklingend, und niemand als Johanna ahnte, daß einer der ihrigen indes an der Schwelle der Verbrecherzelle stand. Die harmlose Schwester hörte keine Riegel klirren, die unbekümmerte Mutter sah nicht das Brandmal einer Verurteilung über der Stirn ihres Sohnes schweben; Johanna malte sich schaudernd aus, wie es in Wirsing gegangen sein werde: sie hörte im Geiste, wie der ex officio-Verteidiger seine lahmste Rede, auf welche er sich vorzubereiten keine Zeit gefunden hatte, weil ihn niemand dafür zahlte, herunterleierte, ohne den geringsten Eindruck damit hervorzubringen; wie der Staatsanwalt hingegen von der Idee der Gerechtigkeit und der reichen Sippe, der er damit diente, begeistert, den Verbrecher mit allen möglichen Paragraphen an die Stufen des Schafottes trieb; sah, wie der unsinnige Bertel vorsprang in seiner Wut, in seiner tiefen Überzeugung von der Dummheit der Geschworenen, und das Schreckliche aussprach, um Unrecht zu verhüten; und ihr Herz klopfte, ihre Schläfen pochten, ihre Knie zitterten, als in weiter Ferne ein Wagen rollte. Er kam näher und näher; wer saß wohl darin? Das Dach des Landauers war aufgezogen, der Fürst war für Uffos Gesundheit bedacht.

Der Schlag, von dienstfertigen Händen aufgerissen,

ließ den Fürsten aussteigen, langsam, mühselig, gebrochen — Johanna schlug die Hände vor das Gesicht und stöhnte.

„Was treibst du denn," sagte die Fürstin, ihr die Hände von den Augen ziehend, und sah erstaunt ihre verstörte Miene.

„Ach, der Vater, der arme Vater!" ächzte Johanna.

„Was ist mit ihm?" sagte die Fürstin nun auch angstvoll und stürzte, als sie im Vorsaal starke Männertritte hörte, an die Türe. Diese sprang krachend auf, und der Fürst, den schweren Pelz fallen lassend, sagte nichts als „Uff!" und stellte sich mit dem Rücken ans Kamin, in dem ein gutes Feuer brannte.

Die Fürstin brach in ein freudiges Lachen aus, was ihren schlaftrunkenen Gemahl bewog, sie mit halboffenen Augen anzublinzeln und sich mit einem kräftigen Recken und Strecken vollends wach zu rütteln.

„Der Teufel hole alle Geschworenen, Richter, Verbrecher und auch die Zeugen! So früh aufstehen müssen, so lange fahren, so dummes Zeug anhören, Eid verweigern, Lumpen freisprechen — der Hund war mir noch das Liebste, er hat alles ins Reine gebracht."

Die letzten Worte verschlang der Fürst in einem gewaltigen Gähnen.

„Wenn dir sonst nichts zugestoßen ist," meinte die Fürstin getröstet, „schlaf bis zum Diner, iß tüchtig und dann schlaf wieder bis morgen, so wirst du milder urteilen."

„Weise gesprochen, Lori," sagte der Fürst, ihr zärtlich die Hand küssend. „Was sagt der Prophet? Ein kluges Weib ist köstlicher als gute Perlen!"

„Oho, du fälschest den Schrifttext, Hieronymus, büße dafür in deinem Kämmerlein," und sie schob ihn sachte — er ließ es gerne geschehen — in der Richtung seines Schlafzimmers.

Von der anderen Seite kamen die jungen Leute in voller Heiterkeit herein. Johanna war in das andere Extrem gefallen und so übermütig wie nie. Uffo, der schöne junge Kavallerieoffizier, wohl geschult im Umgang mit Damen, wußte diese auch zu behandeln. Er hatte Johanna bald für sich gewonnen, war er doch der Retter ihres Bruders und sein Opfer zugleich. Das sagte sie sich fortwährend und ihre Dankbarkeit strömte über. Auch Ria sagte sich dies und ließ keine Empfindlichkeit in sich aufkommen gegen ihren Kranken von sonst und gegen ihre Cousine, wenn es sie auch ein wenig wunderte, daß Uffo nur Augen für Johanna hatte; dieser aber sagte sich, wie der Untersuchungsrichter: „Sie hat ein Geheimnis, warum kam sie sonst, mich beschwören, den Vagabunden zu retten? Warum lief sie auf dem Weg zum Bahnhof zurück zu dem Manne mit der Foulardkappe? Ich habe ihn wohl bemerkt und die Unruhe meines Hundes, als wir an ihm vorüberkamen! Wer war der Vermummte, und was hatte Ria mit ihm zu schaffen?" Er hatte kein Recht und auch keine Gelegenheit, Ria darum zu fragen, aber er hoffte sie durch seine Vernachlässigung und den Vorzug, den er ihrer Cousine gab, zu irgend einer Äußerung zu reizen, die ihm einen Wink gäbe über den Zustand ihres Herzens.

Die Fürstin kam jetzt zurück, ließ sich Uffo, den

sie als Kind wohl gekannt hatte, vorstellen und die Gerichtsszene von ihm erzählen und interessierte sich dafür in ihrer Weise.

Aber weder jetzt noch früher, als die vier jungen Leute allein waren, zeigte sich Ria verändert in ihrem Benehmen; einfach, natürlich, bescheiden; Scherz mit Scherz erwidernd, nichts fordernd, nichts zurückstoßend, war sie liebenswürdig mit allen, ohne Gefallsucht und ohne Eitelkeit.

Uffo hatte nie mit solch einem weiblichen Wesen zu tun gehabt, und er fühlte, daß es für dieses Geschöpf keine andere Behandlung gebe, als Liebe und wieder Liebe. Zur Tafel gerufen, bot er Johanna seinen Arm, und eben wollten Mela und Ria herzlich umschlungen dem Paare folgen, als Graf Adalbert eintrat und Ria um die Ehre bat, sie führen zu dürfen.

Sie hätte ihm beinahe ins Gesicht gelacht; denn in seiner ausgesuchten Eleganz in Kleidung und Betragen war die Absicht, seine Erscheinung von heute morgen, wenn sie Uffo ja bemerkt haben sollte, als etwas so ganz anderes hinzustellen, daß es niemand einfallen könnte, sie für identisch mit ihm zu halten, fast zu deutlich ausgesprochen.

Uffo dachte auch nicht im entferntesten, daß der Mann im Foulard ihn jetzt als Kameraden begrüße, und sie erinnerten sich beide nur mit Herzlichkeit daran, wie sie oft als Kinder miteinander gespielt hatten.

Die beiden Damen, die sie führten, sahen sich auf dem Wege zum Speisesaal mit wehmütigem Einver-

ständnis an, als sie die Männer so reden hörten; und Johanna fühlte, sie könne nie genug Freundlichkeit aufbieten, eine so große Schuld zu mindern.

Das Mittagmahl war sehr heiter; Johanna, von der schwersten Sorge befreit, sprühte Geist und Witz, Mela sekundierte, Ria war still und vergnügt, Bertel ausgelassen, der Fürst ausgeschlafen, Wolf und Agnes sehr freundlich, und die Fürstin saß an der Spitze der Tafel und ließ sich die guten Gedanken ihrer Tischgenossen wie die guten Speisen ihres Koches trefflich munden.

Im kleinen Musiksalon, wo der Preißelbeerkampf stattgefunden hatte, wurde der Rest des Abends mit Musik und Tanz zugebracht, und Uffo ritt spät in der Nacht ins Forsthaus und schlief lange nicht ein: seine Gedanken und seine Wunde schmerzten ihn.

* * *

Als Frau Stur ihm des anderen Morgens sein Frühstück zum Bett brachte, eine liebevolle Gewohnheit, von der sie durch seine Bitten nicht abzubringen war, fand sie ihn erhitzt und aufgeregt und zankte mit ihm.

„Für heute gebe ich Ihnen Hausarrest," sagte sie; „der Förster ist im Schlag, der Hausschlüssel in meiner Tasche. Soll das Schloß verderben, was die Hütte mit Müh' und Not geheilt hat? Nein! Das gibt's nicht! Schön im Bette bleiben, kalte Bauschen, klare Suppe und Langeweile, das ist für heute Ihr Regime."

Uffo küßte die runzliche, treue, alte Hand und fügte sich.

Er wollte ja wieder gesund werden, wie er sonst war, und ein frisches seliges Leben beginnen. Ria und wieder Ria! Das war Anfang und Ende seiner Träume. Er hoffte zuversichtlich, sie zu gewinnen; er konnte sich an keine Frau erinnern, die sich ihm nicht zugeneigt hätte, wenn er sie verlangte, und diese Überlegung beruhigte ihn und ließ ihn den Hausarrest, den die Försterin über ihn verhängt hatte, benützen, seinen Plan zu machen und sich zu stärken zu seiner Ausführung.

Gegend Abend hin war er mit sich im reinen; da klopfte der Türhammer in bekannter Weise vier kleine scharfe Schläge und eine Stimme klang herauf ins große Hirschenzimmer, so hell wie Lerchenwirbel, so lieblich-neckisch wie Meisenschlag.

Uffo sprang auf, warf die Bauschen weg, den Jagdrock über, und in drei Sätzen die Treppe hinab und in die Kneipe.

Da saß Frau von Aroldi mit der Försterin und sie sagten sich gegenseitig viel Schönes und Gutes, und eine sagte der andern gerührten Dank.

Die kleine Ria stand daneben und freute sich an ihren beiden Müttern, und als Uffo hereinfuhr, zwischen die Gruppe, stellte sie ihn Frau von Aroldi vor und hofmeisterte ihn, daß er so über die Treppe gesprungen wäre und sich unnötig erhitze.

Er freute sich, daß sie wieder mit ihm zankte, und es war ihm, als ob alles wieder wäre wie sonst; aber seine Freude dauerte nicht lange, denn Frau von Aroldi

war gekommen, ihre Tochter heimzuführen, und das wollte er ja selbst tun. Er war fest entschlossen, heute noch, oder längstens morgen, mit Mutter und Tochter den Hochzeitstag zu bestimmen.

Die Försterin, welche Uffos Neigung wachsen gesehen hatte, wunderte sich über seine ungestörte Heiterkeit, als er hörte, daß Ria schon bald nach Wien sollte, und ging mit Frau von Aroldi ein wenig im Hause herum, ihr ihre Wirtschaft zu zeigen; Uffo aber bat Ria den Apfelbaum, unter dem der Kranke so oft gesessen hatte, zu besehen, wie grün und voll von Früchten er noch sei, und als das Mädchen dort mit ihm stand und in die Zweige hinaufschaute, nahm er ihre Hand, hielt sie fest in seinen beiden und sagte: „Willst du mir sie lassen?"

Ria sah ihn an und wieder in die Zweige hinauf und sagte: „Ja!" Und als er sie an sich ziehen wollte, riß sie sich los und lief fort und zum Garten hinaus und fiel beinahe hin über ein gelb- und weißgeflecktes Ungeheuer, das keuchend und heulend sich vor ihr wälzte und das bewegte, wehrlose Mädchen fast zu zerquetschen drohte.

Uffo kam ihr zu Hilfe, und während er sagte: „Puck! zerreiße sie nicht, sie ist deine Frau jetzt, und meine Frau, zerquetsche sie nicht, sie gehört mir, o laß sie ganz, Puck! und am Leben, zu meinem Heil und zu deinem!" bedeckte er ihre Hände, ihr Kleid, ihre duftenden Haare mit den brennenden Küssen, die er auf ihr unschuldiges reines Angesicht nicht zu drücken wagte.

Frau von Aroldi und die Försterin, welche mehr über Uffo als über die Wirtschaft gesprochen hatten, kamen jetzt herbei, und der junge Offizier, Ria bei der Hand zu ihnen ziehend, sagte, was sein Herz ihm eingab.

Frau Stur, längst auf diese Entwicklung vorbereitet, küßte das Mädchen voll Entzücken, schüttelte Uffo zärtlich die Hand und wußte sich vor Freude kaum zu fassen, daß ihre beiden lieben Kinder ein Paar werden wollten.

Frau von Aroldi war still und fast erschrocken und antwortete auf Uffos Anstürmen nur leise und ablehnend.

„In Wien, Herr Ehrenz, in Wien wird sich alles schlichten lassen, wenn Ihr Herr Vater gesprochen haben wird. Morgen reisen wir dahin. Jetzt müssen wir nach Littwitz zurück, es wird sonst dunkel."

„Ich begleite Sie," rief Uffo.

Aber Frau Stur stellte sich vor ihn hin und sagte: „Nein! Das erlaube ich um keinen Preis. Jetzt gehen Sie in Ihr Zimmer, lieber Uffo, nicht wahr?"

Er fühlte, daß sie recht hatte und er dem weiten Wege nicht gewachsen war, und nahm seufzend von seiner Braut Abschied.

„Morgen!" sagte Ria, als sie ihm ihre Hand, die sie ihm zum Abschied gereicht hatte, entzog.

„Morgen," sagte er und warf ihr einen Abschiedskuß zu.

So gingen Mutter und Tochter fort durch den kahlen Wald, und kein Ton begleitete sie, als das

Klirren der bereiften Zweige, wenn der Wind durch sie zog; das Krachen der verstreuten dürren Ästchen, wenn ihr Fuß darauf trat. Sie selbst auch gingen schweigend dahin.

„Liebst du ihn?“ fragte endlich die Mutter ängstlich die Tochter.

„Ja,“ sagte Ria leise, aber entschieden. „Ich liebe ihn.“

„Nun so segne dich Gott, mein Kind! Wenn du dich nur nicht übereilt hast!“

„Sag' niemandem etwas, zeige dich in der Gesellschaft wie immer, hüte dich vor Bertel,“ und so kamen sie zurück ins Schloß.

Dort erzählte Frau von Aroldi von ihrem Spaziergang im Walde, von Frau Stur und erwähnte, daß Uffo unwohl sei und noch große Schonung brauche. Dann, sich zur Fürstin wendend, fuhr sie fort: „Morgen Abend, liebe Lori, werden wir abreisen.“

Alle empörten sich dagegen, am liebevollsten fast Wolf und die gute Agnes. Aber Frau von Aroldi sagte: „Ria hat eure Gastfreundschaft im vollsten Maße genossen; ein andermal, wenn ihr erlaubt, wieder. Jetzt müssen wir nach Hause. Ich habe meine Gicht in Pistyan gründlich kuriert, mein Haus für den Winter bestellt, und Ria muß aus dem Palast ins Witwenstübchen und mit mir nähen, nähen.“

„Arme Ria,“ sagten die Mädchen lachend, und Mela meinte, ihr zerstochener Finger sei kaum erst heil geworden; Johanna aber bemerkte, Ria sei hier auch

nicht müßig gewesen, und blickte sie dabei gerührt an; die Fürstin reichte ihr die Hand und sagte: „Geh', wenn du mußt, aber wir werden dich schmerzlich vermissen."

Der Fürst klopfte ihr auf die Schulter und sie mit väterlichem Wohlwollen anblickend, sagte er: „Sie ist ein kreuzbraves Mädel, aber schwören mag sie nicht, und Vagabunden rettet sie gerne."

Er wußte nicht, was er sagte; aber der, den es traf, Graf Adalbert, knirschte mit seinen Wolfszähnen hinter den geschlossenen Lippen, und als das Gespräch wieder einem andern Gegenstand sich zuwandte, stand er auf und näherte sich dem Mädchen, das wehmütig durch die Scheiben hinab auf die alten lieben Bäume blickte, die sie vielleicht nie wieder sehen würde.

„Warum hast du diese Komödie mit mir gespielt?" sagte er die Faust ballend.

„Ich habe nie mit dir Komödie gespielt und hätte dich nicht vor dir selbst retten können, wenn Johanna es nicht getan hätte."

„Ich danke ihr und dir nicht dafür; hättest du meinem Schicksal seinen Lauf gelassen, nachdem du mich elend gemacht hast."

„Ich hätte dich elend machen können, Adalbert, nicht mit meinem Fund in jener Nacht, das traust du mir, hoffe ich, nicht zu; aber elender als in Kerkermauern, wenn —" sie hielt inne, zog eine Nadel aus ihrem Kleide und ritzte ihren Finger. Der rote Blutstropfen lag wie eine Blumenknospe auf ihrer weißen Hand, und sie sagte, ihn Bertel weisend: „Du

wollteſt immer wiſſen, was nicht blau iſt? Siehſt du mein Blut? Das iſt nicht blau, und nun lebewohl!“

Sie legte ſanft ihre blutende Hand auf die ſeinige, die ſtarr und kalt blieb, und wandte ſich zu dem Kreiſe der andern zurück, die ſich eben erhoben, um ſchlafen zu gehen.

* * *

Wie Frau Stur geſagt hatte, Uffo war den andern Morgen wieder krank. Seine Wunde war zu tief geweſen, ſein ganzer Organismus zu ſehr erſchüttert, um die Aufregung, in welche ihn ſeine Leidenſchaft für Ria verſetzte, ohne Schaden zu ertragen.

Nachdem ihr ſein Diener erzählt hatte, wie unruhig die Nacht geweſen war, trat Frau Stur an ſein Bett und ſagte beſtimmt: „Ich laſſe den Arzt holen und verbiete Ihnen aufzuſtehen; aber ein paar Zeilen an Frau von Aroldi ſchreiben Sie vielleicht, die ich bei meinem Gegenbeſuch den Damen nach Littwitz bringen kann und dann Ihnen die Antwort zurück.“

Uffo ſah wohl, daß er gehorchen müſſe; aber das Gefühl, wie ſehr der Schlag, welcher ihn im Walde getroffen hatte, von Einfluß auf ſein übriges Leben ſein werde, überkam ihn zum Entſetzen.

„Ich bin elend gemacht für immer! Ich war nie krank in meinem Leben, habe die tollſten Ritte, die ſchwerſten Strapazen, die ſchlechteſte Koſt, die wahnſinnigſten Liebſchaften ſpielend ertragen, und nun? — Es iſt eine unſinnige Fabel, die ich, Ria zu Liebe, angenommen und verfochten habe, daß ich mir eine

solche Wunde durch einen Fall zuziehen konnte! Der Vagabund hat recht! Der Reiter hat sie mir geschlagen. Aber warum? und wer ist er? und was geht er Ria an? Warum mußte sie ihn durchaus retten? Wen meinte er, als er mich traf?" So dachte er und quälte sich; seine Wunde brannte, sein Blut wallte, Zorn und Zweifel stürmten in seiner Seele, und als Frau Stur, zum Besuche gerüstet, in full dress bei ihm eintrat, um sein Briefchen zu holen, fand sie einen verzweifelnden Mann.

Sie setzte sich an sein Bett und hörte ihm mitleidig zu, wie er klagte, fluchte und tobte; als er aufhörte, ermattet und trostlos, zeigte sie, bei dem Lichte des gesunden Menschenverstandes, wie vergeblich sein Forschen und Zweifeln, wie schädlich für ihn selbst sein Toben sei; wie sein Mörder, wenn er ja existiere, keinesfalls sein Mörder habe sein wollen und seinen Irrtum gewiß ebensosehr bedaure, als Uffo selbst. Und ihn aufsuchen, um sich zu rächen — was würde die Rache besser machen?

„Aber Ria, Ria, sie weiß etwas," sagte Uffo heftig. „Sie hat ein Geheimnis, warum wollte sie nicht schwören?"

„O wenn Ria ein Geheimnis hat, lieber Uffo, so sollen Sie es ehren! Gewiß hält diese offene ehrliche Seele nur geheim, was, wenn es bekannt würde, unnützerweise Jammer über viele brächte," sagte Frau Stur ahnungsvoll.

Diese ihre Worte lenkten Uffos Verdacht wieder auf einen Punkt zurück, auf den schon manches hin-

gewiesen hatte, und brachte ihm den Foulardumwundenen so deutlich vor die Seele, daß er in tiefes Nachsinnen versank.

„Soll ich das Bräutchen mit herausbringen," fragte die Försterin aufstehend, „um diese Falten zu glätten?" Sie strich mit ihrer Hand leicht über seine Stirne —

„Nein, nein, Ria soll mich so nicht sehen. Einen Mann und Soldaten soll sie in mir finden, heute bin ich nur eine Memme."

* * *

Herr Jodokus Ehrenz saß indes in Wien vergraben in Geschäften. Er sagte sich beständig: „Wie glücklich bin ich," aber er fühlte es nicht.

Er hatte seinen Sohn wieder, den er verloren geglaubt, aber es war derselbe Sohn, der ihm schon so viel Kummer gemacht hatte und, wie vorauszusehen war, auch wohl noch in Zukunft machte.

Die wievielte Liebschaft war es doch, die er anzufangen im Begriff stand? Jodokus zählte an seinen Fingern, doch konnte er, ein so guter Rechner er war, nicht mit der Summe zustande kommen.

Was tut es aber, wenn er nun dieses Mädchen liebt? Was habe ich denn gegen sie?

Ein Kind, ein siebzehnjähriges, und sitzt zusammen mit dem wilden Grafenjungen allein im Wald! Uffo braucht eine Frau, die ihn lenkt, und so ein Kind! Ist blutarm, und doch wie zu Hause im Fürstenschloß!

Und das reiche, wohlerzogene, kluge Fräulein, das

ich ihm ausgesucht habe, mit deren Familie ich schon, mit seiner Einwilligung, Unterhandlungen angeknüpft habe! bei der selbst ich schon verblümt angefragt habe, ob sie Uffos Hand annehme, und die ebenfalls verblümt eigentlich „ja“ schon gesagt hat!

„Ja, in was für Verlegenheiten mich der Bursche bringt durch seinen Leichtsinn, um einer Laune willen, denn es ist nicht mehr, in vierzehn Tagen gibt's für ihn keine Ria mehr!“

Herr Jodokus war so ärgerlich, daß er seine beste Stahlfeder auf seinem Hauptbuch zerstieß; zum Glück hatte er vergessen, sie einzutunken.

Das Zerspringen der Feder brachte ihn zu sich.

„Das wird dir wenig helfen, alter Jodokus, wenn du deine Federn und dein Hauptbuch verdirbst,“ fing er sein Selbstgespräch wieder an. „Und bist du nicht inkonsequent? Hast du nicht selbst einstens deinem besten Freunde mit großen Opfern dazu verholfen, gegen den Wunsch seiner Familie, ein armes Mädchen, das Mädchen seines Herzens zu heiraten? Ist Ria Aroldi ärmer, als Lori Plater war? Ist sie weniger schön und brav? Ich glaube nicht; aber eben, weil ich sehe, was aus Lori Plater geworden ist, eine stolze, blasierte, ungenügsame, pretentiöse Dame, eben deswegen will ich zu keiner neuen Auflage dieses Romans die Hand bieten, und kurz,“ dachte er zornig und sagte es auch, weil ihm seine Gründe selbst nicht stichhaltig vorkamen, „ich will nicht, und ich mag nicht, und es bleibt doch bei meiner ersten Resolution.“

Die arme Feder mußte dabei wieder herhalten, denn nun fing er an, den Holzstiel nachdenklich zu kauen.

„Wie wende ich es ab?“ Er dachte daran, seinen Sohn auf Reisen zu führen, aber der Arzt hatte noch kaum eine kurze Spazierfahrt erlaubt.

„Geduld, Geduld, bis die Schlußverhandlung vorüber ist, dann will ich mich rühren.“

Als er daher in der Zeitung den Tag der Gerichtssitzung las, packte er seinen Reisesack. Aber Geschäfte verzögerten seine Abreise, und er kam erst den Abend, da Uffo wieder krank dahinlag, ins Försterhaus.

Der arme Kranke lag abgespannt und blaß auf seinem Bette und schlief. Er hielt in der Hand, die auf der bunten Decke lag, einen kleinen Zettel, aber so schlaff, wie man etwas hält, mit dem man eingeschlafen ist. Bei Jodokus' Eintritt entfernte sich auf seinen Wink der Bursche, der erst nach seinem Herrn gesehen hatte, und der Vater betrachtete den Sohn mit sorglichen Blicken.

„Noch lange nicht hergestellt,“ dachte er bei seinem Anblick seufzend und setzte sich zu ihm; da sah er den Zettel in der Hand des Schlafenden, zog ihn, da er nur mehr lose zwischen den Fingern hing, sachte hervor und las im Zwielicht:

„Lieber, lieber Uffo!

Wir reisen heute abend und hoffen, Dich in Wien zu sehen. Niemand ahnt etwas, es ist besser so. Komm bald zu Deiner, hörst Du? Deiner Ria!“

Ein Wutschrei hallte in dem schönen Hirschenzimmer, wo Uffo jetzt wieder lag und seinen Vater mit weitaufgerissenen besinnungslosen Augen anstarrte.

Jodokus war keines Wortes fähig. Zu spät war er angekommen!

„Schlaf," herrschte er seinen Sohn endlich zornig an und polterte die Treppe hinunter.

Frau Stur sah ihn herunterkommen und ahnte den Zusammenhang.

„Sie haben Rias Briefchen gelesen, böser Mann! und haben etwas dagegen?"

„Etwas?" fragte Jodokus. „Alles!"

„Ja, alles ist recht an dem Mädchen," sagte Frau Stur hitzig. „Und Sie sind es gar nicht wert, daß sie Ihre Tochter wird, wenn Sie etwas dagegen haben. Wollte Gott! sie könnte meine Tochter werden!"

„Ja, wollte Gott," sagte Jodokus spottend. „Nur nicht die meinige."

„Aber was wollen Sie denn eigentlich, Herr Jodokus? Uffo liebt sie, sie liebt ihn, er ist reich, sie ist arm, er ist, leider, jetzt kränklich, dafür ist sie kerngesund, Uffo ist ein Verschwender, sie ist sparsam, beide sind gut, schön, jung, lustig, liebenswürdig! Sie passen zusammen wie ein Paar Handschuhe —"

„Und ich werde die Zeche zahlen," fuhr Jodokus barsch heraus.

„Und Sie werden die Freude davon einschieben. Sie sind reich genug, Kinder und Kindeskinder zu versorgen. Wofür haben Sie denn so viel er-

worden? Ins Grab können Sie es doch nicht mitnehmen."

„Ich will ja eine Schwiegertochter, aber eine andere. Dieses arme, verwöhnte, halb vornehme Ding, das will ich nicht."

Es war heraus, das böse Wort: „Ich will nicht," und von diesem Wort war Herr Jodokus noch nie zurückgekommen in seinem Leben.

Alle seine Erfolge, alle seine Widerwärtigkeiten hatte er diesem bösen Worte zuzuschreiben.

Hätte ihn die Försterin gekannt, sie würde keinen Atemzug verschwendet haben, ihn anderen Sinnes zu machen; aber die treffliche Frau kannte ihn nicht und liebte ihre beiden armen Kinder. Sie glaubte, ihn mit guten Gründen überzeugen zu können, weil sie ihn für einen gemütlichen Polterer hielt, und er, der Verstockte, ließ sie reden, um Zeit zur Überlegung zu gewinnen.

Uffo nicht nach Wien lassen, war die erste Maßregel, die er mit Hilfe des Arztes durchzuführen beschloß; ihn hergestellt zum Regiment schicken, dem Mädchen einen andern Mann zuführen, die Waldherrschaft selbst zu administrieren, waren die folgenden.

Er hatte Zeit, das auszuhecken, denn Frau Stur sprach lange und meinte, weil er sie während seiner Rede fixierte, er höre ihr aufmerksam zu. Aber er brauchte, wenn er einen Plan machte, immer einen festen Punkt für seine Augen, und gerade das frische, ehrliche Gesicht der braven Frau bot ihm diesen. Von dem, was sie sagte, hörte er nichts, aber seinen Plan

hatte er gemacht, und er war ganz heiter, als sie stille schwieg, so daß sie für ihre Kinder das Beste hoffte.

Uffo hatte jetzt seinen Zettel in die Tasche gesteckt, ohne zu ahnen, daß sein Vater ihn gelesen habe, stand auf, weil er sich besser fühlte, und ging hinab in die Kneipe. Frau Stur ließ Vater und Sohn allein beisammen, damit sie sich verständigen könnten, aber Herr Jodokus sprach von gleichgültigen Dingen und schlenderte bald, um Luft zu schöpfen, wie er sagte, hinaus in den Wald, dem Arzte entgegen, der, wie er gehört hatte, erwartet wurde. Er wollte ihn bestimmen, Uffo jede Entfernung aus dem Forsthause als höchst bedenklich zu verbieten, da ihm schon die Fahrt nach Wirsing und der Abend in Littwitz so schlecht bekommen hatte.

Er erreichte seinen Zweck. Der Wagen des Arztes, dem er in ziemlicher Entfernung vom Hause begegnete, hielt auf sein Verlangen still, und er überredete den gefügigen Doktor leicht, auf das Begehren eines ängstlichen Vaters einzugehen, um so leichter, da Stille ohnehin das Unbedenklichere war und Uffo ja nichts versäumte.

Frau Stur erriet, was zwischen den beiden Herren verabredet worden war, als sie der Arzt nach seiner Visite beiseite nahm und für das ruhige Verhalten des Patienten verantwortlich machte.

„Ich werde mein Möglichstes tun," sagte sie, sich selbst ängstlich zeigend, so daß sie den Arzt und Jodokus sicher machte. Sie wollte Uffos Befinden beobachten und ihr Benehmen danach einrichten.

Nach einigen Tagen und einigen liebevollen Briefen von Ria, die diesmal besser verwahrt wurden, war Uffo so frisch und wohlauf, daß Frau Stur einen Ausflug, den Jodokus ins Schloß machte, benutzte, mit Uffo zu sprechen. Sie stieg hastig, als Jodokus im Wald verschwunden war, zu ihrem Patienten hinauf, und den Riegel vor die Türe schiebend, sagte sie: „Ihr Vater hat einen Brief Ihrer Braut gefunden und benutzt den Arzt, um Sie hier fest zu halten und Ihre Verbindung zu verhindern. Er will nichts von dieser Heirat wissen."

„Nichts wissen!" lachte Uffo. „Ich bin majorenn, habe mein mütterliches Erbteil, da mein Vater bisher alle meine Schulden gezahlt hat. Sonst hätte ich es wohl schon durchgeschlagen —"

„Heilloser Leichtsinn," rief Frau Stur, die Hände zum Himmel erhebend, und lachte mit.

„Aber er wird Sie von dem Mädchen trennen!"

„Wie das?" fragte Uffo.

„Er wird Sie zum Regiment schicken."

„Wenn ich gehe," meinte er kaltblütig, eine Zigarre anzündend.

„Er wird Sie entführen."

„Das wäre wenigstens neu!"

„Oder das Mädchen," sagte ungeduldig Frau Stur.

„Das tue ich lieber selbst," sagte Uffo. „Und nun ernsthaft, was wäre wohl das Sicherste?"

„Stellen Sie sich bettlägerig, damit er ganz ruhig ist; machen Sie alles in Ihren Briefen, die ich

auf die Post bringe, mit Frau von Aroldi aus — und dann —"

„Ja, das tue ich," sagte Uffo. „Ich habe einen treuen Geschäftsträger in Wien, den werde ich benutzen; und nun ans Werk! Lassen Sie auslugen nach meinem Vater, beste Frau Stur, und wenn er in Sicht ist, warnen Sie mich."

Die Försterin ging in ihre Küche, Uffo schloß seine Türe.

Der schöne, witzige, gewandte, leichtsinnige Offizier hatte an seinem Vetter in Wien sein komplettes Gegenstück.

Herr Anton Glöckner, so hieß der bedeutend ältere Mann, hatte eine traurige Jugend durchlebt.

Sein Vater, ein wohlhabender Kaufmann, fallierte unter Umständen, die seine Ehre schädigten, und starb bald darauf.

Seine Mutter, von Gläubigern umdrängt, von Geschäften, die sie nicht verstand, überflutet, von der öffentlichen Meinung der Mitschuld angeklagt, rettete mit großer Anstrengung ein kleines Kapital für sich und ihren Sohn; ihr Gemüt aber, das ohnehin nicht zur Milde geneigt war, verbitterte der Kampf mit so vielen feindlichen Gewalten immer mehr, und so zog sie ihren einzigen Sohn unter Entbehrungen und Stürmen mit grausamer Liebe groß.

Erst als sie starb und ihm ein nicht unbeträchtliches, errungenes und erspartes Erbteil hinterließ, das ihn nun plötzlich unabhängig in die Welt stellte, lebte er auf.

Er hatte gut ſtudieren müſſen, ſonſt hätte ihn ſeine Mutter totgeſchlagen; aber alles, was bei einem Kinde nur im Sonnenſchein erblüht: Anmut, Zutraulichkeit, Hingebung, Frohſinn und Witz, ja ſelbſt der Glaube an die Menſchheit war bei ihm in der Knoſpe erſtorben.

Über ſeinen Vater, von dem allein ihm eine Erinnerung von Liebe geblieben war, hatte er oftmals zweifelhafte Reden hören müſſen, die ſein Herz ſchon früh tief verwundeten; dadurch zu einer maßloſen Wertſchätzung der Ehrlichkeit getrieben, hatte er ſich nur ein Ziel geſteckt: unantaſtbare Redlichkeit in Wort und Tat.

So ging er kalt und rein, ein ſcharfkantiger Gletſcher, durchs Leben, und niemand konnte wiſſen, ob er unter ſeinem Eiſe Klüfte und Felſen oder grüne, nur vergletſcherte Matten berge.

Uffo allein, ſein einſtiger Spielkamerad und ſein einziges faible, wußte, daß er weinen und lachen, lieben und zürnen könne. Deshalb hatten auch dieſe beiden ſo verſchiedenen Menſchen eine unerſchütterliche Neigung zueinander bewahrt bis zu dieſem Augenblick.

Glöckner war Notar geworden, und Uffo hatte ihm ſein mütterliches Erbteil, welches ihm Jodokus in einem Anfalle von Ärger übergeben hatte, anvertraut ohne Empfangſchein.

Hätte Uffo die guten Lehren, die ihm ſein Vater damals gab, ſo gut verwertet als Glöckner das kleine Kapital, ſo hätte er nicht Schulden auf Schulden und den Zorn des alten Geſchäftsmannes auf ſich gehäuft.

Als Uffo, sterbend, wie man fürchtete, im Forsthause lag, zahlte Jodokus abermals, aber mit dem Schwur, es nie wieder zu tun, und da er jetzt so entschieden gegen die Verbindung seines Sohnes war, blieb Glöckner die einzige Zuflucht des armen Verliebten.

Uffo schrieb ihm daher, er solle aufs schleunigste alles zu seiner Vermählung mit Fräulein Ria von Aroldi einleiten, und schickte ihm zu diesem Zweck seine Quittierung und die Abschrift seines Taufscheines ein, die bei seinem Eintritt in die Armee für ihn gefertigt und zufällig noch von ihm in seiner Brieftasche aufbewahrt worden war.

Als der Notar Uffos Brief mit den beiden Dokumenten gelesen und geprüft hatte, legte er ihn murrend hin. „Kaum majorenn und heiraten! Der Bursche! Das Kind! Der Hans guck in die Luft! — Ich muß ihm schon seinen Willen tun, er hat einen harten Kopf!"

Dabei stellte er sich unwillkürlich diesen harten schönen Kopf vor mit dem goldbraunen Haar, den dunkelblauen Augen, dem liebevollen Mund und dem Ausdruck tiefster Herzensgüte, und er schüttelte mehrmals sein mit Haaren und Reizen spärlich bedachtes Haupt und setzte seine steifen Beine in Bewegung, um seinem überquellenden Herzen davonzulaufen und zugleich zu genügen.

Seiner rastlosen Tätigkeit gelang es, in kurzer Zeit die ganze Sache fertigzubringen, und er brauchte nunmehr Rias Papiere, um die Aufgebotdispens zu erlangen.

Er ließ sich daher von Uffo ein Empfehlungs-

schreiben an Frau von Aroldi schicken und beschloß, sich mit diesem zu der Dame zu begeben.

Vorher schaute er sich, zum erstenmal seit langer Zeit, wieder in einen Spiegel. Mit einer Verwünschung fuhr er zurück. In seiner Erinnerung war er ein junger Bursche; er fühlte, trotz seiner Würde, mitunter noch ein Knabengelüste, einen Nachhall von unausgetobten Flegeljahren. Es überlief ihn noch manchmal ein kleiner Schauer, wenn er die Türe knarren hörte, aus der seine Mutter leise zu schleichen pflegte, um ihn bei irgend einer verpönten Handlung zu erwischen; und nun sah aus dem Spiegel ein hagerer Mann mit blassen, eingefallenen Wangen, und außer einem Vollbart bemerkte er keinen weiteren Haarschmuck an diesem Haupte.

„Kahl, mager und alt!“ dachte er, „und meine Jugend, wo ist sie? Dahin, ehe sie war! Oh! nie soll Uffo das sagen müssen, er wenigstens soll jung sein dürfen bis auf die Neige! Ich will ihm zu jeder Freude und zu jedem Glück verhelfen, das mir versagt blieb. Er soll auch mein Teil Jugend haben.“

So ging er entschlossen, Uffos Brief in der Hand, zu den Damen Aroldi, die arbeitend am Fenster saßen und den fremden Mann bei seinem etwas unbeholfenen Eintritt fragend anblickten.

Er reichte mit einer Verbeugung seinen Brief hin, und Frau von Aroldi las halblaut: „Teure Frau und bald meine teure Mutter! Überbringer dieses, Notar Anton Glöckner, die ehrlichste Haut, die je über Mammutknochen gespannt war“ — Frau von Aroldi

hielt erschrocken inne und starrte den Mann verlegen an; aber Ria lachte unverhohlen, und Glöckner selbst konnte ein wunderliches leises Gebrüll nicht unterdrücken.

„Lesen Sie weiter, gnädige Frau," sagte er endlich gravitätisch. „Verzeihen Sie den Kindsköpfen!" Und Frau von Aroldi streckte ihm ihre Hand entgegen, die er artig küßte.

Wie froh war sie endlich, jemand zu finden, mit dem sie über Uffos Charakter und seine Verhältnisse reden konnte! Ja, in dieser antediluvianischen Gestalt steckte auch gewiß noch eine antediluvianische Redlichkeit, jeder Zug, jeder Ton war von dieser schönsten Eigenschaft geadelt, und Frau von Aroldi hätte den Vetter Notar gerne umarmt, wenn sie nicht gefürchtet hätte, daß er ihr vor Verlegenheit unter den Händen sterben werde.

Ria schlich hinaus, um sich auszulachen und Uffos Brief zu studieren, der sie, durch seine gute Laune, teils freute, teils ärgerte, und Frau von Aroldi nahm den Notar ins Verhör.

Die Ängstlichkeit, mit welcher sie dieses Verhältnis der jungen Leute, seit sie es kannte, betrachtet hatte, verlor sich nicht bei den Erklärungen des Notars.

Ja, Herr Ehrenz war ein Ehrenmann und steinreich, Uffo ebenfalls trefflich, aber verschwenderisch in seiner maßlosen Gutmütigkeit. Uffo bete Ria an und wolle sie so bald als möglich heiraten, sein Vater habe aber längst mit seiner Ermächtigung ein anderes Mädchen für ihn erwählt, und diese andere erwarte täglich Uffos Antrag. Bei einer Verbindung gegen den

Willen des Vaters würde dieſer jede Unterſtützung verſagen, und Uffos mütterliches Erbteil ſei nicht bedeutend. „Aber," fügte der Notar hinzu, „Uffo iſt wie ſein Vater, er hat einen eiſernen Willen; nichts hält ihn ab, jedes Hindernis iſt ihm ein neuer Sporn. Wenn Sie Ihre Tochter hinter ſiebenfache Riegel ſperren, wird er ſie durch ein Loch in der Mauer holen; wenn er ſie will, wird er ſie bekommen, ſo hat er's von jeher gehalten, und beſſer, Sie geben ſie ihm ſelbſt in Ehren. Außerdem iſt er der beſte, ſchönſte, liebſte Menſch," — der Gletſcher hätte bald angefangen zu tauen — „und ich hoffe, das Fräulein, das ſo wohlerzogen iſt und das er bis zur Raſerei liebt, wird ihn vernünftig machen."

So hoffte Frau von Aroldi auch, und daß Rias Einfluß, verbunden mit der Schonung, die ihm ſein Unfall immer noch notwendig machte, ihn vor tollen Streichen bewahren werde.

Auch meinte ſie, Herrn Jodokus nach ihrem Herzen beurteilend, daß ein Vater ſich endlich doch mit dem einzigen Sohne ausſöhnen müſſe, beſonders, wenn die verpönte Schwiegertochter eine Ria ſei, und ſo gab ſie die nötigen Dokumente her.

Der Notar hatte ſeinen Prozeß gewonnen und ſchied mit einigen troſtreichen Worten und ſteifen Verbeugungen.

Als Frau von Aroldi ihrer Tochter das Zwiegeſpräch mit dem Notar wiederholte, meinte dieſe, ſie ſei ſo ſparſam hauszuhalten gewöhnt, Uffo liebe ſie ſo ſehr, ſie werde ſich ſo viele Mühe geben, ihn zu bekehren,

daß er alles, wozu ihn Langeweile, böses Beispiel und die Überzeugung unerschöpflichen Reichtums sonst konnte verlockt haben, nicht mehr verlangen werde. Er habe doch im Forsthaus so einfach gelebt und sei immer, wenn er wohl war, guter Dinge gewesen.

„Und überdies," fügte sie, beinahe trotzig, hinzu, „mit Uffo, für Uffo geh' ich auch betteln, wenn es sein muß."

Frau von Aroldi schwieg. Sie wußte aus eigner Erfahrung, daß eine rechte Leidenschaft alles überdauert, Armut und Reichtum, Unglück und Glück, Schmach und Ehre, und sie machte keinen Versuch, die Leidenschaft Rias zu bekämpfen.

Uffos tägliche Briefe waren voll Liebe und guter Laune. Die neue Situation sagte ihm zu. Die träge Ruhe, die er sich zu seiner völligen Wiederherstellung im Försterhause auferlegt hatte, um seinen Vater sicher zu machen in dem Glauben, er denke an nichts anderes als an seine Gesundheit, wäre ihm zur Last geworden, wenn er nicht beständig beschäftigt gewesen wäre mit seiner Doppelrolle, der des Kranken und des Bräutigams.

Frau Stur agierte die besorgte Mutter sehr natürlich, denn manchmal war ihr wirklich recht bange. Immer aber machte sie, als Mitverschworene, bedenkliche Miene, wenn Ehrenz mit ihr von Uffos Befinden sprach. Halbe Tage lang ließ sie ihn nicht in das Krankenzimmer, unter dem Vorwand, es rege den Kranken zu sehr auf. Uffo selbst tat sehr ängstlich, und der Arzt, der allerdings wußte, welche Folgen eine Gehirnerschütterung haben kann und eine solche Wunde,

brauchte sich gerade nicht zu verstellen, um Herrn Jodokus einige Besorgnis zu lassen.

Frau Stur hatte es auf ihre Ehre genommen, ihre armen Kinder zusammenzubringen und Herrn Ehrenz für seine Falschheit gegen Uffo und seine Feindseligkeit gegen Ria zu strafen; und sie tat nichts halb.

Uffo staunte, mit welcher Geschicklichkeit sie Herrn Jodokus in die Überzeugung festredete, daß sein Sohn für lange Zeit an Geist und Körper zu lahm sei, um ans Heiraten zu denken, und dann bewunderte er hinwiederum seinen Vater, der sich diese Überzeugung so gerne einreden ließ.

Im Herzen war er froh darüber; denn er wollte um jeden Preis einen Kampf mit seinem Vater vermeiden, er wäre zwischen diesen beiden Naturen auf Tod und Leben und ohne Versöhnung gewesen.

Eine vollendete Tatsache konnte leichter vergeben und als ein coup de tête von einem so aufgeregten Menschen hingenommen werden.

Als daher der Notar schrieb, es sei das Nötige vorbereitet, zeigte er den Brief Frau Stur, und diese sagte: „Das trifft sich gut: der Fürst hat gestern, als er hier im Vorüberfahren anhielt, um nach Ihrem Befinden zu fragen, und hörte, daß es erträglich sei, Ihren Vater aufgefordert, die großen Jagden in den Auen mitzumachen; und Herr Jodokus hat zugesagt unter der Bedingung, daß ich ihm verspreche, während der drei Tage, als diese Jagden dauern, recht auf Sie achtzuhaben. So können Sie sich frei bewegen von morgen vier Uhr früh, bis —“

„Bis ich mit Ria im Eisenbahncoupé sitze," sagte Uffo jubelnd. „O liebe Frau Stur! Gute Frau Försterin, teure Frau Mutter!"

Und Uffo umarmte die alte Frau und drehte die Lachende lachend im Kreise herum.

Als sie wieder zu Atem kam, sagte sie: „Ja, Rache ist süß, und Strafe muß sein. Warum war er so falsch, der Herr Jodokus!"

Den Rest des Tages verbrachte Uffo mit Schaukelstuhlliegen, mit Patiencenlegen und Damenziehen mit seinem Vater und wünschte ihm, als sie schieden, nicht ohne Bewegung, eine gute Nacht.

Wie er um drei Uhr morgens den fürstlichen Wagen anfahren hörte, sprang er ans Fenster und sah getröstet, daß sein Vater in heiterster Stimmung zu dem Fürsten einstieg und beide lachend davonfuhren. „Mögest du dein Leben lang so heiter sein!" wünschte er aus warmem, vollem Herzen.

Eine Stunde später fuhr auch er unter den Segenswünschen seiner Pflegemutter davon, und als Ria in ihrem Stübchen in Wien eben erst das Frühstückzeug weggeräumt hatte und das Tischtuch abbürstete, ließ sie vor Schrecken über einen gewaltigen Riß an der Glocke ihre Bürste fallen, und flog ahnend an die Haustüre, zu öffnen.

Sie hatte nicht Zeit zu schauen, wer es wäre; denn zwei kräftige Arme faßten und trugen sie, und ein bärtiger Mund küßte ihre zarten Wangen rot.

Frau von Aroldi stand stumm vor Erstaunen da, als sie ihre Tochter so zurückkommen sah, und erst als

Uffo das Mädchen auf ihre Füße ſtellte und ſie ſich halb ſelig, halb beſchämt Augen und Wangen wiſchte, kamen die drei zu Wort.

„Ria,“ ſagte Uffo im Herrſchertone, „nimm Hut und Mantel und geh beichten, indes werde ich frühſtücken; dann fahren wir mit deiner Mutter alles zur Reiſe Nötige einkaufen, und um ein Uhr iſt unſere Trauung in der kleinen Kapelle im Schottenhof. Der Feldpater, der den Feldzug in Italien mit mir gemacht hat, iſt aviſiert und wird uns dort trauen. Dann wird hier ein Diner ſein, welches ich bereits beſtellen ließ, und um ſechs Uhr abends reiſen wir nach Italien. Mein Vetter Glöckner und einer meiner Freunde werden als Zeugen beiwohnen und dann unſeren Bekannten Part geben.“

„Und Ihr Vater, Uffo?“ fragte Frau von Aroldi.

Uffo ſchilderte ihr, während Ria gehorſam zur Kirche ging, ſeine Stellung zu ſeinem Vater, genau wie Glöckner ſie ihr geſchildert hatte.

Der ſtarre eigenſinnige Kaufmann, der alles, was er ſei und habe, ſeinem unerſchütterlichen Willen danke, ſage nie mehr ‚ja‘, wenn er einmal ‚nein‘ geſagt habe; aber er laſſe den Sohn doch nie im Stiche, und die Lieblichkeit der Schwiegertochter und hoffentlich ein Enkel werde am Ende die Verſöhnung herbeiführen, wenn der erſte Zorn ausgetobt habe. Er gebe ſeinem Vater nicht das Recht, nach Laune über das Glück ſeines Lebens zu verfügen. Eine Laune aber, nur eine böſe Laune ſei es, ein Geſchöpf wie Ria von ſich

zu stoßen, ein so gutes, reines, liebliches Geschöpf! seine Retterin, seine Wärterin, seinen Engel!

Uffo ging, während er sprach, mit heftigen Schritten im Zimmer auf und ab, und seine feurigen Worte durchströmten das Herz der horchenden Mutter wie Sonnenstrahlen.

„Ja, so ist Ria," sagte sie sich, „und dem starren Jodokus geschieht nur sein Recht."

Als Ria in Tränen wiederkam, wurde das Programm, wie Uffo es gemacht hatte, ausgeführt, und da man nach dem Diner an die Eisenbahn gefahren war und die Überglücklichen eingepackt hatte, führte der Notar die vereinsamte Frau von Aroldi nach ihrer Wohnung zurück und glaubte sich fast überschwenglich gezeigt zu haben, als er beim Scheiden ein paar unverständliche Worte der Teilnahme murmelte.

* * *

Herr Jodokus kam nach einer glücklichen, vom schönsten Wetter begünstigten Jagd nach drei Tagen zurück ans Försterhaus und klopfte an die verschlossene Türe.

Liese schlürfte gemächlich durch den Hausgang und öffnete.

„Was macht mein Sohn?" fragte er, zugleich nach seinem Gepäck sehend.

„Waß nit, is weg g'fahren."

„Wie? Weggefahren? Und die Frau Försterin?"

„A weg g'fahrn; zu einer Kindstauf; is G'vattrin."

„Wann sind sie denn beide weggefahren?"

„Glei wie der Herr fort war."

Herr Jodokus machte ſich auf das Schlimmſte gefaßt.

Er hieß den Kutſcher warten bis auf weiteres, ſtieg ins Gaſtzimmer hinauf, und da er jede Spur von Uffos Daſein verwiſcht fand, packte er auch ſeine Sachen zuſammen.

Dann ſchrieb er an Frau Stur einen tadellos artigen Brief voll dankbarer Phraſen, legte einen Tauſender hinein, ſiegelte und übergab das Schreiben Lieſen mit dem Auftrag, ihn der Förſterin zu übergeben.

Hierauf ließ er ſein Gepäck in den Wagen bringen und fuhr nach Littwitz.

Der Fürſt, der zufällig am Fenſter ſtand, als Jodokus aus dem Wagen ſtieg, kam ihm lachend mit einem Papier in der Hand an die Treppe entgegen: „O du Falſcher, du Geheimniskrämer! Iſt endlich die Bombe geplatzt? Und uns ſagſt du kein Wort von dem großen Ereignis!" Auf dem Papier ſtand:

Herr Jodokus Ehrenz,
Bankier,
gibt Nachricht von der Vermählung ſeines Sohnes
Uffo Ehrenz,
k. k. Rittmeiſters in der Armee,
mit dem hochwohlgeborenen Fräulein
Ria von Aroldi,
welche am um ein Uhr nachmittags
in der Pfarrkirche zu den Schotten ſtattfand.

Herr Jodokus las und legte das Papier ſchweigend weg.

Er bekämpfte Grimm und Beschämung und sprach von anderen Dingen. Der Fürst wagte nicht, die tiefe Wunde zu berühren, und sprach auch Gleichgültiges. Nachdem Ehrenz sich noch Bertels Adresse hatte geben lassen, verabschiedete er sich von seinem Freunde und schied, ohne die Damen, welche bei der Toilette waren, gesehen zu haben. Er fuhr geraden Weges nach Wien.

Der gutmütige, weiche Fürst schaute ihm betrübt nach. Er liebte Uffo und Ria und sah die Wetterwolke über ihren Häuptern. So starr im Lieben wie im Hassen wußte er seinen alten Freund, daß er keine Versöhnung für sie hoffen konnte.

Als die Damen das faire part sahen, jubelte Johanna, denn Ria war glücklich und Bertel außer Frage, und die anderen beurteilten das Ereignis, jedes nach seiner Gemütsart, verschieden, im ganzen aber mit der entschiedenen Gleichgültigkeit, mit welcher der hohe Adel im allgemeinen auf die Schicksale der Ungebornen herabblickt.

Herr Jodokus, in seinem Kontor nach langer Pause wieder installiert, ließ seinen Prokuraführer zu sich rufen und sagte ihm kurz, er wolle liquidieren. Den alten Mann, der sein Leben in dem Geschäfte zugebracht hatte, traf bei diesen Worten fast der Schlag. Er wankte, und Jodokus führte ihn sorglich zu einem Stuhl, nahm ihn liebreich bei der Hand und sagte: „Lieber Dornberg, lassen Sie sich die Sache nicht so anfechten. Ich bin alt, Sie auch, ich habe keinen Nachfolger, ich weiß niemanden, der die Firma in

Ehren aufrechthalten würde, ich kann gerade jetzt mit einem großen Vermögen abschließen, alle meine Leute durch mein Geld und meinen Kredit in der Handelswelt versorgen. Sie können mit mir ziehen auf meine große Waldherrschaft, die ich schon so gut als gekauft habe, und ruhig, im Grünen, können wir unsere Tage miteinander beschließen. Der Schwindel ist groß in unserer Welt, manches altberühmte Haus ist schon gefallen, lassen Sie uns sicher gehen und in Ehren liquidieren. Ich möchte auch einmal rasten."

So suchte er den zitternden Mann zu beruhigen und tröstete ihn am besten, indem er ihm vorstellte, wie lange er seine Hilfe benötige, bis die Geschäfte abgewickelt sein würden und der Tag gekommen, wann er ihn in seine Waldeinsamkeit entführen könne.

Er selbst aber betrieb mit seiner ganzen Energie die neue Gestaltung seines Lebens, und nachdem er in Wien die große Auflösung angebahnt hatte, fuhr er nach Lobwart, der Station des Grafen Adalbert Rödern.

Dieser, im Schlafrock auf dem Bette liegend, wie es nach dem Exerzieren der Brauch ist, schmauchte seinen Tschibuk, der fast bis ans Ende des Bauernzimmers reichte, und starrte Jodokus zweifelnd an, als er in seiner Rauchwolke erschien.

Freundlich, gegen seine Gewohnheit, stand er auf, und mit dem stereotypen Rödernschen Ausruf: „Grüß dich, alter Jodokus!" stieß er ihm seinen Schaukelstuhl hin und rief dem Burschen: „Mischko, mach Schokolade! Oder willst du Tee?"

„Schokolade, ich bin hungrig," sagte Jodokus.

Bis die Schokolade kam, wärmte sich Jodokus an dem riesigen, aus Ziegeln erbauten Ofen, und Bertel beendigte seinen Tschibuk.

Nach der Schokolade fragte Jodokus: „Hast du Zeit?"

„Ich kam eben von der Reitschule, als du eintrafest, und habe für heute nichts mehr zu tun."

„So fahr mit mir nach Quendlin."

„Willst du's noch immer kaufen?" fragte Bertel und zerknüllte den Partezettel Uffos, der ihm gerade in die Hand fiel.

„Mehr denn je," sagte Jodokus, gereizt und mit seinen Blicken der Zerstörung des beiden wohlbekannten, schrecklichen Blattes folgend, das die Hochzeitsanzeige enthielt.

„Wie du meinst," sagte Bertel kalt, „soll ich anspannen lassen?"

„Ich habe einen Wagen da," erwiderte Jodokus.

Adalbert zog den Schlafrock aus, den Pelzrock an, und schweigend fuhren die beiden nach Quendlin.

Es war ein schöner Wintertag; die klare, frische Luft übte ihren erheiternden Einfluß auch auf die beiden finstern Männer aus, sie fingen an zu sprechen.

Quendlin war ein herrlicher Besitz; das Schloß, für ein Riesengeschlecht erbaut, stand auf dem breiten Rücken eines Felsens. Die prachtvollen, achtzehn Fuß hohen Gemächer waren durch einen steinernen Pfeilergang verbunden, der einen Hof umschloß, der selbst

wieder Raum geboten hätte für ein geräumiges Gebäude. Seine Mitte zierte ein marmorner Auslaufbrunnen mit einem großen Becken, von Rosenhecken eingefaßt. Blumenbeete und Blumensträucher machten ihn zum Garten. In einer Schlucht, unterhalb des Schloßfelsens, war der Park angelegt, und von der Rückseite des Schlosses konnte man eben hinausfahren in den uralten Wald, den die Axt nie geschädigt hatte, wo die Hirsche weidend herumschlenderten, die Rehe auf den Wiesenplätzen schäkerten und mutwillig die kleinen Schneeflocken mit ihren feinen Hufen scharrten, die schwerfälligen Fasane mit plumpen Flügelschlägen aus ihrem Garten herüberkamen, der rastlose Specht an den alten Bäumen sein heilsames Klopfen vernehmen ließ.

Ein verarmtes großes Geschlecht, dessen letzter Sprosse noch sein Letztes vergeudet hatte, war aus diesem Paradies gestoßen worden, und da es seinen vielen Gläubigern um bares Geld zu tun war, hatte ihr Advokat die Herrschaft Jodokus verhältnismäßig billig angetragen.

Als die beiden Männer durch den schönen Besitz langsam und prüfend dahinfuhren, sah ihn jeder von ihnen mit eigenen Augen an: Bertel fühlte, durch Gram und Grimm hindurch, ein fröhliches Weidmannsherz in seiner Brust schlagen; in Jodokus frohlockte der Kaufmann, die alten Stämme abschätzend, und triumphierte beinahe über den beleidigten Vater, und als sie in den Schloßhof wieder einfuhren, fragte Bertel: „Was ist Quendlin wert? Eine Million?“

„Mehr," sagte Jodokus, „aber mich wird es noch weniger kosten. Willst du es vielleicht kaufen?"

„Ich," höhnte Bertel, „ja, von meiner Gage! Oder von meinen Schulden?"

„Bertel," sagte Jodokus lauernd, „möchtest du sitzen und jagen da, das ganze, liebe, lange Jahr?"

„O ja! Das ganze, liebe, lange, öde Leben!" sagte Bertel unmutig.

„Gut, ich nehme dich beim Wort. Morgen kaufe ich Quendlin und lasse dich an die Gewähr schreiben. Dann komm' ich ab und zu her, und du sitzest hier das ganze, liebe, lange, öde Leben."

Graf Adalbert sah seinen sonst so klaren alten Freund zweifelnd an: „Mich willst du an die Gewähr schreiben lassen? Hier bei mir sitzen willst du? Und dein Bankhaus? Und dein Sohn?"

„Ich habe keinen Sohn und kein Bankhaus mehr," sagte Jodokus mit der starren Kälte, die Adalbert schon oft an ihm gesehen hatte und die sich nie erweichen ließ.

Dann setzte er ihm auseinander, was er seinem Prokuraführer erklärt hatte, und fügte hinzu, daß er diesen Besitz hauptsächlich Uffos wegen, dessen Verschwendung sonst keine Grenzen finden werde, nicht öffentlich bekennen, sondern für einen Gegenschein dem Grafen Rödern zuschreiben wolle, daß man, bei dem ungeheuren Reichtum des Fürsten, das schöne Gut leicht für einen Sekundogeniturbesitz halten werde, und daß er, wenn Bertel auf seinen Plan nicht eingehe, das Geschäft mit den Jesuiten machen werde.

„Du alter Eisenkopf, du," sagte Bertel zornig, „was verstehe ich von deinen Geschäften? Wenn du kein Geld, nur meinen Namen von mir brauchst, so laß von einem Rechtsverdreher dein verballhorntes Geschäft machen, und ich werde meinen Namen drunter setzen."

Sie stiegen nun die breiten Treppen hinauf und betraten, geführt von der alten Zimmerwärterin, die ungeheuren Gemächer. Die alte Frau, die, wie sie sagte, immer gehofft hatte, unter den hohen Augen ihrer allergnädigsten Herrschaft zu sterben, mußte nun die fremden Männer, unter den altgewohnten Knixen, mit der unaustilgbaren Artigkeit früherer Zeiten, die selbst das Herzeleid nicht zu verwischen vermochte, durch die Räume führen, die ihre ganze Welt waren. Ihre lichtblauen Augen, die so sanft unter ihrem schneeweißen Häubchen hervorblickten, leuchteten freudig, wenn Bertel vor einem der alten Kasten stehen blieb, die mit so viel Liebe und Fleiß gearbeitet wurden, und bewundernd sagte: „Das macht man jetzt nicht mehr!" oder wenn Jodokus die großen alten Bettstätten lobte und sich vornahm, viel und fest darin zu schlafen; und doch, trotz dieser teilweisen Anerkennung, an wie vielem gingen die neuen Herren vorüber, das, in ihr süße Erinnerungen weckend, ihrem treuen alten Herzen als der höchsten Beachtung wert erschien. O macht sie nicht reden, die alte Monika! Bei ihren Worten wird der Strom des Lebens sich umkehren in seinem Laufe und euch zurückführen mit ihr zu dem Tage, da der Kornblumenkranz in ihrem braunen Haar lag und sie eine

zierliche, mit blauem Band umwundene Garbe am Schloßtor dem hohen Herrn überreichen durfte! Und er war so gut und schön, der hohe Herr, und seine Dame war so schön und gut, und seine Kinder waren Engel! Und die sanfte Zimmerwärterin mit dem Kornblumenkranz verheirateten sie an ihren Jäger, und so lebten sie miteinander und starben miteinander im Schlosse, bis niemand mehr da war, sich an sie zu erinnern, als eben diese sanfte Zimmerwärterin mit dem weißen Häubchen auf ihrem weißen Haar, statt des Kornblumenkranzes im braunen Haar. Und sie knixte so artig, als sie das sagte, und ließ die Tränen aus den lichtblauen Augen auf den Boden fallen, statt sich respektwidrig zu schneuzen.

„Wie heißen Sie?“ sagte Jodokus mit einer Stimme, die barsch sein sollte, und die alte Frau knixte ein wenig erschrocken und antwortete: „Monika Preiner.“

„Frau Monika! Nehmen Sie Leute auf und lassen Sie das Schloß lüften und die Zimmer heizen, die ich bezeichnen werde; und seien Sie guten Mutes und arbeiten Sie nichts, ordnen Sie nur an, denn Sie sollen sich nicht plagen. Hören Sie?“

„Zu Befehl, gnädiger Herr,“ sagte die alte Frau sanft.

Jodokus, der fühlte, daß er aus der Rolle gefallen war, wandte sich plötzlich zu Adalbert und sagte: „Nicht wahr, Graf Adalbert, so soll es sein.“

Graf Adalbert nickte majestätisch, er hatte nicht zugehört.

Die Herren gingen nun zu ihrem Wagen, nachdem sie die kleinsten und niedersten Entresolzimmer zum Heizen bestimmt hatten; denn die anderen gehörten für ein Reckengeschlecht, behauptete Jodokus, und er fühlte sich nicht hinlänglich Samson, um es mit diesen Säulen aufzunehmen.

Als kein Knix den Wagen mehr erreichen konnte, ging Frau Monika, halb beruhigt über ihre Zukunft, in ihr Stübchen und raffte sich auf zu der Zimmerwärterin von sonst. Sie schickte ihre Nichte, die frische Poli, zu allen Waschweibern des Ortes und organisierte eine Überschwemmung des ganzen Gebäudes, der Staub stand in Wolken um das Schloß herum wie eine Mauer, und der schöne sprudelnde Brunnen im Hofe gab sich umsonst Mühe, ihn zu löschen. Dafür war es aber auch bald wieder wohnlich in hohen und niedern Zimmern, um die Herren zu ihrer Zufriedenheit aufnehmen zu können. Der alte Jodokus war willkommen, aber vor dem mit den bösen Augen beschloß Frau Monika ihr Letztes, ihre Poli, zu verstecken.

* * *

Uffo und Ria lebten indes ihren Wonnemonat. Sie hatten sich in einer Villa bei Florenz festgesetzt und unterbrachen ihr seliges Gegenüber nur selten durch Ausflüge nach den Galerien und Kunstschätzen des klassischen Landes.

Uffo war so wohl und heiter, so ganz natürlich und erholt und Ria so jung und unerfahren, daß kein Schatten von Sorge ihren Liebeshimmel trübte.

Alle Fragen der Mutter wurden zu ihrer Beruhigung beantwortet, und alles war Sonne, und alles war Wonne, und es konnte auch gar nie mehr anders werden!

So kam der Frühling, und nun machte das junge Paar Ausflüge nach den Seen und ins Grüne. Bei einem solchen Ausfluge, als sie sich, müde vom Gehen und der Hitze, ins Gras in den Schatten gelegt hatten, fing Uffo an, Ria mit der Spitze einer Gerte zu necken. Sie griff nach dem bunten Seidentuch, das sie zum Schutz gegen die Sonne mitgenommen hatte, und verhüllte ihren Kopf damit, um ihn vor der leisen Berührung von Uffos Gerte zu schützen. Er bemerkte es anfangs, auf dem Rücken liegend, nicht; weil sie aber gar so ruhig blieb und nie mehr aufschrie wie früher, wenn er ihr Ohr oder ihren Hals berührte, erhob er seinen Kopf, den Grund ihres Stoizismus zu erfahren, und sah ihre Vermummung mit dem bunten Tuch. Er fuhr auf.

„Wer war der Vermummte, ich will es jetzt wissen," schrie er plötzlich, und die Nacht im Walde mit ihrem Gefolge von Schmerz und Zweifeln stieg vor ihm auf, die in dem Meer von Glück und Liebe, das die beiden jetzt getragen hatte, für immer versunken schien. „Wer war der Vermummte?" Er setzte sich so plötzlich auf, daß Ria, erschrocken, gleichfalls auffuhr, und nun blickten sie sich gerade ins Auge, seines flammte, ihres fragte.

„Was ist dir, Uffo?" sagte sie, sanft seine Hand ergreifend.

„Wer war der Vermummte?“ fragte er dringend.

„Es war Bertel, der vom Ball aus Schwarzwaſſer kam. Ich habe dir es, glaub' ich, ſchon geſagt.“

„Ich kann mich nicht erinnern,“ ſagte er, an ſeine Stirn greifend. „Warum riſſeſt du dich los vom Arm des Fürſten und liefſt zurück zu dem Burſchen? Das war nicht ſehr anſtändig.“

„Uffo,“ ſagte Ria gekränkt, „warum nennſt du das unanſtändig? Ich ſah, daß Bertel ſich in meinen Weg geſtellt hatte, weil er etwas brauchte. Er hatte in ſeinen Kleidern zu Hauſe ſeine Börſe vergeſſen, ich gab ihm die meinige, damit er ſich einen Hut kaufe und nicht zum Skandal der Welt in der Foulardkappe nach Littwitz komme.“

„Aber warum war er vermummt?“

Ria ſah ihn troſtlos an. Hundertmal wollte ſie ihm ſchon die ganze Wahrheit ſagen, aber konnte, durfte ſie es? Sie ſuchte ihn zu beruhigen, wie ſchwer es auch ſein würde. „Die Mädchen hatten ihn beredet,“ ſagte ſie, „mit ihnen zu fahren, wie er war, denn ſie fürchteten ſich im Walde und hatten Eile. Dann hatten ſie ſich verirrt im Dunkeln, und er wollte ſie ſelbſt nach Hauſe führen; die Pickelhaube, die zu ſeiner Maske gehörte, konnte er doch nicht auf dem Kutſchbock aufbehalten! Er band ſein Sacktuch oder Johannas Schal um und warf nun bei ſeinem tollen Drauflosfahren um; dann nahm er das eine Pferd und ritt es, bis es lahm war. Aber nach Wirſing wollte er um jeden Preis, weil er ſich's in den Kopf geſetzt hatte. So ging er den weiten Weg, den armen

Schimmel seinem Instinkt überlassend, zur Eisenbahn, wartete in einem Winkel den Zug ab, stieg in ein Coupé dritter Klasse, zeigte dem Kondukteur seinen Livreerock und sagte, der Fürst werde für ihn zahlen, er müsse ins Spital und habe kein Geld mitgenommen in der Eile. So kam er nach Wirsing, sah nichts mehr von der Gerichtsszene, die ihn meinetwegen interessiert hatte, und paßte mir auf, damit ich ihm aus der Not helfe, er seine Eisenbahnfahrt zahlen und sich eine Mütze verschaffen könne. Zum Dank für mein Portemonnaie und mein Geld, das darin war und das Bertel mir bis zur Stunde nicht zurückgegeben hat, lachte er mich noch aus, daß ich mir eingebildet habe, er könne um eine so geringe Summe sich einen Hut kaufen und noch nach Littwitz fahren; und du suchst hinter der dummen Geschichte immer noch etwas anderes."

„Was ging das alles dich an? Was kümmerte dich der leichtsinnige Bursche?"

„Er ist mein Vetter, Uffo, der Sohn meiner lieben Tante, der Jugendfreundin meiner Mutter. Laß doch gut sein, Uffo, laß sie ruhen, die alten Geschichten," und sie streichelte die Hand, auf die er seine glühende Wange gestützt hatte.

Einen Augenblick gab er sich dem Eindruck dieser kindlichen Liebkosung hin, dann sprang er auf.

„Nichts, nichts, keine Liebe, Wahrheit will ich. Ist kein Zusammenhang mit dieser Mummerei und der Tat im Walde?"

„Aber Uffo," lachte Ria, „sei nicht töricht! Was

sollten die miteinander gemein haben?" Sie lachte, aber Uffo kannte ihr frisches, herzliches Lachen zu gut, um an dieses zu glauben.

„Hatte Adalbert mit der Gerichtssitzung, zu der er um jeden Preis wollte, wie du selbst gestehst, nichts zu schaffen? Antworte!" rief er drohend, und als sie sich umwendete, als ob sie fort wolle, schwang er die Gerte, welche er in der Hand behalten hatte, nach ihrer Schulter. Sie fing den scharfen Hieb mit ihrer Hand auf, packte die Gerte fest, und ihn mit schmerzlichem Lächeln anblickend, sagte sie, ihn entschuldigend: „Du hättest mich treffen können!"

Uffo brach die Gerte in kleine Stücke und warf sie hin. Dann fiel er auf seine Knie, umfaßte die ihrigen und rief: „O du arme, arme Ria! Verzeih!"

„Was denn, Uffo? Was soll ich verzeihen? Deine Unachtsamkeit?"

Aber sie konnte das Wort nicht zu Ende sagen und brach in ein Schluchzen aus, daß es Uffo das Herz abdrückte.

Er setzte sich ins Gras, zog sie auf seinen Schoß, streichelte und küßte sie und sagte ihr tausend gute Worte, bis sie wieder still wurde; aber getröstet war sie nicht. Es war der erste große Schmerz ihres Lebens, und sie vergaß ihn nie.

Sie fuhren zurück in ihre Villa, und einige Wochen gesteigerter Liebe und Innigkeit folgten auf diesen Zwiespalt. Das unselige Geheimnis, das ihn hervorgerufen hatte, sank wieder in seine Hüllen zurück, die keines von ihnen mehr zu lüften wagte.

Aber Uffo blieb aufgeregt und reizbar, Ria ängstlich und unsicher. Oft beriet sie sich mit ihrem Gewissen in der Einsamkeit. „Soll ich ihm alles sagen? Ist es denn mein Geheimnis? Soll ich um einer vielleicht vorübergehenden Aufwallung willen verraten, was ich so lange, mit so viel Aufopferung und selbst meiner Mutter verschwiegen habe? Richte ich nicht noch größeres Unheil an, wenn ich rede? Uffo ist so reizbar, Bertel jähzornig und rücksichtslos — wenn die beiden Männer aneinander gerieten? wenn der Täter noch jetzt, nachträglich bekannt würde und die Angelegenheit vor die Gerichte, in die Journale und Bertel in den Kerker käme? Meine Tante, der Fürst, Johanna, Wolf! O Gott! Und ich hätte das veranlaßt. Nie, nie, ich muß schweigen." So schloß Ria und bat Gott um Kraft, das, was sie für recht hielt, zu tun.

Auch Frau von Aroldi war sehr beunruhigt, weil Rias Briefe nebst ihrem Glücke immer Uffos Aufregung besprachen.

Ältere Frauen, die so manches selbst erlebt und anderes mitangesehen haben, wissen, wie das Unglück schnell und überraschend hereinbricht für junge Leute, während sie selbst es wohl schon lange kommen sahen.

Sie war über Uffos Gesundheit noch keinen Augenblick beruhigt gewesen und hatte zum Teil deshalb ihre Einwilligung zu seiner Verbindung mit Ria so schnell gegeben, weil sie hoffte, daß ein entschiedener Zustand einen günstigen Einfluß auf seine Nerven üben werde, und sie diese nicht durch Zweifel und Zuwarten auf die Folter spannen wollte.

Auch war sie, die selbst in keiner glücklichen Ehe gelebt hatte, schwach gegen eine wahre heiße Liebe und dachte bei ihrer Tochter, wie sie bei sich selbst gedacht hatte, ein Tag des Glückes wäre mehr wert als ein Jahr gleichgültigen Dahinlebens.

Als sie jetzt Rias Briefe herausnahm und nacheinander überlas und in allen, nebst den Ergießungen eines von Wonne überfließenden Herzens, leise Andeutungen fand von Uffos gereiztem Wesen, erregte sie selbst die Mißbilligung und Verwunderung ihrer alten Magd durch ihr unruhiges Wesen; denn sie packte ihren Koffer mehrmals am Tag aus und ein und konnte keinen Augenblick sich mit etwas anderem beschäftigen oder ruhig, wie sonst, an einer Stelle bleiben.

Ermüdet, geängstigt, unentschlossen raffte sie sich auf und ging zu dem Notar.

Sein trockenes: „Es wird nichts sein" tröstete sie einen Augenblick, aber dann fing der Gletscher doch wieder an zu fragen und zu forschen, was die junge Frau, die freilich nichts verstehe, denn eigentlich geschrieben habe; bat um den letzten Brief, schüttelte sein kahles Haupt, überlas den Brief wieder, repetierte mit Frau von Aroldi die einzelnen Stellen der früheren Briefe, und so von einem zum andern redeten sie sich am Ende beide in eine solche Angst hinein, daß der Notar nach seinem Reisesack rief und mit Frau von Aroldi noch denselben Abend abreiste. Und es war höchste Zeit.

Denn in einer Nacht, als Ria eben einen recht lustigen Traum hatte von dem Kindchen, das sie zur

Welt zu bringen hoffte, und im Schlaf laut auflachte, weckte sie Uffo mit den Worten: „Lachst du auch über den Vermummten?“ Ria wurde jäh wach und sah ihren Mann, neben ihr im Bette aufsitzend, in eine Ecke stieren und krampfhaft auflachen: „Ja, ja, der Vermummte! Du lachst auch über ihn, gelt?“

Die arme junge Frau, zum Tode erschrocken, hörte ihn murmeln: „Frag, was er will? Frag ihn doch, was er will —“ und dann legte er sich wieder nieder und schlief einen schweren, todähnlichen Schlaf bis an den Morgen.

Ria aber telegraphierte nach der durchwachten Nacht an ihre Mutter: „Komm, komm gleich.“

Frau von Aroldi, die mit dem Notar, fast ohne ein Wort zu sprechen, Tag und Nacht gefahren war, trat jetzt ohnehin ins Zimmer, und Ria konnte ihr bekümmertes Herz an dem Halse ihrer Mutter in einem Strom von Tränen erleichtern.

Man nahm Rias Geburtstag, der gerade in diese Woche fiel, zum Vorwand für die Herreise der beiden Verwandten; und Frau von Aroldi gab Uffo, gleich in ihrer ersten Unterredung, zu bedenken, ob es nicht geraten wäre, die heiße Zeit nicht in Italien abzuwarten und lieber für den Sommer Quartier im österreichischen Alpenlande zu suchen, bis er über die Wahl seines beständigen Aufenthaltes etwas beschlossen haben werde.

Uffo nahm das sehr natürlich hin, war witzig, lebhaft und heiter, so daß sie alle anfingen, sich zu beruhigen und allzugroßer Ängstlichkeit anzuklagen.

Nachdem man noch von allen teuren Plätzen in der Umgebung Abschied genommen hatte, packten die Frauen ein, die Herren zahlten die Rechnungen, wozu der Notar sich mit Vorliebe hergab, um Uffo ja kein Kopfzerbrechen verursachen zu lassen, und dann fuhr man unter Scherz und Lachen nach Wien zurück.

Wenn sie ihren Geliebten so fröhlich und vertrauensvoll sah, so zärtlich und besorgt für sein schönes Weib und sein ersehntes ungekanntes Kind, seufzte Ria mit schwerem Herzen: „Könnte ich dir nur alles sagen! Daß doch nichts zwischen uns wäre!“

Aber du arme Ria! Was hätte es dir geholfen? Der Schlag auf sein geliebtes Haupt war gefallen und mit diesem Schlag auch sein Los!

Wie der Gladiator hatte er noch den Kampf zu kämpfen, dessen Ausgang der Tod sein mußte.

An die Türe der sonst so friedlichen Wohnung, wo Frau von Aroldi ihr Kind zur Frau erzogen hatte; aus der die holde Braut zu der schönsten Feier ihres Lebens getreten war, hatte der Würger sein rotes Kreuz gemalt.

Ahnungslos — sie sahen das drohende Zeichen nicht — trat das junge Paar hinein und sollte bald nicht mehr als ein Paar herausgehen.

Es war an einem schönen Sonntag, daß Uffo mit Ria hinausfuhr in den Dornbacher Park. Die Mutter und der Vetter sollten nachkommen.

Lange schon hatte Ria wieder einmal Blumen pflücken und im Grünen dann ruhen wollen; aber Uffo war so verstimmt und nicht zum Spazierengehen zu bewegen gewesen.

Heute stand er schon ganz ein anderer auf. Alle seine Offiziersspäße, seine tollen Einfälle von sonst kamen wieder zutage; er war witziger, mutwilliger, zärtlicher als seit lange. Ria sonnte sich in seiner guten Laune und hielt, überglücklich, mit; Frau von Aroldi bangte heimlich vor dem jähen Wechsel. Das Pärchen fuhr lachend und scherzend fort.

Es war wieder die gute alte Zeit. Der Park war leer am Werktag, man konnte sich jagen und lagern, wo man wollte, man konnte Blumen pflücken und sich damit bewerfen oder schmücken, man konnte mit Puck herumhetzen und ihn wieder einmal ausrasen lassen und dann im Grase liegend wieder rasten.

So taten sie denn auch, und Uffo, der seiner Gewohnheit nach auf dem Rücken lag, streichelte Puck, der sich dicht an ihn geschmiegt hatte, und sagte: „Ja, ja, du bist mein gutes Tier, du tust niemandem etwas zuleide! Nur den Jäger Andres hätte er gern zerrissen, erinnerst du dich, Ria?"

„Jawohl," sagte sie und wollte kurz abbrechen, aber Uffo, der ihre Absicht zu bemerken schien, fuhr fort: „Ich weiß niemanden, den der Hund so haßt, wie den braven Jägerburschen, bloß weil er mich festhielt, als ich zum Fenster hinausspringen wollte; nur, sonderbarerweise, war ihm die Familie Rödern auch nie ganz recht mit ihrem Patschuliparfüm, den sie alle gebrauchen. Weißt du, damals, als wir von der Schwurgerichtssitzung mit dem Fürsten weggingen, hatte ich alle Mühe, Puck ruhig zu erhalten, besonders als wir an dem Vermummten vorüberkamen," und bei diesen

Worten ſchoß Uffo plötzlich in die Höhe und blickte ſeine Frau lauernd an.

Ria war beſtürzt, er ſah es deutlich; ſie verbarg ihm etwas, das war klar. Aber was verbarg ſie ihm?

„Wer war der Vermummte? Wer war es doch?“ ſagte er heftig, indem er ſie am Arm packte.

„Adalbert Graf Rödern, mein Vetter, war der Vermummte,“ ſagte Ria, langſam, jedes Wort betonend, und blickte ihren Mann feſt an, „merk es dir doch endlich, lieber Uffo!“

„Dein wilder Vetter Bertel, der vom Maskenballe kam? Nicht ſo? Ria!“

„Ja, ſo, Uffo! Puck teilt deinen Geſchmack, ſcheint's; nicht?“

„Ja! Ich haſſe den Buben,“ ſagte Uffo mit funkelnden Augen, „und wenn ich ihn hier hätte —,“ er ballte die Fauſt.

„O pfui,“ ſagte Ria, ihn auf die Stirne küſſend, „welche unedle Bewegung!“ Dann neigte ſie ſich zu ihm und liſpelte ihm ins Ohr: „Aber du biſt ſo auch hübſch!“

Er faßte ihren kleinen Kopf in beide Hände und zog ſie an ſich, und immer heftiger, ſo daß ſie aufſchrie vor Schmerz; dann hielt er ſie feſt am Hals mit der linken Hand, nahm mit der rechten ſein Meſſer aus der Taſche und flüſterte ihr auch ins Ohr: „Ich will ihn haben, dieſen lieben Kopf, ich will ihn behalten,“ und immer lauter werdend, ſchrie er endlich: „Ich muß ihn haben,“ und verſuchte das Meſſer zu öffnen.

Zum Glück ging es sehr scharf und war mit einer Hand nicht zu öffnen, und als er die zweite zu Hilfe nahm und Rias Hals losließ, sprang sie auf und lief dem Dorfe zu. Uffo lief ihr nach. Puck aber, als ob er begriffen hätte, welche Gefahr seiner Herrin drohte, warf sich zwischen beide und vor Uffos Füßen kurbettierend und hin und her trabend, hielt er den Rasenden auf in seinem Lauf und gab Ria Zeit, einen Vorsprung zu gewinnen.

Sie lief wie das Eichhörnchen, wie die Maus, unhörbar und doch unsäglich schnell, von Todesschreck gepackt, und gerade einem turmhohen Mann in die Arme.

„Was ist los, Cousine?“ sagte der Turmhohe.

„Der Tod,“ seufzte Ria und sank erschöpft an ihm nieder.

Frau von Aroldi fing sie auf. Sie war mit dem Notar herausgefahren, mit ihren Kindern Kaffee zu trinken, und Uffos Anblick löste ihr das schreckliche Rätsel, welches ihre arme Tochter nicht auszusprechen vermochte.

Der Unglückliche kam, von dem treuen Hunde umkreist, nur langsam, aber darum noch wütender auf die drei los, sein Messer, nun geöffnet, in der Hand.

Er sah mit wirren, drohenden Blicken um sich, und der Notar, die furchtbare Wahrheit erkennend, entriß ihm unversehens seine Waffe, nahm ihn fest unter dem Arm, und ihn seinem Fiaker zuführend, sagte er begütigend: „Komm, komm Kaffee trinken im Meierhof.“

„Nein, nein, ich muß ihren Kopf haben, sonst holt ihn der Vermummte; siehst du ihn?“ flüsterte er, um sich schauend.

„Ja,“ sagte der Notar, „ich sehe ihn, und wir werden ihn schon kriegen,“ und ohne sich weiter um die Frauen umzusehen, führte der starke Mann den Unseligen zu seinem Wagen, und dem Kutscher Eile gebietend, nach Hause, in des Notars eigene Wohnung.

Er wollte den armen Frauen den Jammer ersparen, die Nacht mit einem Tobsüchtigen zuzubringen; denn einen solchen führte er jetzt in seinem Wagen.

Die schreckliche Krankheit, die, eine Folge seiner Verwundung, nach so manchen Vorzeichen jetzt zum Ausbruche kam, sollte Ria nicht auch den Tod bringen; und als sie mit ihrer Mutter in Glöckners Wohnung trat, suchte er sie mit der Versicherung, Uffo schlafe, zu beruhigen. Er ließ sie Uffo auf dem Sofa liegend sehen und beschwor sie, nach Hause zurückzukehren, um den Kranken nicht durch ihren Anblick aufs neue zu erregen. Morgen in aller Frühe, wenn er ruhig und ausgeschlafen sein werde, könne sie ihn wieder mit sich fortführen.

Weinend gehorchte Ria und ging mit ihrer Mutter, indes Uffo auf des Notars Sofa in dem tiefen, todähnlichen Schlafe lag, der zuweilen Tobanfällen vorausgeht.

Der Notar benützte die Pause zu seinen Vorkehrungen. Er räumte alles Bewegliche aus seinem Zimmer, schloß die Fensterladen, zündete die Hänge-

lampe an und zog sie so hoch hinauf, daß sie nicht zu erreichen war.

Dann improvisierte er eine Zwangsjacke aus einem alten Leibchen, das, seiner eigenen herkulischen Gestalt angepaßt, Uffos schmächtigere feine Glieder leicht umspannen konnte.

Dann hieß er einen seiner Schreiber und seine Diener im Nebenzimmer bereit sein, auf den ersten Ruf hereinzueilen, und setzte sich müde und gebeugt neben seinen unglücklichen Liebling.

In seinen harten Zügen lag der tiefste Schmerz, aus seiner gewaltigen Brust rangen sich schwere Seufzer los, und manche Träne fiel, ihm selbst unbewußt, auf seine peinvoll zusammengepreßten Hände.

So erwartete er die Ärzte, die er gerufen hatte, seinen alten Mitschüler und Hausdoktor und den renommiertesten Irrenarzt der Stadt. Sie untersuchten den betäubt dahinliegenden Kranken, und ihr Ausspruch war: „Stärkste Kongestion zum Gehirn, Exsudat infolge der Verwundung, höchste Gefahr."

„Wünsche ihm nicht, Anton, daß er diesen Anfall überlebt," sagte der ehemalige Schulkamerad mitleidig zu Glöckner, „er ist unheilbarem Irrsinn verfallen, wenn er nicht stirbt."

Der starke Mann verhüllte sein Gesicht bei diesen Worten: „Auch du! Also auch du sollst hinweg? Allein sein — ganz allein —!" stöhnte er.

Der Irrenarzt war am Sofa stehen geblieben, und als er den Sturm herannahen sah, rief er um die Zwangsjacke.

Kaum gelang es, sie dem Kranken anzulegen; er riß die Augen auf, schlug um sich, fuhr auf, schleuderte die Männer, die ihn halten wollten, da und dort hin, rüttelte an den Fensterladen und brüllte: „Freiheit! Freiheit! Hinaus, laßt mich fort!“ stundenlang, bis er kraftlos zu Boden sank.

Wer je einen Wahnsinnigen toben sah, dem wird die Erinnerung an diesen Anblick eine der unauslöschlichsten sein; der armen Ria sollte sie erspart bleiben.

Uffos Anfall war so heftig, daß er den Tod nach sich zog, und als die beiden Frauen bei Tagesanbruch kamen, lag Uffo in den letzten Zügen.

Ria legte ihren Kopf neben den seinigen und blieb so, bis sie seinen letzten Hauch eingeatmet hatte, dann küßte sie die kalten teuren Lippen, Wangen, Augen, die schöne marmorglatte eisige Stirn, sank auf den Boden neben seinem Lager und kauerte so da, ohne Laut und ohne Träne.

Ihre Mutter setzte sich neben sie und weinte. Allmählich brachen auch Rias Tränen hervor, und so saßen die Unglücklichen den ganzen Tag und die ganze Nacht. Der Notar ließ sie gewähren; war er doch selbst machtlos gegen seinen eignen Schmerz.

Morgens brachte seine alte Bedienerin Kaffee. Er hieß sie die Frauen herausholen; Frau von Aroldi stand auf und kam, aber Ria mußte der Notar in seine Arme nehmen und in das andere Zimmer auf das Sofa legen; sie war ganz starr und kalt. Man flößte ihr warmen Kaffee ein, hüllte sie in warme

Decken und ließ sie fort und fort weinen, damit ihr armes Herz nicht breche.

* * *

Der Notar schrieb an Herrn Jodokus über den Todesfall und die Anstalten, die zu treffen wären, erhielt aber statt aller Antwort nur eine Postanweisung auf tausend Gulden. Herr Jodokus verzieh nie.

Nach Dornbach, wo sie zuletzt alle vier beisammen gewesen waren, wurde der schöne, wieder ganz unentstellte, lächelnde Tote gebracht, und die Blumen auf seinem Grab blühten, reichlich von Tränen begossen.

Ria konnte nur durch die Drohung, daß sie sich auch noch um ihr Kind bringen werde, und durch die kalte Versicherung des Arztes, daß Uffo, durch seine schreckliche Verletzung und die dadurch erzeugte organische Veränderung des Gehirns, unheilbarem Wahnsinn verfallen wäre, bewogen werden, wieder zu essen, zu gehen, ihre Kleider zu wechseln, ein Wort zu sprechen.

Ihre Mutter wollte sie aufs Land führen, aber sie war nicht dazu zu bringen, auch nur vor die Türe zu gehen.

So verging der Sommer. Alle Briefe mit Beileidsbezeugungen mußte Frau von Aroldi lesen und beantworten, niemanden wollte die junge Frau sehen als den Notar, der sich stumm neben sie setzte und mit ihr seufzte.

Nur als die Zeit ihrer Entbindung heranrückte, begehrte sie Stoffe, um das arme vaterlose Geschöpf,

welches sie erwartete, nicht ohne Bekleidung zu empfangen.

Die arme Mutter war glücklich über dieses Verlangen. Sie kaufte Häubchen und Bändchen, Wolle und Flanell, Leinwand und Decken und gab Ria Anleitung, wie sie es machen müsse, und schnitt zu und half mit nähen.

Nun saß die junge Frau vom Morgen bis zum Abend und arbeitete, und ihre Tränen fielen unaufhaltsam auf die Hüllen, die das Letzte, was sie von Uffo hatte, umschließen sollten.

Als die bange Stunde herankam und das Pfand der heißesten Liebe seinen Eintritt in die Welt mit einem lauten kräftigen Schrei meldete, rief Ria entzückt: „Uffo!"

„Ja, Uffo," sagte Frau von Aroldi. „Liebe Ria! Du hast einen Knaben!"

Von diesem Augenblick an erwachte Ria wieder zum Leben. Sie genas bald, nährte und pflegte ihr Kind mit leidenschaftlicher Hingebung, vergalt die Aufopferung ihrer Mutter und die Treue des Notars mit dankbarer Freundschaft und bemühte sich, ihren Teil am Leben tapfer zu tragen wie sonst, um den Ihrigen keine Last zu sein.

Es war auch notwendig. Herr Jodokus kümmerte sich nicht im mindesten um seine Schwiegertochter und seinen Enkel. Uffos mütterliches Erbteil war durch die Reise und den Aufenthalt in Italien nahezu verzehrt, Frau von Aroldi hatte ihre Ersparnisse der Ausstattung und dem Wochenbett ihrer Tochter geopfert,

die Teuerung stieg, der Hausherr steigerte. Es mußte etwas getan werden, die Not zeigte der erschrockenen Mutter ihr drohendes Angesicht.

Als einmal der kleine Uffo zeitig zu Bett gebracht worden war und Ria müde, an seiner Wiege sitzend, in ihren Gram versank, näherte sich ihr die Mutter, und ihr gesenktes Köpfchen aufrichtend, sagte sie: „Kind, wir brauchen Kraft und Mut, beides können wir nur in der Arbeit finden."

„Sind wir denn jetzt müßig?" sagte Ria lässig.

„Nein, aber für dein lebhaftes Wesen ist die Pflege deines Kindes, die ich auch übernehmen kann, viel zu wenig. Du mußt deinen Geist anstrengen, du mußt intensiv arbeiten, sonst gehst du unter."

„Ja, ich gehe unter," sagte Ria, die Hände vors Gesicht schlagend, „ich ertrinke in meinen Tränen, ich versinke in meinem Gram."

„Das könnte jeder, mein Kind, du aber solltest etwas Besseres können," sagte Frau von Aroldi sehr ernst. „Ich habe deine Liebe nie anzurufen gebraucht, sie war mein Teil, seit du lebst. Jetzt aber, sage ich dir, du bist mir die Beweise deiner Liebe schuldig. Ich altere, meine Kräfte reichen gerade noch hin, unseren kleinen Haushalt zu führen und unser Kindchen, das schon wacker zu marschieren anfängt, zu hüten; aber Geld verdienen kann ich nicht mehr. Geld muß aber verdient werden, denn meine kleine Rente und dein geringes Einkommen reichen für die Zukunft unseres Knaben nicht aus."

„Gehen wir von Wien weg," sagte Ria.

„Dann verlassen wir unsern einzigen Freund, den Notar," sagte die Mutter, „der uns so viel Gutes erzeigt hat und dir auch jetzt einen Vorschlag macht, welchen ich sehr annehmbar finde. Seine große Wohnung, die er seines Geschäftes wegen haben muß, bietet auch für uns Raum; seine Wirtschaft werde ich vereint mit unserer führen, also billiger für beide Teile. Du hast eine schöne Schrift, Geist und Bildungsfähigkeit genug, um ihm, nach einer kurzen Lehrzeit, einen seiner teuren Konzipienten zu ersetzen; er hätte so unsere Gesellschaft, die er sehr schätzt, und könnte dir helfen, die Erziehung deines Uffo zu leiten."

Ria schwieg und überlegte. Ja, sie mußte aus sich heraus, sie mußte ihrer Mutter helfen, ihr armes Kind zu erziehen, sich dem edlen Freunde dankbar zu zeigen. Ihr Wille würde in der Übung wieder erstarken. Ihr wundes Herz, das als ein Pendel jetzt beständig zwischen einem Grab und einer Wiege die Stunden ausschlug, mußte verharschen, wenn sie leben sollte; und sie wollte leben für ihren kleinen verlassenen Uffo.

Sie stand von ihrem Schemel, auf dem sie seit ihres Gatten Tod tagelang ohne Bewegung und Laut gekauert hatte, auf und sagte: „Ziehen wir zu Glöckner, ich werde mit ihm arbeiten und schon morgen anfangen."

„Gut," sagte die Mutter, ihre Freude verbergend, „und jetzt gehen wir schlafen."

Früher als bisher stand Ria den anderen Morgen auf, badete ihren Knaben, gab ihm sein Frühstück, setzte

ihn in seinen kleinen Rollstuhl, legte ihm sein Spielzeug zurecht, kleidete sich nett, küßte ihre Mutter zum Abschied und ging, zum erstenmal seit Uffos Tod, aus, ohne dazu genötigt zu werden.

Der Notar saß noch bei seiner Morgenpfeife, und da war er, nach seiner Art, gesprächig.

Man konnte doch hoffen, in einer Viertelstunde zehn Worte zu hören, und mehr brauchte Ria nicht.

Der Gletscher fing an zu schmelzen, als ihm die blasse junge Frau versprach, ihr Möglichstes zu tun, um ihr neues Geschäft bald zu erlernen und ihm vonnutzen zu sein.

„Können mir viel nützen, Cousine, brauche einen vertrauten Menschen, kann mich auf niemand verlassen."

Nach getroffener Abrede vermieteten die Frauen ihre Wohnung und zogen zu Glöckner, der strahlend vor Vergnügen den kleinen Uffo in sein Zimmer trug. Ria erlernte bald ihr neues Geschäft, und der Notar machte, zu ihrer Befriedigung, von ihrem Kopf und ihrer Feder den gehörigen Gebrauch.

Er gewöhnte sich daran, jede wichtigere Angelegenheit mit ihr zu besprechen, und ihr Urteil entschied über so manche Streitfrage, weil es, unbeirrt von juridischen Spitzfindigkeiten, den klaren gesunden Menschenverstand repräsentierte.

Klein Uffo wurde groß und brav unter der Aufsicht seiner strengen Großmama; er wurde lustig, weil er keine Tränen mehr sah, die ihn beunruhigten, ohne daß er sie verstand.

Der Notar wurde wirklich fett, von der guten Kost und Pflege, die er jetzt hatte, zum maßlosen Erstaunen seiner Abendbiergesellschaft, und Ria war der netteste, ehrlichste, intelligenteste Schreiberknecht, wie sie sich nannte, mit dem je ein Notar gesegnet war.

Die beständige Ablenkung durch fremde Kümmernisse von ihren eigenen, die Anspannung ihrer geistigen Fähigkeiten in Richtungen, die fernab lagen von ihrem eigenen Geschick, brachten ihr ihre Fassung und Ruhe wieder.

Ihr Kind, das Ebenbild ihres geliebten Mannes, füllte ihre freien Augenblicke mit Entzückung, und so wurde sie nach und nach wieder die willensstarke, opferfähige, selbstlose, lebhafte Ria von früher.

Die arme Mutter war glücklich darüber, aber sie hütete sich, davon zu sprechen, denn die leiseste Berührung konnte die Blutstropfen wieder aus diesem wunden Herzen, die Tränen aus diesen müden Augen pressen.

Auch der Notar, der ohnehin nie von Gefühlen sprechen mochte, weil er es unanständig fand für einen Gletscher zu schmelzen und ihm das doch leicht passierte, machte Ria durch kein Wort aufmerksam auf ihren verbesserten Gemütszustand. Er gab ihr nur immer die interessantesten Fälle zu arbeiten und bildete sie mit Liebe zu ihrem Geschäfte aus; denn er sah, wie heilsam geistige Arbeit für ein krankes Herz ist.

So machte er sie mit Freude und Geschick arbeiten als den eifrigsten Schreiber der Kanzlei, und wenn der Notar auswärts zu tun hatte, vertrat sie seine Stelle.

Das Geschäft blühte. Glöckner war nicht unempfänglich für redlichen Gewinn; er machte sich nach und nach das Leben behaglicher, und auch die Frauen konnten durch Rias Arbeit ohne Sorgen leben.

Was der jungen Frau am schwersten fiel, war die Entbehrung des Landlebens.

Wenn sie im Frühling, des Abends, mit dem kleinen Uffo und ihrem treuen alten Puck zwischen den knospenden Bäumen dahinging und kein Plätzchen war, wo sie sich ins Gras hätte setzen können mit dem Kinde und ohne Zeugen mit ihm tollen und rollen; da flogen ihre Gedanken in das immergrüne Forsthaus, zur lieben Frau Stur, von der sie seit Jahren nichts mehr gehört hatte, und sie hob ihr schweres Bürschchen auf und küßte es seufzend: „O du armer, armer Uffo!“ indem sie an Vater und Sohn dachte. Der Knabe aber sprang stramm auf seine festen Beine und rannte lachend um den nächsten Baum herum, in Pucks Begleitung. Denn was wußte er vom immergrünen Forsthaus!

Nach einer solchen Abendbewegung, als der Knabe zu der Großmutter hinübergelaufen, der Notar zum Bier gegangen war, saß sie noch einsam in der Kanzlei an ihrem Pult, um eine Arbeit zu vollenden, als der Diener einen Herrn meldete.

Sie erhob sich und ging dem Eintretenden ein paar Schritte entgegen.

Die Lampe, mit einem Schirm bedeckt, verbreitete im Zimmer nur ein Dämmerlicht und konzentrierte ihren Schein auf das Pult, von dem Ria aufgestanden

war. So blieben sich die beiden gegenüber im Halbdunkel, und Ria fragte trocken und geschäftsmäßig: „Was wünschen Sie? Der Notar ist nicht zu Hause, und ich übernehme Aufträge für ihn in seiner Abwesenheit.“

Der Fremde antwortete nicht und suchte sie beim Licht zu sehen, da sie aber mit dem Rücken gegen das Pult stand, bemühte er sich vergebens.

Auch machten ihn ihr schwarzes Kleid mit der grauen Latzschürze, die Schreiberärmel bis zum Ellenbogen und ihr kalter Geschäftston stutzig.

Ria ihrerseits fing an, das Benehmen des Mannes, der noch immer schweigend und forschend vor ihr stand, bedrohlich zu finden, und legte mit einer ihr eigentümlichen Bewegung die Hand auf die Glocke, welche in dem Lichtkranz der Lampe auf dem Pult stand. Da faßte der Besucher mit einem leidenschaftlichen Griff ihre ausgestreckte Hand, und indem er sie abhielt zu läuten, rief er voll Innigkeit: „Fräulein Ria! Wer den Gral sucht, findet ihn nicht, unversehens wird er ihm begegnen!“

„Graf Paraszi,“ sagte Ria bewegt, „ein Freund von sonst!“

„Ein Freund von sonst, von jetzt, von ewig,“ rief der Graf, ihre Hand, die er nicht losgelassen hatte, küssend.

Aber jetzt läutete Ria, hieß den Diener die Lampe auslöschen, die Kanzlei sperren und ihr den Schlüssel herüberbringen und führte den Grafen zu ihrer Mutter in das Zimmer, welches sie beide gemeinschaftlich be-

wohnten und wo der kleine Uffo hinter einem Schirme schlief.

Frau von Aroldi saß, so fein und vornehm wie immer, auf dem Sofa; sie begrüßte den Grafen herzlich und überwand die Wehmut, die sein Anblick in ihr weckte, um ihn von seinen Erlebnissen erzählen zu machen, damit er um die ihrigen nicht frage. Ria saß stumm in einer Ecke auf ihrem Schemel, die Arme auf ihre Knie, den Kopf auf die Arme gestützt, und als Frau von Aroldi den Grafen fragte, ob er mit ihnen Tee trinken wolle, ging sie hinaus, ihn bereiten. Der Graf äußerte sein Erstaunen, die Damen hier zu sehen, als die junge Frau fort war. Er habe sich schon bei Herrn Jodokus Ehrenz und bei Röderns vergebens nach ihnen erkundigt und hätte nie gedacht, als er den Notar Glöckner, welchen man ihm als Ehrenmann empfohlen hatte, aufsuchte, so teure Freunde wiederzufinden.

Frau von Aroldi sagte mit einiger Bitterkeit: „Unglückliche werden leicht von den Glücklichen vergessen." Und nun fragte ihr der Graf ihre ganze Leidensgeschichte ab.

Ria brachte den Tee mit allerlei zierlicher Zutat des Gastes wegen, der in ihren Anblick, fast mehr als es die Höflichkeit gestattete, versank.

Er hatte sie seit sechs Jahren nicht gesehen und nichts von ihr gehört, als daß sie Uffos Frau geworden war. Politische und Elementarereignisse, die seine Stellung und seinen Besitz bedrohten, hielten ihn in einer heilsamen Tätigkeit und Spannung, so daß er

dem Schmerz über Rias Verluſt nicht nachhängen konnte. Eine Rechtsſache, die ihn zwang, nach Wien zu kommen, und die er in verläßliche und geſchickte Hände legen wollte, war für ihn zur glücklichſten Fügung geworden. Er fand Ria wieder!

Er konnte die Augen nicht abwenden von der ſchönen zarten Frau in ihrem groben ſchwarzen Kleid mit der Latzſchürze und den Schreiberärmeln.

Konnte es eine ſchönere Tracht geben?

Hatte noch ſonſt jemand auf Erden ſein lockiges Haar ſo leicht und maleriſch aufgeſteckt, ſo antik und doch ſo kunſtlos? Und die rebelliſchen Löckchen um Ohr und Schläfe, die ſich gar nicht aufſtecken ließen und ſich immer wieder nach eigner Laune wo hervordrängten und ringelten!

Der Graf mußte immer wieder an ſeinen Tee gemahnt werden und hatte am Ende doch noch nie in ſeinem Leben ſo viel Tee getrunken als dieſen Abend, weil ihm jede neue Taſſe die Erlaubnis gab, noch zu bleiben. Es war ihm erwünſcht, daß der Notar gerade heute, am Samstagabend, länger bei ſeiner Biergeſellſchaft zu verweilen pflegte und er ſo mit der Verſicherung, die niemand von ihm verlangte, ſcheiden konnte, er werde morgen zeitlich wiederkommen.

Aber morgen war Sonntag, und Sonntags ging Ria immer mit ihrem Kinde zu Uffos Grab, und nachdem ſie dem Notar den Beſucher von geſtern für heute angeſagt hatte, ging ſie in die Kirche und nach Dornbach.

Die Kanzlei war an dieſem Tag geſchloſſen, aber in Glöckners Zimmer ſaß Paraszi und beſprach ſein

Geschäft viel länger als nötig, weil er immer hoffte, Ria werde heimkehren.

Zur Kirche und zu dem Grab in Dornbach? Das waren die Spaziergänge der armen Frau? Darum war sie so blaß und mager? Und das Kind, wie konnte das dabei gedeihen?

Der Graf stellte sich diese Fragen auf dem Wege nach Dornbach, wohin er fuhr, Ria aufzusuchen.

Er fand sie mit Uffo und Puck außen an der Kirchhofmauer im Grase sitzen, in Trauer versunken.

Sie staunte nicht, als sie ihn sah, sie errötete und erschrak nicht, wies nur auf ihren Plaid, der am Boden lag, und sagte einfach: „Da werden Sie noch am besten sitzen."

Das war die Ria von Pistyan! Er dankte und folgte ihrem Winke, und als der kleine Uffo anfing mit Puck herumzujagen, begann Paraszi: „Sie wissen, Fräulein Ria —"

„Ich bin die Witwe Ehrenz," sagte sie finster.

„Erlauben Sie, daß ich Sie noch Fräulein Ria nenne, bis ich vielleicht einst sagen darf: liebe, schöne, meine Ria!"

Sie sah ihn traurig an und sagte ruhig: „Ich weiß, lieber Graf, daß Sie mein Freund sind, und weiß es zu schätzen."

„Tun Sie mehr als das, vergelten Sie es," sagte er innig, „gehen Sie mit mir durchs Leben. O schütteln Sie nicht den Kopf, was hindert Sie? Sie sind allein, ich bin es, warum sollten wir uns nicht Gefährten sein können? Ich weiß, was Sie mir erwidern wollen,

ſprechen Sie es nicht aus, ich ſage es mir ſelbſt — Sie können kein zweites Mal lieben?“ — Ria nickte bejahend mit naſſen Augen. — „Ich fordere ja keine Leidenſchaft — ich bin kein Jüngling mehr, und ich bin lahm — aber eine treue innige Freundſchaft, die eine Frau dem Manne, den ſie achtungswert und treu befunden hat, jederzeit gewähren kann. Ich würde Ihnen ſagen: Ziehen Sie in mein Haus mit den Ihren, ſchalten Sie mit mir und meinem Eigentum wie mit etwas, das ganz Ihnen gehört, und erlauben Sie nur, daß ich Sie ſehen und lieben darf bis an mein Ende. Aber Sie würden die Meinung der Welt ſcheuen und es nicht tun, wenn es Ihnen auch Ihr Herz erlaubte. So kann ich nur ſagen: Ria! werden Sie meine Frau!“

Ria ſchwieg und weinte.

„Nicht heut,“ fuhr der Graf lebhaft fort, „nicht morgen. Wenn Sie ſich an den Gedanken gewöhnt haben werden. Aber — gewöhnen Sie ſich daran, Liebe, Gute, Schöne!“

Der Knabe kam nun geſprungen und Puck mit ihm. Paraszi ſtreichelte beide, nahm den Knaben zwiſchen ſeine Knie und erzählte dem Kinde, das ihn mit großen Augen unverwandt anblickte, wie ſchön es bei ihm zu Hauſe in Tiſſabér wäre, wie das Schloß in grünen Wieſen ſtehe, wo die Stuten mit ihren drolligen Fohlen weideten und die ſchönen Hengſte wiehernd ſich bäumten; wie man weit hinausblicke auf den ſchimmernden Strom, in dem die Fiſcher ihre Netze legten; wie die Auen wimmelten von Enten und Rohrhühnern und die Jäger

heimkehrten mit Beute beladen. Wie der Knabe da laufen könne mit seinem Puck und reiten auf einem kleinen Pferdchen mit rotem Zaum, und wie er die Mutter, wenn er es einmal erlernt habe, spazieren fahren könne und Puck sich endlich wieder auslaufen und klafterweit springen werde.

Ria saß gebeugt, die Hände um ihre Knie geschlungen und sah dem Knaben in das glückselige Gesicht, und er sprang auf sie zu und sagte mit leuchtenden Augen: „Gehen wir hin, Mutter!"

„Ja, gehen wir nach Hause, Uffo, Großmutter wartet auf uns mit der Suppe," sagte Ria, küßte den Knaben, stand auf und nahm Paraszis Arm, den er ihr bot

Er erbat sich die Gunst, sie nach Hause führen zu dürfen, und hätte gar zu gerne eine Einladung zur großmütterlichen Suppe bekommen, aber er wurde am Haustor mit einigen dankenden, aber unwiderruflichen Abschiedsworten entlassen.

Ria blieb den übrigen Tag schweigsam und in Gedanken vertieft, die Mutter fragte nicht um das, was sie erriet.

Der Werktag brach wieder an und mußte wirklich ein Werktag sein; es gab viel zu tun in der Kanzlei. Der Graf kam, sich mit dem Notar zu besprechen, Ria blieb bei ihrem Tische sitzen wie die anderen Schreiber. Paraszi, taktvoll, grüßte sie ehrerbietig beim Kommen und Gehen und reiste den Abend ab; unter den drei Hausgenossen war nicht mehr die Rede von ihm.

Der heiße lange Sommer nahte seinem Ende, und

der Notar sah übler aus denn je. Die Frauen trieben ihn fast mit Gewalt von seinem Tische weg ins Gebirge, und Ria sagte: „Geh doch endlich, Vetter Anton, ich will auch einmal Notar sein."

Sein unterdrücktes Lachen, welches nur der Kenner von einem Murren unterscheiden konnte, entschied über sein Los. Frau von Aroldi packte seinen Koffer, Ria bemächtigte sich seiner Kanzleischlüssel, Uffo und Puck traten ihm hundertmal auf die Füße, um zu sehen, ob er noch nicht bald gehe, ob der Wagen noch nicht unten stehe, ob der Lodenrock, den er herausnahm, grüne Aufschläge habe; endlich hatte er es satt und fuhr ab, unter dem Beifall seiner Peiniger.

Ria führte das Geschäft, welches im Sommer schwächer ging, ohne große Anstrengung mit Hilfe eines erprobten Konzipienten und referierte dem guten Vetter Anton zu seiner Zufriedenheit.

Aber bald kam eine seltsame Nachricht aus dem Gebirge:

Am Fuße des Staufen liegt ein hübsches kleines Wirtshaus mit einer hübschen kleinen Wirtin, und diese hatte eine hübsche kleine Muhme, welche sie aus Innsbruck zum Sukkurs kommen ließ, um ihr in der großen Herbstwanderzeit zu helfen, den Gästen ihren roten Tirolerwein zu kredenzen. Diese hübsche kleine Muhme, die rosenrote Marie, kredenzte dem Notar seinen Wein nun mit einem Lächeln, das ihm noch besser behagte als der Wein selbst.

Und so vom Wein zum Lächeln, vom Lächeln zum Erröten, vom Erröten zum Küssen, vom Küssen zum

Heiraten — in vier Wochen waren der lange blasse Notar und die kurze rosenrote Marie ein Paar, und der glückliche Gatte schrieb Ria seinen Roman so trocken als möglich und mit Paragraphen unterspickt:

„Ich bin verheiratet. Ihr seid nun drei Frauen im Hause, Ria bleibt mein bester Konzipient, Mutter Aroldi ist der Minister des Inneren, die rosenrote Marie der Küchenchef. Die Wohnung bleibt eingeteilt wie bisher, meine Marie wohnt bei mir und so weiter. Sie ist das beste Geschöpf, liebt Kinder und Hunde, und wenn Ihr einen Funken von Freundschaft für mich habt, so nehmt Marie auf als eine Zutat zu unserer Zufriedenheit und wollet nichts ändern."

„Der gute Mann!" sagte Frau von Aroldi, als sie den Brief gelesen hatte. „Gott segne ihn! Er verdient es, glücklich zu werden. Wir müssen eine Weile noch bei ihm bleiben, um ihm die Ehre zu machen, daß drei Frauen friedlich in einem Hause bestehen können, aber schließlich müssen wir doch fort. Ich denke, wir ziehen in eine wohlfeile kleine Stadt, wo wir vielleicht ein Gärtchen hätten und billig leben könnten."

Ria saß apathisch da, sie hatte keine Energie mehr zur neuen Gestaltung ihres Lebens und sagte eintönig: „Wie du meinst, Mutter! Aber wird mich ein anderer Notar nehmen? Sie wissen nicht, wie ich bin und was ich kann."

„Das wird sich finden. Wo es billiger ist, können wir vielleicht von meiner Rente leben."

„Aber Vetter Anton war doch recht gut mit uns,"

ſagte Ria wehmütig, und ihr mutloſer Ausdruck erſchreckte ihre Mutter.

„Der Sommer in Wien hat uns allen nicht gut getan," ſagte Frau von Aroldi abſichtlich, „du ſiehſt blaß aus, und Uffo ſieht auch nicht gut aus."

„Nicht gut aus, Uffo?" ſagte Ria auffahrend, und das Kind kam herein, weil er meinte, man habe ihn gerufen.

Ria faßte und trug ihn ans Fenſter. „Ja, er ſieht nicht gut aus! Er iſt blaß und mager! Fort, gehen wir fort! Er ſieht nicht gut aus!" rief ſie händeringend. „Uffo! biſt du matt?" Der Knabe antwortete mit einem Purzelbaum und verſchiedenen Turnerkünſten, die Puck zur Nachahmung reizten und die arme Ria endlich doch lachen machten.

Aber ſie war nun einmal geängſtigt und nur bedacht, wie ſie ihrem Kinde eine naturgemäßere Exiſtenz ſchaffen könne. Mutter und Tochter berieten ſich bis ſpät in die Nacht, aber am Morgen hatten ſie noch keinen Ausweg gefunden.

Was der Notar geſchrieben hatte, erwies ſich als wahr. Das Ehepaar kam an, wurde von den Hausgenoſſen herzlich empfangen, und die roſenrote Marie, die arme vielherumgepuffte Waiſe, die ſich in allerlei Menſchen und Verhältniſſe ſchon geſchickt hatte, ſchickte ſich auch in dieſe.

Sie faßte eine ſchwärmeriſche Liebe zu ihrer Couſine Ria, und alles war Wohlwollen und Einigkeit; aber Mutter und Tochter waren doch entſchloſſen, ſo bald es ohne Kränkung möglich ſein werde, den Edelmut

des Notars auf keine weitere Probe zu stellen, obwohl er selbst stolz war auf das schöne Zusammenleben seiner drei Frauen, wie er in seiner Paschalaune zu sagen pflegte.

* * *

Mitten in der eifrigsten Arbeit unterbrach an einem recht heißen Tage der Briefträger die fleißige Ria, indem er einen graugrünen Brief von wunderlichem Format auf ihr Pult legte. Sie besah das Postzeichen „Quendlin" und warf ihn in den allgemeinen Briefkorb.

„Geht mich nicht an," sagte sie auf die Frage des Notars, „Quendlin!"

„Quendlin," rief der Notar, „das geht dich wohl an, es ist die große Waldherrschaft, wo dein Schwiegervater haust. Mach den Brief auf."

Ria tat es und las:

„Euer Gnaden! Herr Jodokus ist heute früh ohnmächtig auf dem Boden bei seinem Bett gelegen, bitte, mit einem Doktor zu kommen, und bitte, Anstalt zu machen, unser Bader sagt, es ist gefährlich. Und ich weiß die Adresse nur von Euer Gnaden, weil ich manchmal Geldbrief aufgegeben hab', und Graf Adalbert ist weit weg in der Türkei.

Poli Preiner."

„Da ist kein Augenblick zu verlieren, packe ein für ein paar Wochen, zieh dich warm an und fahren wir fort. Einen Arzt können wir von Wirsing mitnehmen, ich kenne dort einen," rief der Notar eifrig.

„Geh allein, Vetter Anton; wenn Herr Ehrenz noch lebt bei unſerer Ankunft, wird er ſich höchſtens ärgern. Er liebte mich nie und hat Uffo hart genug behandelt," ſagte Ria bitter.

„Du mußt mit, es handelt ſich um ein großes Vermögen," entgegnete der Notar.

„Ich will nichts davon haben."

„Das könnteſt du für dich allein ſagen, aber als Uffos Vormünderin darfſt du es nicht."

„Du biſt der Vormund, du biſt Notar, du kannſt alles allein machen."

„Ja, wenn aber der Mann nicht ſtirbt, gelähmt, krank, einſam daniederliegt? Willſt du dich rächen?"

Ria ging ihren Koffer packen, und der Notar zog drei Hemden übereinander an, tröſtete ſeine roſenrote Marie, während ſie ihm weinend ſeine grauen Wollſtrümpfe über den Knien feſtband, hieß alle ſeine alten Pelze herbeiſchleppen aus den Schichten von Pfeffer, in welchen ſie gelegen, nieſte unaufhörlich zwiſchen ſeinen Anordnungen; ließ ſich Malaga, Schokolade, Brominzenzelteln von Frau von Aroldi in alle disponiblen Säcke ſtecken und fuhr endlich mit Ria zur Bahn. Uffo und Puck hatten den Abſchied verſchlafen.

Nachdem Jodokus Ehrenz die Herrſchaft Quendlin gekauft, den Grafen Adalbert Rödern an die Gewähr hatte ſchreiben laſſen und ſeinen Gegenſchein wohl verwahrt hatte, machte er ſich los von ſeinen Verbindlichkeiten in Wien, verſorgte alle reichlich, die ihm gedient hatten, und zog nach Quendlin.

Es war gar ſchön im Schloſſe, als ſich die

Staubwolken, die Frau Monika von dienstbaren Geistern hatte aufjagen lassen, verzogen hatten; als die Fensterscheiben, rein gescheuert, die Sonne und den Mond freudig widerstrahlten; der Estrich glatt und glänzend dem Eintretenden fast Bedauern machte, daß er seinen Fuß draufsetzen mußte; die Parkette der großen Gemächer die Tänzer zu erwarten schienen, die darauf herumfliegen sollten; die Messinggriffe und Beschläge funkelten, die Betten ihre Kissen blähten und die Sofas zur Ruhe einluden. Und es ging auch lebhaft genug dort zu. Es wurde Tag für Tag in den Wäldern und Auen gejagt und nach der Jagd getafelt und gespielt. Die Nachbarn von nah und fern drängten sich zu diesen Vergnügungen, und Jodokus gefiel sich darin, Adalbert als den gastfreiesten Wirt erscheinen zu machen und sich als Majordomus zu zeigen.

Als aber die Kunde von Uffos Tode dahinkam, wurde es auch stille in Quendlin. Der Vorwurf flüsterte in den weiten Hallen, das Gewissen pochte an die hohen Türen, die Reue schlich sich in die traulichsten Gemächer, der Tod sah durch die hellen Fensterscheiben.

Bertel brüskierte alle seine Freunde, Jodokus floh sie.

So saßen die beiden Männer endlich allein und finster einander gegenüber am flackernden Kaminfeuer, und jeder fragte sich schaudernd: „Bin ich Uffos Mörder?"

Die schöne stille Gestalt schritt an den Sinnenden vorüber, und die wunderbaren Augen klagten sie beide an.

Adalbert mußte ſein Geſicht verhüllen und Jodokus ſein Herz zuſammenpreſſen, und doch dachte keiner: „O, hätt' ich's nie getan!"

Denn Adalbert hatte ſeinen Haß gegen Uffo großgezogen mit den glühenden Bildern ſeines Wonnelebens und Jodokus ſeinen Grimm genährt mit den Trümmern ſeiner zerſtörten Pläne.

Den Schlag, den Graf Adalbert unwiſſentlich auf Uffos ſchuldloſes Haupt geführt hatte, er wiederholte ihn in Gedanken tauſendmal, ſeit Uffo Ria beſaß. Denn wenn er, vom benachbarten Quendlin kommend, im Forſthaus einſprach und die arme einſame Frau Stur, der das Los ihrer teuren Kinder eine tiefe Herzenswunde geſchlagen hatte, zum Erzählen aufforderte, bohrte er ſich den Stachel immer tiefer in die Bruſt. Und doch trieb es ihn immer wieder und wieder, zu forſchen nach allem, was Uffo und Ria unter dem Dache des Forſthauſes getan hatten, und der Forſtmeiſterin von der Mordnacht an alles abzufragen, was ſie von den beiden wußte und nur zu gern erzählte, als, wie ſie ſagte, die letzten Freuden ihres Lebens.

Wenn ſie auf die glühende Liebe zu reden kam, die beide füreinander gefaßt hatten, ballte Graf Adalbert die Fauſt, knirſchte mit den Zähnen, ſtieß die Hunde mit dem Fuß, daß ſie heulten, und wenn Frau Stur, über dieſe Wirkung ihrer Worte erſtaunt, eine Erklärung wollte, ſtand er wild lachend auf und ſagte: „ſie erzähle gar ſo lebendig, und es ſei ſo ſeine Art, wenn ihn etwas ergreife."

Dann ritt er fort, und an der Stelle, wo Uffo

gefallen war und die jetzt ein Christusbild schmückte, langsam trabend, sagte er vor sich hin: „Gut, daß ich ihn schon erschlagen habe, sonst täte ich's heute."

Und der alte Jodokus hatte seinen einzigen Sohn ruhig und bewußt verstoßen und verloren und würde bei der Heimkehr desselben, wenn sie noch möglich gewesen wäre, nie ein Kalb geschlachtet haben.

Aber daß er so schnell und so schrecklich geendet hatte, das traf sie beide gleich schwer.

Auch die äußeren Verhältnisse drückten Bertel. „In Wien," dachte er, „ist der rechtmäßige Erbe all dieser Pracht und lebt von der Armut seiner Mutter." Der Reichtum von Quendlin ekelte ihn an. Die hohen Zimmer schienen ihm Räuberhöhlen, das Schloß ein Gefängnis; die schönen Bäume ärgerten ihn, da sie lustig wuchsen. Und für wen? Und für was?

Die Jagd war ihm ein Entsetzen. Die brechenden Augen des verendenden Tieres mahnten ihn an Uffos Augen, die durch seine Schuld sich schlossen, und an jene anderen armen Augen, die in Tränen fast erblindeten.

„Es kann so nicht bleiben, was sollen wir tun?" fragte er eines Abends plötzlich den stummen Ehrenz.

„Was denn tun?" erwiderte Jodokus ärgerlich.

„Schick ihnen Geld," sagte Adalbert.

„Wem?" fuhr Jodokus auf, „der Frau und dem Kinde? Sie können von dem leben, was sie haben."

„Sie muß von ihrer Mutter leben, sie hat gar nichts. Ich hätte ihnen längst etwas geschickt, wenn ich meine elende Apanage nicht bis zum letzten Kreuzer brauchte."

„Da," sagte Jodokus, „lies! Und dann gib ihnen etwas." Er stieß Bertel ein gestempeltes Papier hin aus seiner Tasche.

„Empfangsschein über die Summe von 200, sage zweihundert Gulden, welche Endesgefertigter von Herrn Jodokus Ehrenz für den Verein zur Unterstützung geheilt entlassener Irrsinniger erhalten hat.

Dr. Kranich als Vorstand."

„Was heißt denn das?" fragte Bertel ungeduldig.

„Das heißt, daß ich jedesmal eine solche Quittung bekomme, so oft ich an Frau von Aroldi Geld schicke. Nun laß ich es bleiben; mögen sie verhungern mit ihrem Rangen, meinetwegen."

Und dabei blieb es.

Aber Jodokus war zu sehr an Tätigkeit gewöhnt, als daß er sich jetzt müßig in Gram und Ärger verzehrt hätte. Er baute Fabrik um Fabrik, fing immer neue Unternehmungen an und zog Bertel mit hinein in seine Pläne.

Statt des Wildes, das nun ruhig sich vermehren konnte, trieben sie den modernen Sport, die heiße Jagd nach Geld. Für Jodokus war das längst eine Gewohnheit, für Bertel war es ein neuer und spannender Zeitvertreib.

Der Erfolg, überraschend für den in Müßiggang und Zwecklosigkeit aufgewachsenen Jüngling und immer noch anregend für den alten Geschäftsmann, trieb sie zu immer neuen Unternehmungen, und die Jahre gingen, nur von Zahlen bezeichnet, vorüber an zwei liebeleeren Herzen.

Endlich war Graf Adalbert auch ein reicher Mann und wollte es bleiben. Er übergab Jodokus seine Angelegenheiten und machte eine weite Reise. Aber Uffos Schatten wäre ihm auch um die Welt gefolgt.

Jodokus trieb es fort und fort, wie er es gewohnt war. Selten ließ er sich in Littwitz sehen und dann nur im Kabinett des Fürsten, der ihm ein treuer Freund blieb und dankbar war für die praktische Richtung, in die er seinen Sohn gebracht, und für die Uneigennützigkeit, mit welcher er ihn zum Teilnehmer seiner Gewinste gemacht hatte.

Auch in Littwitz war manches, doch nur zum Guten verändert.

Die Kinderschar, mit welcher Agnes ihren Wolf zu beschenken begonnen hatte, war noch gewachsen und mit ihr das Glück des Paares.

Johanna hatte nach langem Wählen und manchem vergeblichen Versuche, in einem Hochgebornen das Ideal ihres Herzens verwirklicht zu sehen, einen braven hübschen Jungen mit ihrer Hand beglückt, der in unabsehbarer Reihe und Ausdehnung nur Kammerherren, Maltheser und Sternkreuzordensdamen zu den Seinen zählte. Sie hatte in ihrer klugen und charaktervollen Weise das Verhältnis mit ihrem erwählten Gemahl aufs freundlichste und passendste gestaltet, indem sie, die geistvollere und reichere, die Herrschaft übte, die ihr gebührte, und ihm taktvoll den Schein derselben wahrte.

Mela war nach Johannas Entfernung aus der

zweiten Rolle in die erste gerückt und gefiel sich sehr darin, und die Fürstin Lori, täglich bequemer und der Verpflichtungen und Ehren ihrer Stellung müder, überließ der Tochter gerne die Führung des Haushaltes und der Schwiegertochter die Repräsentation. Sie selbst, wenn sie nicht auf ihrem Balzac liegend Zeitungen las, hielt sich meistens im Kinderzimmer auf, wo eine Schar mutwilliger Knaben und frischer Mädchen sie mit ihren Spielen und Schnurren zu dem zurückführte, was sie einst am meisten geliebt hatte, zu der reinen unverfälschten Natur.

Von Ria und ihrer Mutter war manchmal an einsamen Abenden unter den Damen die Rede, in der freundlich-kühlen Weise, mit der Aristokratenfamilien ihre ihnen doch stets unbequemen bürgerlichen Verwandten erwähnen.

„Was wohl aus den beiden geworden sein mag?“ fragte die Fürstin, ein Gähnen dieser Frage wegen überwindend. „Meine gute Agathe hat wirklich kein Glück! Aber auch eine Heirat so übereilt zuzugeben!“

Die gefühlvolle Agnes plädierte wie gewöhnlich für die Liebe, die alles überwinde, selbst das Bewußtsein einer mésalliance.

Die sanfte Mela bedauerte ihre liebe herzige Ria, und nur Johanna, wenn sie zufällig zu solch einem Gespräche kam, fand es unverantwortlich, daß niemand von ihrer Familie sich die Mühe genommen habe, die beiden verlassenen Frauen, die sich so tief verborgen hatten, aufzusuchen, um wenigstens zu fragen: „Braucht

ihr nichts?" Sie selbst hätte es gewiß getan, wenn sie nicht zur Zeit, als das Unglück geschah, auf ihrer endlosen Hochzeitsreise begriffen gewesen wäre. Nun sei es aber nahezu unmöglich, die Spur der Unglücklichen aufzufinden. Es gehöre ein Mann dazu, man müsse sich an die Behörden wenden, die Polizei in Bewegung setzen. Aber ihr guter Franzi, so hieß der Graf Schele, den sie erwählt hatte, mit seinem Hausnamen, machte keine Miene, der Mann zu sein, sich von ihr zu trennen und der Frau Ehrenz wenigstens durch die ganze österreichische Monarchie nachzurennen. „Denn, wenn er sie auch fände, so wäre es am Ende doch nur die Frau Ehrenz," dachte er; zu sagen wagte er es nicht, denn Johanna war zuweilen heftig und der passive Widerstand jedenfalls am wenigsten gefährlich.

So blieben die Frauen verschollen, und das Leben in Littwitz ging seinen Gang.

Auf dem Schlosse zu Quendlin aber herrschte jetzt Totenstille.

Alle Gemächer waren geschlossen bis auf die beiden Zimmer im Halbstock, die Herr Jodokus bewohnte, und die ebenerdige Wohnung der Zimmerwärterin. Diese aber, die Frau Monika, bewachte mit ihren lichtblauen Augen die entstellten Züge ihres jetzigen Herrn, der ihr, wenn auch kein hoher, doch ein guter Herr gewesen war, und die alte Frau weinte.

Die frische Poli huschte hin und wieder zwischen den beiden Wohnungen, Tee, Suppe, Wasser, oder was die erfahrene Krankenwärterin verlangte, zu bringen.

Die zwei Stallknechte waren konsigniert und mußten ein gesatteltes Pferd bereit halten auf Befehl des Arztes, ihn sogleich zu holen, wenn es schlimmer würde mit dem Kranken.

Herr Jodokus Ehrenz aber lag betäubt auf seinem Lager. Seine energischen Züge waren erschlafft von dem Schlaganfall, den er erlitten hatte, sein Gesicht hatte etwas Hängendes, Blödsinniges.

Der unbeugsame Wille, der in den letzten Jahren diese Züge noch schärfer ausgemeißelt hatte, war gebrochen, aber nie gebeugt worden. Er konnte nur gar nichts wollen; oder das, was er einmal gewollt hatte; und sein Testament war dessen Zeuge.

Da der Arzt von Wirsing ohnehin Jodokus' Arzt war, nahm ihn der Notar mit, als sie dort durchkamen, und fuhr mit ihm nach Quendlin.

Die alte Monika kam, als sie den Wagen rollen hörte, den Ankommenden in ihrer altgewohnten ehrerbietigen Höflichkeit entgegen, nahm ihnen ihre Mäntel und Pelze ab und führte sie ins Krankenzimmer; Poli mußte auch ihr Stumpfnäschen dabei haben und schlüpfte hinterdrein.

Der Arzt untersuchte den Kranken genau und gab wenig Hoffnung. Er ließ sich ein Bett ins Krankenzimmer stellen, Herr Glöckner quartierte sich in Jodokus' Schreibzimmer ein, und Ria ging mit Monika in deren Wohnung hinab.

Die Nacht verging ruhig, aber der Kranke kam nicht zum Bewußtsein; erst gegen Morgen, als der Notar an sein Bett trat, schien er etwas zu suchen.

Glöckner reichte ihm die Gegenstände, welche auf seinem Nachttisch lagen, einen nach dem andern. Einen kleinen Schlüssel behielt Jodokus in der Hand, dann seine Augen aufreißend, stammelte er: „Gegenschein!“ und sank, abermals vom Schlage getroffen, auf seine Kissen zurück. Von da an röchelte er und verschied in der darauffolgenden Nacht, ohne eine Wort mehr gesprochen zu haben.

Den kleinen Schlüssel nahm der Notar aus seiner erkaltenden Hand und rief dann Ria, die diese Nacht angekleidet teils im Krankenzimmer, teils im Schreibzimmer auf dem Sofa zugebracht hatte.

Sie kniete nieder an der Leiche des Mannes, der sie ohne ihre Schuld gehaßt hatte, küßte die kalte Hand, die grausam, nie segnend sich für sie erhoben hatte, und gab der entfliehenden Seele die heißesten, süßesten Grüße mit für jene andere geliebte Seele.

Der Notar hob sie auf und sagte: „Ria, du wirst dich erkälten, es ist erst drei Uhr, du könntest vielleicht noch schlafen?“

„Ich kann nicht,“ sagte Ria, „aber ich will bei dem Toten bleiben, lege dich nieder im Schreibzimmer.“

Der Notar nahm den Antrag an, denn er liebte die Gesellschaft der Toten nicht und hatte die Nacht bei dem Sterbenden ohnehin durchwacht, da der Arzt, alle Hoffnung aufgebend, den Abend vorher nach Wirsing zurückgefahren war.

Ria überdachte, an dem Totenbett sitzend, ihr Geschick und fand es hart.

War ihr kleiner Uffo der Erbe dieſes Toten, welche Ironie des Schickſals!

Was war dem Kinde, was war ihr der Reichtum?

Und der, welcher ihn gewünſcht hatte, ihr teurer Toter, der ſo gern das Gold zu ihren Füßen geſtreut und die Welt damit beglückt hätte, er mußte, von dem ſtrengen Vater verſtoßen, arm ſterben!

Sie faßte einen wahren Haß gegen das Gold und wäre am liebſten gleich wieder nach Hauſe gefahren, alles im Stiche laſſend. „Da iſt kein Segen zu hoffen von dem, was man ſo hingeworfen bekommt wie der Hund ſeinen Brocken, ich für mich mag nichts davon,“ dachte ſie.

Am Morgen erwachte der Notar geſtärkt, und Frau Monika heraufholend, erklärte er ihr, daß er das Teſtament eröffnen werde, um danach Beſtimmungen wegen des Begräbniſſes zu treffen, und daß er Zeugen bei dieſer Amtshandlung wünſche.

Frau Monika ließ den Pfarrer und den Schulmeiſter herüberbitten, und Glöckner nahm aus dem Pult des Verſtorbenen das Teſtament.

Er fing an zu leſen und rieb ſich die Augen; er traute ihnen nicht, ſeinen guten ſcharfen Augen, denn das Teſtament fing an: „Da ich keine Leibeserben habe —“

„Was?“ ſchrie Glöckner empört, „wo iſt Ria, ſie ſoll gleich heraufkommen —“

Als ſie kam, ſagte er: „Setze dich,“ denn er fürchtete, ſie könnte ohnmächtig werden, und als der

Pfarrer und alle Anwesenden ein Gleiches getan hatten, fing der Notar langsam wieder an:

„Da ich keine Leibeserben habe, weil mein einziger ehelicher Sohn, Uffo Ehrenz, Rittmeister im dritten Dragonerregiment, als minderjährig und daher nicht berechtigt, ohne meine Einwilligung zu heiraten, eine von mir nicht erlaubte, daher ungültige Ehe geschlossen hat, das daraus entsprossene Kind ein uneheliches, er selbst aber bereits ein Jahr laut beiliegendem Totenschein gestorben ist, soll mein ganzes bewegliches und unbewegliches Eigentum in den Besitz meines teuren Gefährten, des Grafen Adalbert Rödern, des Sohnes meines ältesten und besten Freundes, des Fürsten Hieronymus Rödern, zur freien Verfügung übergehen.

Er soll nur gehalten sein, meine Beamten und Diener ihrem Kontrakte gemäß zu pensionieren und ihnen außerdem eine einjährige Gage, von meinem Todestage an gerechnet, auszuzahlen.

Frau Monika soll in ihrer jetzigen Wohnung belassen werden, ihre jetzigen Bezüge verdoppelt erhalten und es soll ihr ein Kapital von 10000, sage zehntausend Gulden sogleich ausbezahlt werden.

Meine Leiche soll nicht seziert, von Frau Monika angekleidet, unter ihren Augen in den Sarg gelegt und derselbe von ihr mit einem Schlüssel verschlossen werden, den sie aufzubewahren hat.

Was die Ansprüche betrifft, welche die Person in ihrem oder ihres Kindes Namen erheben könnte, die in unehelicher Gemeinschaft mit meinem Sohne

Uffo Ehrenz gelebt hat, so verweise ich sie einfach auf beiliegenden Taufschein, von der Pfarre zu den Schotten ausgefertigt, von dem Jahre 1828 datiert, welcher den authentischen Beweis der Ungültigkeit ihrer Ehe liefert.

Jodokus Ehrenz, Bankier."

Der Notar fiel seiner ganzen Länge nach in den Armstuhl des Verstorbenen zurück, Ria trat vor Zorn bebend an das Bett, riß das Tuch von dem Gesicht der Leiche und rief: „Was, mein Uffo ein Betrüger! mein Kind ein Bastard! Toter, du lügst! du lügst! Ich sage es dir in dein steinernes Gesicht, du lügst!"

Sie brach in ein wildes Weinen aus und warf sich fassungslos auf den Boden.

Der Notar hob sie auf und sagte: „Hast du nicht deinen Trauschein und Uffos Taufschein mitgenommen, wie ich dir auftrug?"

„Ich habe beides," sagte Ria und holte die Papiere aus ihrer Handtasche.

„Der Taufschein ist eine Abschrift," sagte der Notar, „und trägt das Datum 1827. So wäre es wohl in der Ordnung, aber wo ist das Original?"

Er suchte in dem Pult, und da lag ein gesiegeltes Paket mit der Aufschrift „Papiere meines Sohnes Uffo", und auf einem Stoß Rechnungen von allen Arten, eingelösten Wuchererschuldscheinen, Quittungen von Freunden und Kameraden über bezahlte Schulden lag der vergilbte Originaltaufschein mit der Jahreszahl 1828.

Es war begreiflich, daß Uffo, früh hinausgestoßen aus dem elterlichen Hause in ein Pensionat, seinen Geburtstag, der nach dem Tode seiner Mutter nie mehr gefeiert worden war, selbst vergessen hatte und daß irgend ein dienstfertiger Schreiber, als Uffo Soldat werden wollte vor dem gesetzlichen Alter, aus dem Achter einen Siebener fabrizierte.

Uffo selbst hatte wohl längst darauf vergessen und Herr Jodokus, der sich über seinen Sohn mehr ärgerte als um ihn kümmerte, nie darum gewußt.

Wie der Irrtum entstanden war, wer konnte es wissen? Glöckner hatte Uffos Taufschein bei den Wertpapieren, die ihm von seinem Vater als mütterliches Erbteil übergeben worden waren, seit einigen Jahren in seiner Verwahrung und dessen Richtigkeit nie bezweifelt. Auf diesen Taufschein hin hatte er die Dispens von dem Aufgebot bewirkt. Vor Gericht aber mußte die Ehe als ungültig erklärt werden; der Notar stand ratlos da, Rias Prozeß war verloren, noch ehe er ihn anfing!

„Gehen wir fort," sagte Ria dringend, „wir gehören nicht hierher. Laß den Fürsten holen, wir sind Erbschleicher."

„Der Fürst kann unser Herkommen nicht mißdeuten; wir glaubten uns als des minderjährigen Knaben Vormünder im Recht und wurden noch überdies von Frau Monika gerufen."

Die alte Frau nickte weinend mit dem Kopfe, die arme junge Witwe erbarmte ihr so sehr.

Der Notar fuhr fort: „Ich erwarte von der

Gerechtigkeit des Fürſten, daß er uns nicht verdächtigt; denn wäre der unſelige Schreibfehler in der Taufſcheinkopie nicht geweſen, welchen der rachſüchtige Mann ſo furchtbar ausgebeutet und wohl ſchon in dieſer Abſicht nicht früher aufgedeckt hat, ſo wäre dein Sohn der rechtmäßige Erbe dieſes Hauſes, und wir wären verpflichtet, ſein Recht zu wahren. Vielleicht kann der Fürſt —"

„O nein," rief die aufgeregte junge Frau, „kein Wort, keine Bitte! Ich nehme kein Almoſen —"

„Nicht für dich, Ria, und nicht betteln will ich, aber deinem Sohne ſeinen Namen zu erhalten, werde ich alles Mögliche verſuchen. Ich werde nach Littwitz fahren; getrauſt du dich allein nach Hauſe zu reiſen?" fuhr der Notar fort.

„Gewiß," ſagte ſie hart.

Die Zeugen dieſer Szene gingen mit verſchiedenen Anſichten nach Hauſe, aber alle tadelten die Härte des Toten; zu leben hätte er ihr doch wenigſtens geben können! Und was hatte er denn gegen die herzige Frau? Der Pfarrer, ein milder Mann, meinte, man ſolle mit ſeinem Fleiſche auch die fleiſchlichen Gedanken an ſeinem Grabe ablegen und die geballte Fauſt nicht noch aus dem Jenſeits drohend herüberſtrecken.

Frau Monika nötigte Ria noch Tee zu trinken, ehe ſie fortging, packte ſie dann warm ein und ſah ihr mit von Tränen verdunkelten Blicken nach, wie ſie gen Littwitz fuhr mit dem Notar.

* * *

Als sich Glöckner so früh am Morgen bei dem Fürsten melden und sagen ließ, daß er von Quendlin komme, wußte dieser, dem Jodokus' Erkrankung angezeigt worden war, daß es sich um etwas Ernstes handle. Er kam rasch im Schlafrock in den Salon und brach erschüttert zusammen, als er den Tod seines treuesten Freundes erfuhr.

Der Notar gab ihm Zeit, sich ein wenig zu fassen, indem er in den mitgebrachten Papieren kramte, und reichte dann dem Fürsten des alten Jodokus Testament.

„Um Gotteswillen," rief der Fürst, „welche Grausamkeit! Adalbert wird diese unselige Erbschaft nie annehmen, aber Frau und Kind ihres Namens berauben: wem konnte so etwas einfallen! Beide rechtlos erklären!"

„Ja, rechtlos, Durchlaucht," sagte der Notar, „und der Verzicht des Grafen Adalbert auf die Erbschaft könnte das Übel nur ärger machen: die Konvokation der Erben wird vielleicht entfernte Anverwandte oder solche, die es zu sein vorgeben, herbeilocken und das alsdann herrenlose Gut würde vielleicht in jahrzehntelangen Prozessen, ohne Nutzen für den kleinen Uffo, aufgezehrt werden."

„Was sollen wir aber machen?" sagte der Fürst verzagend. „Es ist ein Raub an der Frau und dem Kinde, und sie sollen doch nicht nebst der Schmach noch die Armut tragen."

„Es ist nichts von Rechts wegen zu machen, wenn nicht Herr Jodokus eine Klausel, einen geheimen Vertrag irgendwo verborgen hat, den er, durch seinen

Tod verhindert, niemand entdecken konnte. Und von Gnaden wegen iſt auch nichts zu machen, denn Rias Stolz iſt ſo unbeugſam wie der Haß des Erblaſſers."

„Suchen Sie, lieber Dr. Glöckner," ſagte der Fürſt, „ſparen Sie keine Zeit und Mühe, ich beſchwöre Sie!"

„Ich werde alles tun, was meine Pflicht iſt als Vormund des Knaben und als nächſter Verwandter der Witwe. Aber ſo kann ich nicht nach Quendlin zurückfahren, ich muß Eure Durchlaucht um eine Vollmacht und um einen Begleiter bitten, ſonſt lege ich hiermit die Pult- und Kaſſenſchlüſſel in Ihre Hände und kehre nach Wien zurück, das Kirchenbuch und den unſeligen Kopiſten des Taufſcheines aufzuſuchen."

„Ach Gott! Gehen Sie nur nicht fort," ſagte der Fürſt ängſtlich, „frühſtücken Sie mit uns, indes ich die Vollmacht ſchreiben laſſe und meinen Sekretär beauftrage, Sie zu begleiten. Aber wo iſt Ria?"

„Sie fuhr mit mir hierher und dann zum Bahnhof. Sie kehrt nach Hauſe zurück," ſagte der Notar.

„Unglückſelige Ria!" ſeufzte der Fürſt. „Sie hatte nicht einmal das Herz, zu uns heraufzukommen, zu ihren Verwandten, wie ſoll ſie vor Fremden erſcheinen?"

„O, Ria hat ein ſtarkes Herz, ſie wird es im Kampfe noch ſtählen," ſagte der Notar.

Der Fürſt ging ſich ankleiden, der Notar ſtellte ſich an den Kamin, in Erwartung ſeiner Vollmacht, und überlegte.

Von Zeit zu Zeit bekam er einen Wutanfall, dem

er durch Händereiben, Augenrollen und donnerähnliches Murren Luft machte. Er starrte so lange in die Nacht dieses Rechtsfalles, bis ihm ein Funken darin zu tanzen anfing; ein kleiner lichter flackernder Punkt, und dieser Punkt wurde zu einem Worte, und das Wort war dasjenige, welches Jodokus mit dem letzten Bewußtsein ausgesprochen hatte, und hieß: „Gegenschein!"

„Der Gegenschein! Wer hat ihn? Wo ist er? Was sagt er?"

* * *

Ria kam allein, erfroren, stumpfsinnig nach Hause. Anfangs konnte sie ihrer Mutter, die über ihre schnelle Rückkehr staunte, gar nicht antworten. Endlich taute sie auf, und als Uffo herübergelaufen kam von den Knaben der Nachbarin, mit welchen er manchmal sich austoben durfte, ging ihr Herz auf in Tränen und Klagen.

Frau von Aroldi war empört. „Der böse, verstockte, alte Geizhals," rief sie, „seinen Enkel schädigen und schänden?" Und Wochen vergingen, ohne daß Ria einigermaßen ruhig mit ihr über die Sache sprechen konnte; sie fühlte, sie müsse Mut fassen und ihre Mutter stützen, der die Aufregung täglich gefährlicher wurde und die schon zu fiebern anfing vor Zorn und Kränkung. So fuhr sie nach Dornbach zu dem einzigen, dem sie alles sagen konnte, den man ihr im Grabe noch nehmen wollte, zu ihrem Uffo.

Nachdem sie sich lange mit ihm besprochen und ihr Leben mit ihm nochmals durchgelebt hatte, warf sie

ſich zum Abſchied auf die ſchneebedeckte Erde, unter welcher das Herz, das ſie ſo ſehr geliebt hatte, moderte, und ſagte, dieſe heilige Erde küſſend: „Ich danke dir, mein Uffo! für das höchſte Glück, das du mir gegeben haſt, ſo lange ich dich hatte, ich danke dir auch jetzt für mein Unglück! Was mir von dir kommt, ich drücke es an meine Bruſt — Wonne, Schmerz und Schande!“

Dann ſtand ſie gefaßt auf, hob ein Büſchel dürrer Blätter, die der Wind zuſammengetrieben hatte, von dem Grabe auf, und ſie auf ihren Hut ſteckend, ſagte ſie: „Das iſt mein Feldzeichen, dir nach, mein Offizier! Du haſt keine Memme angeworben!“

So kam ſie faſt heiter nach Hauſe. Aber ihrer armen Mutter war das letzte Ereignis auch der letzte Tropfen geweſen, der das Glas überfließen macht; Ria fand ſie im Bette und die roſenrote, herzensgute Marie bei ihr ſtehend mit einer Taſſe Tee in der Hand.

„Was iſt?“ ſagte Ria erſchrocken.

Die Mutter antwortete: „O nichts, mir iſt nur kalt!“

Marie aber ſagte leiſe zu Ria: „Sie hat einen Fieberfroſt gehabt, und ich ſchickte um den Arzt.“

Die arme Mutter quälte ſich Tag und Nacht um das Schickſal ihrer Tochter und ihres Enkels, kein Mittel des Arztes verfing, denn die Seele war krank. Ohne Vermögen und ohne Namen, alles verloren, auch die Ehre! Sie nahm ſichtlich ab, und Ria befürchtete das Schlimmſte. Und ſie ſollte ihre Mutter morden? Um ihretwillen ſollte ſie ſterben?

Abends, als die beiden jungen Frauen traurig flüsternd am Bette der alten Frau saßen, rief die Hausglocke den Diener an die Türe und Ria hinüber in die Kanzlei.

An dem Pult, wo er sie zuerst wiedergesehen hatte, stand der Graf Paraszi und grüßte sie entzückt.

„Aber warum sind Sie so blaß? Ist es wahr, was man mir schrieb, daß Herr Jodokus Ehrenz gestorben ist und seinen Enkel enterbt hat?"

„Mehr als das," sagte Ria mit ruhigem Trotz, „ich bin nach Herrn Jodokus' Testament nie Uffos rechtmäßige Frau gewesen, und mein Kind ist ein Bastard. Fliehen Sie uns! Wir sind Gezeichnete, und der Fluch folgt unseren Schritten."

Sie grüßte mit Hand und Haupt und wollte gehen, aber Paraszi hielt sie fest und fragte: „Wohin?"

„Zu meiner Mutter, sie ist sehr krank."

„Ist sie bei Bewußtsein?" fragte hastig der Graf.

„O ja, aber im Fieber und sehr schwach."

„Ich muß sie sprechen," sagte der Graf, und als Ria eine abwehrende Bewegung machte, wiederholte er entschieden: „Ich will und werde sie sprechen und um so mehr, wenn Gefahr für ihr Leben vorhanden ist."

Er sagte das mit einem solchen Tone der Autorität, daß er Ria imponierte und sie ihm mechanisch voranging.

An der Türe des Krankenzimmers besann sie sich wieder und sagte, auf einen Stuhl zeigend: „Warten Sie gefälligst, bis ich angefragt habe," und trat ans Bett ihrer Mutter, die im Halbschlummer lag.

„Geh, Marie, ſag dem Grafen — er ſitzt draußen —, die Mutter ſchläft und kann ihn nicht ſprechen — und ſchick ihn fort," flüſterte ſie der Roſenroten zu.

Als Marie aufſtand und ſich in gewohnter ruhiger Weiſe ihres Auftrages entledigen wollte, wendete ſich die Kranke plötzlich gegen ſie, hielt ſie mit einem herriſchen Winke auf und rief: „Herein, Graf Paraszi, herein!" Und er trat ein.

„Haben Sie gehört," ſagte ſie ſchnell und fieberhaft ſprechend, „Tochter und Enkel ehr- und namenlos!" Sie rang die Hände, und die Tränen netzten ihre rotgezirkelten Wangen.

Ria winkte dem Grafen mit flehender Gebärde fortzugehen, um die arme Kranke zu ſchonen, aber er ging ſtatt deſſen auf Ria zu und faßte ihre Hand, führte ſie an das Bett ihrer Mutter und ſagte förmlich: „Ich, Graf Geza Paraszi, habe die Ehre in Gegenwart dieſer Dame, der Frau Doktor Glöckner, Sie, Frau von Aroldi, um die Hand Ihrer Tochter, des Fräuleins Ria von Aroldi, zu bitten. Ich liebe ſie, ſeit ich ſie das erſtemal in Piſtyan ſah; alles, was dazwiſchen liegt, war eine gottgeſandte Prüfungszeit. Ich bin frei und unabhängig, reich und angeſehen, meine Frau, ihr Kind und ihre Mutter wird niemand zu beleidigen wagen, ſo lange ich atme; und ehe ich ſterbe, werde ich ſie ſo ſtellen, daß ſie wohl verſorgt und ruhig leben können. Geben Sie mir Ihre Tochter, liebe Mutter, geben Sie mir Ihre Hand, liebe Ria! Machen Sie mich endlich und für immer glücklich!" ſetzte er innig hinzu.

Frau von Aroldi setzte sich in ihrem Bette auf und sagte: „Nehmen Sie meine Ria und lieben und ehren Sie diese brave Frau, wie sie es verdient," und sank erschöpft zurück.

Der Graf küßte ihre fieberheiße Hand, und Ria zärtlich in die Arme schließend, sagte er: „Wer den Gral sucht, findet ihn nicht; unversehens wird er dir begegnen."

Den andern Tag kam der Graf frühmorgens mit zwei Ärzten und einer Wärterin.

Er ließ sich von den ersteren die Versicherung geben, daß der Kranken keine nahe Gefahr drohe, und erbat sich die Erlaubnis, seine Braut mit ihrem Kinde spazieren fahren zu dürfen.

Uffo jubelte, als der Graf die Pferde nach dem Prater lenkte und die Frau im einfachen schwarzen Anzug mit ihrem Knaben der eleganten Welt als die Seine zeigte.

Ria wäre lieber nicht unter Menschen gekommen, aber sie verstand Paraszi und ließ ihn gewähren. Sie hatte sich ihr Benehmen dem treuen Freunde gegenüber vorgezeichnet: seinen Wünschen entgegenkommen, seine Sorgen teilen, seine Liebe mit Herzlichkeit vergelten und immer eingedenk sein, wie seine Treue ihr aus Schande und Not den Ausweg geboten und ihr die Möglichkeit gegeben, ihre Mutter zu pflegen, ihr Kind zu erziehen und ihn selbst zu beglücken.

Als die Kunde von Paraszis Verlobung nach Littwitz kam, war der Fürst hocherfreut und sah das Ereignis als eine gerechte Vergeltung des Geschickes an.

Er schrieb sogleich an den Grafen glückwünschend und an Ria so herzlich, als er war, und bot sich ihr zum Beistand an bei ihrer Vermählung.

Die schwärmerische Agnes ließ einige Spottworte fallen über Rias so wunderbar verkürzte Witwenschaft, Mela sagte etwas wie Entschuldigung, aber Johanna in ihrem starken Gefühl für Ehre rief: „Sollte sie, nicht Frau noch Mädchen, mit ihrem vaterlosen Knaben ein verachtetes Leben hinschleppen? Sie, die Schuldlose! Um des Kindes, um der Mutter willen, die in ihr ihre Freude und ihren Stolz mit Schmach und Elend bedroht sah, mußte sie Paraszi heiraten. Ria hat sicher einen schweren, aber guten Kampf gekämpft!"

Die Fürstin einesteils ärgerlich, daß nun doch eingetreten war, was sie in Pistyan so eifrig hintertrieben hatte, konnte sich andernteils einer heimlichen Schadenfreude nicht erwehren, daß wieder eine von den Ihren in einen alten Stammbaum ein Loch gestoßen hatte. Auch daß Jodokus, der sie eigentlich von Herzen haßte, bloß weil sie ihm nie dankbar sein mochte, sich nun so gezeigt hatte, daß der Fürst ihn nicht mehr als Ideal proklamieren konnte, obwohl er dem Sohne seine Reichtümer zugewendet hatte, freute sie nach zwei Seiten, und sie sagte deshalb nur, wenn von dem Testament die Rede war: „Oh le rancunier vieillard!"

Darin war die ganze Familie einig, daß sie der Hochzeit beiwohnen und ihr, durch ihre Gegenwart, den größtmöglichen Glanz verleihen wollten, um Ria in das rechte Licht zu stellen.

Es kam der Tag, wo Frau von Aroldi wohl genug war, ihre Tochter in die Kirche zu führen, in die Kirche des deutschen Ordenshauses, die, durch Blumen und Sträucher in einen Garten umgewandelt, die schöne blasse Braut mit weitoffenen Türen empfing.

Im lichtgrauen Seidenkleid, den schwarzen Reisehut auf den braunen Locken, führte sie der Fürst an den Altar, indes sich Kopf an Kopf drängte, den Priester die Braut ansprechen zu hören. Ihr kleiner Knabe stand nahe bei ihr an der Hand der Fürstin, und der Priester sagte: „Fräulein Ria von Aroldi, ist es Ihr ernster Wille“ usw., und dann sagte er wieder: „Graf Geza Paraszi, ist es Ihr ernster Wille, das Fräulein Ria von Aroldi“ usw.; und der kleine Uffo hörte neugierig zu, wie seine Mutter ihr ruhiges, klares „Ja“ sagte. Aber das „Ja“ des Grafen hallte durch die ganze Kirche, und die Leute auf den Stufen draußen und die Kutscher vor Tür und Tor hörten es und konnten es bezeugen.

Nachdem alle Verwandten und Freunde begrüßt waren, nahm Ria ihren Knaben bei der Hand, gab ihrem Gemahl den Arm und ging mit erhobenem Haupte durch die Menge.

Dem Notar, welcher eigens von Quendlin gerufen worden war, um als zweiter Zeuge hinter dem Brautpaare zu stehen, und der nun seine rosenrote Marie in den Wagen hob, hatte es niemand angesehen, wie wenig er bei der Zeremonie gewesen war und wie nur ein Wort Tag und Nacht in seinem Ohr hämmerte: „Gegenschein, Gegenschein“. Ja, wo war er?

Wenn die gute Marie jetzt ihrem Manne ein Kind geschenkt hätte, er würde es „Gegenschein“ genannt haben. Aber was half's? Er fand den Gegenschein nicht, er mochte machen, was er wollte, und kehrte wieder nach Quendlin zurück, ihn aufs neue zu suchen.

Er hätte gerne das Schloß in die Luft gesprengt, wenn er hätte hoffen dürfen, unter seinen Trümmern den Ersehnten zu finden, und als er eines Abends in dem Zimmer des Verstorbenen einsam saß, mißmutiger denn je, frierend und aus Ärger hungernd, und in Gedanken den Fußboden aufwühlte und das Getäfel von der Wand herabriß, tönte die Torglocke durch das ganze, große, öde Schloß.

Es war eine gewaltige Glocke, und sie hatte das Tönen beinahe verlernt, denn die wenigen Menschen, die in den letzten Jahren aus und ein gegangen waren, hatten sich mit dem Nebenpförtchen begnügt.

Eine Hoffnung, die liebste in diesem Augenblick, stieg in dem Herzen Glöckners auf bei diesem Ton und machte ihn frisch, satt und warm; die Hoffnung, daß es der Herr des Hauses sei, der so läute, der Mann, den er seit Monden in allen Richtungen der Windrose vergebens mit Briefen und Telegrammen aufforderte zur Wiederkehr.

Er hatte es getroffen, denn als er die Treppe hinunterkam, schwirrte Poli an ihm vorüber, abwechselnd schreiend: „Niklas! — Herr Doktor! — Matthias! — Herr Graf! — Laternen her — das Haustor bring' ich nicht auf! — Der Graf Adalbert, ihr Lümmel! schreie ich etwa zu meiner Unterhaltung?“

Der Notar ließ sie mit ihrer Lampe wie ein schreiendes Irrlicht hin und wieder tanzen, ging ans Tor und legte selbst Hand an.

Seine große Christophgestalt gestattete ihm den oberen Riegel zu erreichen und herabzuziehen, indes er unter seinen Beinen etwas herumkrabbeln fühlte, was es offenbar auf den unteren Riegel angelegt hatte, und als er und das Krabbelnde sich gleichzeitig an den Torflügel stemmten, um ihn in Bewegung zu bringen, flog er krachend auf und begrub seine beiden Bezwinger im Schnee.

Graf Adalbert, der draußen ungeduldig aus dem Wagen gesprungen war, hatte das Fluchen in der Fremde nicht verlernt, nur daß er jetzt auf persisch fluchte statt auf deutsch, und da man weiß, que le ton fait la musique, verstand ihn Glöckner vollkommen und sagte trocken auf gut deutsch: „Nur Geduld, es wird gleich werden."

Er und der Krabbler schüttelten den Schnee von ihren Kleidern, und Poli kam herbei, die zwei größten Kontraste zu beleuchten und zu belachen.

Dem riesigen blassen Notar im weiten grauen Schlafrock, dessen kahles Vorhaupt, da er seine Mütze verloren hatte, durch das Dunkel der Nacht strahlte wie der Vollmond, wenn er durch die Wolken bricht, stand gegenüber ein winziges, kohlschwarzes, wollhäuptiges, in einen roten Affenanzug geschnürtes Kerlchen; es war der Negerknabe des Grafen.

Der Lachanfall der frischen Poli war so gewaltig, daß er alle ihr von Frau Monika anerzogene Artigkeit

hintanhielt und ſie kaum einen Knix zuſtande brachte, als der Reiſewagen jetzt in den Hof fuhr und der Graf ärgerlich fragte, ſeine Umgebung hochmütig meſſend: „Was ſoll das Lachen? Wer iſt der Rieſe?“

Der Rieſe aber antwortete ebenſo ärgerlich und hochmütig: „Notar Glöckner, Bevollmächtigter des Fürſten Rödern.“

„Oho,“ ſagte Bertel, „wozu bevollmächtigt? Was macht Herr Ehrenz? Schläft er noch bei dem Heidenlärm?“

„Ja,“ ſagte Glöckner, „den ewigen Schlaf.“

„Jodokus tot! Mein einziger Freund!“ Graf Adalbert ſchlug ſich die Hände vors Geſicht.

Frau Monika, die ſich während des Lärmens draußen, da ſie ſchon gerichtet war, zu Bette zu gehen, wieder anzog und ihr weißes Häubchen aufſetzte, trat in dieſem Augenblick heraus, den Grafen, deſſen Stimme ſie erkannt hatte, zu begrüßen; aber bei dem Anblick dieſes großen Schmerzes, den ſie teilte, bei dieſem Aufſchrei menſchlicher Natur, hielt ihre angewöhnte Höflichkeit nicht Stich.

Sie nahte ſich dem ſtöhnenden Manne, ſtreichelte ſeinen Arm wie den eines Kindes und ſagte: „Kommen Sie in mein Stübchen, da iſt es ſchön warm! Weinen in der Kälte tut den Augen nicht gut, Graf Adalbert!“ fügte ſie eindringlich hinzu. „Der liebe Gott hat Herrn Jodokus gerufen, da muß man folgen!“

Graf Adalbert folgte nun auch der alten Frau in ihr Stübchen und ſprach und weinte mit ihr die halbe Nacht. Er ließ ſich von ihr erzählen, was die

lange Zeit, als er sich in fernen Landen herumgetrieben hatte, geschehen war, was Jodokus getan und gesagt hatte, endlich seine Krankheit, seinen Tod und sein Testament.

Nun begriff er, wie der Notar hergekommen war und warum Ria so schnell wieder fortgegangen sei; und während die beiden so miteinander wachten und Graf Adalbert endlich, nur aus Schonung für die alte Frau, sein Bett aufsuchte, schlief der Notar das erstemal seit Wochen einen ruhigen Schlaf, „denn," sagte er sich, „morgen werde ich etwas hören von meinem Gegenschein."

Aber es vergingen einige Tage, ehe der Graf sich entschließen konnte, mit dem Notar über ihre Geschäfte zu reden.

Er konnte das Zimmer seines verlorenen Freundes nicht betreten ohne tiefe Erschütterung, und daß er ihn nicht mehr gefunden, daß er ohne Abschied dahingegangen war, das traf ihn unheilbar.

Nach Jahren noch klang ihm die Torglocke wie Grabgeläute, und immer wieder sagte er: „Hätte ich ihn doch nur noch einmal gesehen!"

Als er gar zu lange zögerte, drohte Glöckner fortzugehen, obwohl es ihm nicht Ernst damit war, und das bewog Adalbert, sich Gewalt anzutun und das Studierzimmer seines alten Freundes aufzusuchen.

Als der Notar ihm das Testament vorlegte, von dem ihm Frau Monika erzählt, was er im ersten Schmerz nicht recht aufgefaßt hatte, fiel er, wie einst Glöckner, entsetzt in seinen Armstuhl zurück.

„Das haſt du Ria angetan, dieſem reinen, edlen, aufopfernden Weſen, du armer, alter Mann? O warum war ich nicht hier!“ ſtieß er hervor und ſchlug ſich an die Stirne. Dann aber ſtand er auf und ſagte mit höhniſchem Lachen: „Es geſchieht ihr ſchon recht! Warum hat ſie den leichtſinnigen Burſchen geheiratet, der nicht einmal wußte, wie alt er war, oder gar ſeinen Taufſchein fälſchte.“

Glöckner ſchwieg, tief verletzt, und ließ dem wilden Grafen Zeit, ſeine Äußerung ſelbſt abſcheulich zu finden. Er lenkte ein und fragte, „ob denn gar keine Schritte geſchehen wären, um zu beweiſen, daß Uffo ohne Wiſſen und Willen ſeine Ehe unter Bedingungen geſchloſſen habe, die ſie ungültig machten?“

„Wer könnte dieſen Beweis liefern?“ fragte Glöckner. „Uffo flog vom Krankenlager zum Altar. Ich habe kaum zwanzig Worte mit ihm gewechſelt, ſo ſchnell ging alles. Ich habe meine Anſtalten korrekt gemacht, aber nach dem falſchen Scheine. Es iſt vielleicht ein Schreibfehler, der alles dieſes verſchuldet hat, aber er iſt nicht mehr zu beweiſen noch gutzumachen, da Herr Jodokus tot iſt und keine nachträgliche Einwilligung zu dieſer Ehe geben kann.“

„Aber wo iſt denn mein Gegenſchein, den ich über den Beſitz von Quendlin ausſtellte; vielleicht hilft uns der?“ ſagte Adalbert.

„Ja,“ ſagte der Notar, froh, daß endlich an den die Reihe kam, „wo iſt er, das wollte ich Sie fragen, Graf Adalbert? Ich habe, ſeit ich hier bin, alles durchſtöbert und ihn nicht gefunden.“

„Ich kann mich durchaus nicht auf seinen Inhalt und Aufbewahrungsort besinnen," sagte Adalbert. „Ich ließ mir die ganze Sache nur gefallen, um meinen damals sehr erzürnten Freund nicht noch mehr aufzubringen und zu einem Schritte zu reizen, der sein großes Vermögen nach seinem Tode in fremde Hände gebracht und seinem Sohne unwiederbringlich entzogen hätte."

„Haben Sie schon mit Frau Monika über den Schein gesprochen?" fragte der Notar.

„O, die alte Frau ist nicht neugierig, sie weiß nichts davon. Sie mischte sich nie in unsere Geschäfte."

„Gegen mich," meinte der Notar, „ist sie mißtrauisch, Ihnen gibt sie vielleicht doch eine Andeutung, die sie mir vorenthält. Die Bestimmung im Testamente bringt mich auf die Vermutung, daß Frau Monika dem Toten etwas in den Sarg legen sollte, von dem niemand wissen durfte. Sie blieb mutig eine Nacht allein bei der Leiche und wies, da sie nicht lügen will, alle meine Fragen ab, indem sie mir riet, mich an andere zu wenden, die dann nichts wußten."

Adalbert erkannte die Frau, die ein ganzes Leben in einem großen Hause in untergeordneter Stellung zugebracht hatte, ohne sich zu kompromittieren, und er ging, seine Macht über sie zu versuchen.

Die alte Frau kam ihm entgegen, sich verbeugend, mit ihrem weißen Gesicht, das weiße Häubchen auf den weißen Haaren, so reinlich und so freundlich, daß er überzeugt war, es müsse in ihrem Innern auch so hell

und nett sein, und darum fragte er geradezu: „Haben Sie meinem armen Jodokus nicht etwas mitgegeben in den Sarg auf sein Verlangen?“

Frau Monika wurde plötzlich rot und sah den Grafen mit flehenden Blicken an.

„Was haben Sie, liebe Monika?“ fragte Adalbert.

„Ich darf Ihnen nicht antworten,“ sagte sie traurig, „ich habe jetzt schon zuviel gesagt.“

Adalbert sah wohl, daß sie dem Verstorbenen ihr Wort verpfändet hatte, und wollte sie nicht bewegen, es zu brechen. Er ging, indem er ihr die Hand drückte.

Als er Glöckner davon sprach, sagte dieser: „Wir müssen den Sarg öffnen lassen, der Gegenschein ist drin. Wer hat den Schlüssel zu der Gruft?“

„Er wird wohl an einem der Haken hängen in Jodokus' Schreibzimmer,“ sagte Adalbert, „da war sonst sein Platz.“

„Lassen Sie einen Schlosser kommen, Graf, denn die alte Frau wäre zu unglücklich, wenn sie uns den Schlüssel zum Sarge geben müßte, den das Testament ihr anvertraut.“

Obwohl ungern, willigte der Graf ein, und die drei Männer stiegen hinab in die Gruft.

Neben dem Sarge von Frau Monikas früherem vielgeliebtem hohem Herrn, dem sie im Kornblumenkranz als erste Gabe die blauumwundene Garbe bei seiner Ankunft überreichen durfte, stand der Sarg des alten Jodokus, dem sie im weißen Häubchen bei seinem Scheiden als letzte Gabe den Gegenschein mitgegeben hatte.

Der Schlosser öffnete geräuschlos den metallenen Sarg und sah gleichgültig auf die gelbe harte Totenmaske, aber Bertel wendete sich erschüttert ab, und der Notar tastete nicht ohne Grauen an der kalten Gestalt herum. Wäre nicht der Besitz des Gegenscheines durch das lange Suchen danach zu seiner fixen Idee geworden, so würde er sich um keinen Preis dazu verstanden haben, zu tun, was er jetzt tat: die Leiche aufs genaueste zu untersuchen, bis er in der Brusttasche ihres schwarzen Rockes etwas Hartes fühlte. Er zog es heraus, es war eine flache Blechbüchse, und als er den kleinen Schlüssel, den er dem Sterbenden damals gegeben und wieder aus der erstarrenden Hand genommen hatte, daran probierte, öffnete er, und in der Büchse lag der Gegenschein!

* * *

Ria hatte indes mit ihrem Gemahl, dem kleinen Uffo und ihrer Mutter, die sich, über das Schicksal ihrer Tochter getröstet, sichtlich erholte, ruhige Tage in Tissabér verlebt.

Graf Geza liebte und ehrte sie mit dem Ernst des gereiften Mannes und ließ ihr, mit dem feinen Takt, den nur das Herz gibt, Zeit, sich in ihren neuen Verhältnissen zurechtzufinden. Er nahm ihr Lächeln wie ihre Tränen liebevoll und ohne Bemerkung hin und ließ sie ihr Gleichgewicht selbst suchen.

Sie hatte mit dem vollen Bewußtsein, wozu sie sich verpflichte, diese Ehe eingegangen. Sie wollte ihrem Gatten, der sie so treu und edelmütig liebte,

der mit solcher Zuversicht auf sie baute, ihr Kind als seines ansah, ihre Mutter ehrte, Schmach und Sorge von ihr genommen hatte, die beste Frau sein.

Ihre Liebe für den Toten kannte er und verlangte nicht, daß sie diese Liebe aufgebe oder verleugne. Er sprach mit ihr von Uffo und dem Glück und Unglück ihrer kurzen Verbindung, wie der Vater mit seiner Tochter, und wenn sie sich recht ausgesprochen und ausgeweint hatte, sprang sie auf und brachte ihm einen Polster für seinen kranken Fuß und zündete seine Zigarre an, die ihm im Gespräche ausgegangen war, und sorgte für ihn, daß er an dem Toten nichts zu beneiden fand.

Der Knabe Uffo erstarkte und blühte auf in Tissabér und liebte seinen Vater, da er den anderen nicht gekannt hatte, und Ria war der gute Hausgeist für alle und die Wohltäterin der ganzen Herrschaft.

Da sie eines Tages, als Paraszi für eine Woche verreist war, mit ihrer Mutter arbeitend in ihrem Zimmer saß, brachte der Bediente einen Brief von Quendlin.

„O weh," sagte Ria, „lies ihn, Mutter! Ich bitte dich."

Frau von Aroldi tat es. Der Notar schrieb:

„Graf Adalbert, der seit einiger Zeit in Quendlin ist, und ich haben endlich den bewußten Gegenschein gefunden und wünschen sehnlichst, mit Dir persönlich zu verkehren. Ich habe dem Grafen, so unbequem es mir auch wäre, vorgeschlagen, mit mir nach Tissabér zu fahren, aber er sagt, das sei ihm unmöglich aus für mich unbekannten Gründen.

Ebenso unmöglich scheint es mir, daß Du nach Quendlin kommst; so wollte ich Dich bitten, einen neutralen Ort zu bezeichnen, wo wir drei zusammenkommen können, um das Nötige zu besprechen.

Wenn Du auf diesen meinen Vorschlag nicht eingehst oder nicht eingehen kannst, kehre ich zu meiner ohnehin schon desperaten Marie und meiner verwaisten Kanzlei zurück, in der die Aktenstöße bereits Bergeshöhe erreicht haben sollen, und überlasse die Quendliner Angelegenheit wem immer."

„Das ist deutsch," sagte Ria, „und gut, daß Geza nicht zu Hause und zu seinem Doktor Pick gefahren ist, der ihn eine Weile behält. Ich werde das Forsthaus dem grimmigen Berserker als Ort der Zusammenkunft bezeichnen, gleich an Frau Stur und ihn telegraphieren und heute nacht noch reisen. Aber Geza darf nichts wissen, Mutter! bis ich zurückkomme. Es ist ein schwerer Gang für mich, aber ich muß ihn machen."

Tief verschleiert und in einfacher Kleidung fuhr Ria an den Bahnhof und von da nach der Station nächst Littwitz. Sie traf am frühen Morgen dort ein, und Frau Stur erwartete sie schon und führte sie unter tausend freundlichen Worten nach ihrem kleinen Jagdwagen, den sie in einem Seitengäßchen heimlich stehen hatte. Andres kutschierte die beiden Frauen rasch ins Forsthaus, wo Frau Stur Ria wärmte und fütterte und sie dann jedes liebe Plätzchen aufsuchen ließ, das ihr die Vergangenheit zurückrief. Uffo tönte es in allen Räumen, Uffo schaute es aus allen Winkeln, und die junge Frau mußte sich recht ausweinen,

und die gute Försterin mußte sie in ihrer frommen Weise trösten, damit sie imstande wäre, mit den Herren, die sie erwartete, ihre widerlichen Geschäfte zu besprechen und die Kommenden zu empfangen.

Wie es Bertels Brauch war, ließ er den Wagen in rasendem Tempo vor das Haus prallen und hielt dann die Pferde so scharf an, daß sie sich aufbäumen mußten und die Hufeisen aus jedem Steinchen Funken schlugen.

Ria stand am Fenster und der bekannte Anblick rief ihr den ganzen Bertel, wie er gewesen und wohl noch war, ins Gedächtnis zurück. Sie pries sich glücklich, daß sie allein und heimlich gekommen war, um nicht abermals Gefahr zu laufen, zwei Männer um ihretwillen sich zanken zu sehen. Denn der Wilde, der eben vom Wagen sprang, flößte ihr kein Zutrauen in seine Friedensabsichten ein.

Bertel warf die Zügel seinem Kutscher zu, während der Notar seine langen Beine eines nach dem andern bedächtig aus den Fußsäcken und Bärendecken zog, in die er sich mit Vorliebe versenkt hatte; und erst als er sich versichert hatte, daß seine Knochen ganz und beisammen waren, riskierte er ein paar Schritte, die aber so lang waren, daß er mit ihnen gleich in der Kneipe und vor Ria stand.

„Vetter Glöckner," sagte Ria, herzlich ihm beide Hände reichend, „du guter Vetter Glöckner, sei tausendmal willkommen!"

Der lange Notar, von dem feurigen Empfang gerührt, murmelte etwas, man hat nie erfahren was,

und schüttelte ziemlich gewalttätig die feinen Hände seiner lieblichen Muhme.

Und nun trat zögernd Graf Adalbert herein, der sie beinahe noch als Knabe damals verlassen hatte, jetzt ein brauner bärtiger Mann; und er stand vor ihr, seine Augen fragend: „Ist das Ria? Die kleine, braune, quecksilberne Ria — diese stattliche, schöne, ruhige Frau?“ Aus der Knospe war die Rose geworden, und der Graf Rödern, sie ehrfurchtsvoll grüßend, stand huldigend vor ihr.

Der Notar ließ ihnen nicht lange Zeit, gegenseitig zu erstaunen; er bat die Forstmeisterin, ihre Türe für jedermann zu schließen, und fing an, den alten großen Kneipentisch mit seinen Aktenstücken zu bedecken.

Ria eröffnete die Verhandlungen mit der Bemerkung, „daß, so sehr es sie freue, die Herren wiederzusehen, ihre Gegenwart hier ihr doch nicht unumgänglich notwendig erscheine, da — —“

„Unumgänglich!“ murrte der Notar, indem er seinen ehemaligen Konzipienten mit einem Herrscherblick maß.

„Da,“ fuhr Ria fort, „Herr Jodokus Ehrenz seinen Enkel doch nicht anerkannt hat, wir daher keine Ansprüche auf sein Vermögen haben und Graf Adalbert im unbestrittenen Besitze von Quendlin verbleibt.“

Der Notar sah seinen Konzipienten mit ausgesprochener Geringschätzung an: „Wenn Herr Ehrenz nicht beweisen konnte, daß Uffo Ehrenz als ein Minderjähriger, da seines Vaters Einwilligung fehlte, keine

gültige Ehe schließen konnte, so hätte seine Anerkennung oder Nichtanerkennung nichts zu bedeuten gehabt, das mußtest du doch wissen?“ sagte der Notar hochfahrend.

Ria verneigte sich anmutig spöttisch gegen ihn und sagte: „Aber Herr Ehrenz konnte es beweisen, denn der Taufschein, den er hat, ist der Originaltaufschein, mit dem Kirchenbuch identisch, und mein teurer Uffo war im Irrtum, als er sich für majorenn hielt. Ich bin daher nur gekommen, um als Vormünderin meines Sohnes im Vereine mit dir, dem Mitvormunde, zu erklären, daß wir keinen Anspruch erheben und keine Einsprache tun wollen gegen das Testament des Herrn Jodokus Ehrenz und den Grafen Adalbert Rödern gern und unangefochten in dem Besitz eines Vermögens sehen werden, welches sein Erwerber uns nicht zugedacht hat.“

Adalbert sah seiner Cousine zu, wie sie sprach, und hörte nicht, was sie sprach; denn sie bewegte die schönen Lippen so anmutig, daß er sie nicht um den Besitz von Quendlin, den sie ihm so nicht streitig machen wollte, unterbrochen hätte.

Der Notar aber sah nur seinen Konzipienten und war empört, und während Adalbert Ria anstarrte, so daß sie genötigt war, ihrerseits die Glatze des Notars zu bewundern, setzte ihr dieser auseinander, wie Bertel sich bereits erbserklärt habe, um Quendlin dadurch, daß er es annehme, nicht in die Hände von Noterben fallen zu lassen; daß er aber schon vor Jahren einen Gegenschein ausgestellt habe, um durch diesen Schein beweisen zu können, daß es ihm nie in den Sinn

gekommen wäre, das Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn für sich auszubeuten, und daß er eben nur, um es für Uffo zu erhalten, Quendlin auf seinen Namen habe schreiben lassen. Diesen Gegenschein nun, an welchem dem Grafen Adalbert so viel gelegen wäre, hätten sie jetzt endlich gefunden und mitgebracht, und er laute:

„Ich, Adalbert Graf Rödern, erkläre hiermit, daß ich mich nur auf das dringende Verlangen meines alten lieben Freundes, Herrn Jodokus Ehrenz, Bankiers, als Eigentümer der Herrschaft Quendlin — mit allen dazu gehörigen und darauf erbauten Grundstücken, Maierhöfen, Schlössern, Fabriken — habe an die Gewähr schreiben lassen, um dereinst, wenn besagter Herr Jodokus Ehrenz nicht anderweitig darüber verfügt haben oder nicht mehr am Leben sein werde, besagte Herrschaft nebst allem, was dazu gehört, nach meinem freien Belieben und Ermessen einem Nachkommen der Familie Ehrenz oder einem ihrer Mitglieder übergeben zu können. Über den Zeitpunkt dieser Übergabe und die Verwaltung der Herrschaft und ihrer Einkünfte soll nach dem Ableben des Herrn Jodokus Ehrenz niemand befugt sein, mir irgend Rechenschaft abzufordern.

Urkund dessen mein Siegel und Unterschrift:

Adalbert Graf Rödern.

Jodokus Ehrenz, Bankier.

Gesehen und mit meinem Siegel und Unterschrift bestätigt:

Der Notar Grünhut."

„Du siehst, Ria, das Schicksal deines Sohnes liegt in der Hand des Grafen Adalbert Rödern, und er ist edelmütig genug, ihm Quendlin übergeben zu wollen.“

„Herr Jodokus Ehrenz hat ja aber ‚anderweitig‘, wie es in der Schrift heißt, darüber verfügt,“ bemerkte Ria, „und dem Grafen Adalbert Rödern in seinem Testamente sein Hab und Gut hinterlassen. Ist es nicht so, Bertel?“ sagte sie, sich an den in ihren Anblick Versunkenen wendend, mit dem kindlich leichten Ton aus früherer Zeit.

„Mach' das mit dem Grafen aus,“ sagte Glöckner, ungeduldig aufstehend; „ich gehe indes, Frau Stur um einen Löffel Suppe bitten. Ich hoffe, wenn ich wiederkomme, einen Notariatsakt aufsetzen zu können — —“

„Tun Sie das gleich nach ihrer Suppe, lieber Doktor,“ sagte Graf Adalbert herzlich. „Ria und ich werden uns schon verständigen.“

„Du willst meinem Kinde ein zu großes Geschenk machen, Adalbert,“ sagte Ria, als der Notar draußen war. „Gib ihm, was er jährlich braucht, aber nicht die Herrschaft Quendlin.“

„Aber die Herrschaft Quendlin ist ja sein eigentliches Erbteil, Ria; was darüber ist, behalte ich ohnehin als Legat für mich, um die Diener auszuzahlen, und wenn der grausame gute Mann noch länger gelebt hätte, wäre es mir sicher gelungen, ihn in diesem Sinne umzustimmen. Und war nicht sein letztes Wort ‚Gegenschein‘?“

„Ja, so hörte ich,“ sagte Ria, „aber wahrscheinlich nur, um Frau Monika daran zu mahnen, seinen

längst gegebenen Auftrag und ihr Versprechen zu erfüllen, ihm den Schein in den Sarg mitzugeben, um das Kind, welches er nicht anerkannte, desto gewisser zu enterben. Wie dem auch sei," fuhr sie lebhaft und zutraulich fort, „behalte getrost das Deinige und laß uns nicht länger streiten, denn ich muß nach Hause. Ich bin insgeheim gekommen, hauptsächlich, um dir etwas zu übergeben, was ich bisher getreulich bewahrt habe."

„Was ist es, liebe Ria?" sagte Bertel erstaunt, „was hast du für mich bewahrt?" Und alte Träume umgaukelten ihn wieder, und in seiner Seele stieg etwas auf wie Hoffnung.

Sie nahm ein Papier aus ihrer Tasche und legte es seufzend auf den Tisch, und als Adalbert es begierig geöffnet hatte, schlug er schaudernd die Hände vors Gesicht und stand sprachlos da.

Er erkannte in dem graugelben Klumpen, der vor ihm lag, an dem halb erhaltenen Namenszuge und den einzelnen Verzierungen, die zum Teil dem schwachen Feuer der drei Cousinen widerstanden hatten, den goldenen, mit Blei eingegossenen großen Knopf seines Reitstockes, den Ria damals im Walde gefunden hatte.

Als sie die Wirkung sah, welche dieser Anblick auf den Unglücklichen machte, wickelte sie den Klumpen mitleidig wieder ein und sagte, sich entschuldigend: „Nicht, um dich zu kränken, lieber Bertel, habe ich dir ihn gebracht, sondern, damit niemand je ihn gegen dich gebrauchen kann und du seinetwegen nicht in Ungewißheit seist."

Er faßte ihre beiden Hände, tief erschüttert, und

ſagte, in ihr ſanftes trauriges Geſicht blickend: „Ria! Du haſt mir nur Gutes tun wollen und getan, jederzeit, und das Bewußtſein iſt meine ſchwerſte Strafe. Aber ſei nicht zu hart, treibe es nicht zu weit und erlaube mir, mein Verbrechen, ſo gut ich es noch kann, zu ſühnen. Ich kann deinem Knaben den Vater nicht wiedergeben, aber ich kann wie ein Vater für ihn ſorgen. Ich kann ihm Quendlin geben, und du mußt es für ihn nehmen. Sage ‚ja‘, was zögerſt du? Haſt du denn vergeſſen, was ich getan habe?“

„Was meinſt du, Bertel? Das!“ fragte ſie verwirrt bei der furchtbaren Erinnerung an jene Waldnacht und ihre Folgen und ſank ſchluchzend und zitternd auf die Bank an der Wand.

Ihre Augen voll Tränen auf Adalbert gerichtet, mit glühenden Wangen und gerungenen Händen ſaß ſie da, und Adalbert ſtand vor ihr und blickte ſie flehend an. Da ging die Türe auf, und der Graf Paraszi trat herein.

Er wollte, von Herrn Pick, ſeinem Bauerndoktor, heimkehrend, im Vorbeifahren Frau Stur begrüßen und ahnte nicht, wen er da treffen ſollte.

Lieſe hatte den Befehl der Abſperrung, den ihr Glöckner in gewohnter lakoniſcher Redeweiſe gegeben hatte, ſo aufgefaßt, daß ſie niemand Fremden hereinlaſſen ſollte. Dem wohlbekannten Grafen öffnete ſie dienſtfertig die Kneipentüre.

Paraszi ſtand ſprachlos vor Erſtaunen auf der Schwelle, als er ſeine Frau und in dieſer Geſellſchaft hier fand. Mit Blicken des Zornes und der Verachtung

schritt er an ihr vorüber auf den Mann zu, den er am meisten haßte, und mit einer drohenden Bewegung gegen Adalbert sagte er: „Graf Rödern! Wir haben noch eine alte Rechnung zu begleichen.“

Bei diesen schrecklichen Worten raffte sich die in Gram versunkene Frau auf, warf sich zwischen die beiden Gegner, und ihren Gemahl zurückdrängend, rief sie in wilder Angst: „Um Gotteswillen, Geza! Keine Schmähung, du würdest sie ewig bereuen!“

„Wieso? warum?“ höhnte der Wütende.

„Graf Paraszi! Beleidigen Sie mich nicht, denn ich kann Sie nicht dafür töten,“ sagte Adalbert dumpf.

Dann sah er Ria an, in deren totbleichem Gesicht er den festen Willen las, ihre Stelle zwischen ihm und ihrem Gemahl nicht lebendig zu verlassen, und sich zu ihren Füßen werfend, rief er in Verzweiflung: „Muß dir alles Unheil von mir kommen? O stoß mir ein Messer ins Herz! Tritt mich mit Füßen! Spuck mich an! Aber verzeih' mir! Verzeihe!“

„Ja! Alles Unheil kommt ihr von mir,“ sagte er, sich erhebend und gegen Paraszi wendend; „meinetwegen verließ sie das Haus meiner Eltern und erregte den Verdacht des alten Jodokus gegen sich, meinetwegen trotzte sie dem Urteil der Welt und verweigerte den Eid vor Gericht, meinetwegen reizte sie durch ihr Stillschweigen die Eifersucht des armen Uffo bis zum Mordversuch, und meinetwegen beleidigt jetzt ihr Gatte sie so schwer! Denn ich bin es, der in dem Manne mit der ungarischen Mütze Ihnen, Graf Paraszi, im Walde zu begegnen glaubte und — blind rasend —

ſtatt ſeines Nebenbuhlers um den Preißelbeerſtrauß Uffo Ehrenz niederſchlug. Und du biſt es, Ria! die hier das Werkzeug meiner Tat, den Knopf meines Reitſtockes, bei dem Verwundeten fand, ihn verbarg, mich warnte, forttrieb, alles ſchweigend tat und litt, mich zu retten, und mein Geheimnis bis heute bewahrte. Urteilen Sie ſelbſt, ob dieſe Frau mich, den Unſeligen, der ihren teuren Uffo erſchlug, lieben kann und ob unſere Zuſammenkunft hier ein zärtliches Stelldichein iſt?“

Die in Glöckners Geſtalt verkörperte Gerechtigkeit trat jetzt mit ſchweren Schritten in die Kneipe. Der Notar trug die Attribute ſeiner Sendung auf Erden und im Forſthaus: ein Bündel Papier unter dem Arme, ein Tintenfaß in der Hand, eine Feder hinter dem Ohre, und ſetzte ſich auf die lange Bank hinter den Kneipentiſch, ohne den Anweſenden die geringſte Aufmerkſamkeit zuzuwenden.

Erſt als er alles an ſeinen Platz geſtellt und gelegt, ſein Papier glatt geſtrichen und die Feder eingetunkt hatte, ſagte er, in ſeinen Akten leſend: „Die Schenkungsurkunde der Herrſchaft Quendlin an den unehelichen Sohn des Fräuleins Ria von Aroldi und des Herrn Uffo Ehrenz, Rittmeiſter im dritten Dragonerregiment, von dem Herrn Grafen Rödern ausgeſtellt. Iſt es Ihnen gefällig zu leſen, Graf Adalbert?“

Alles ſchwieg.

Jetzt erſt blickte Glöckner auf und ſah, hocherſtaunt, die Spuren des verbrauſten Sturmes: naſſe Augen, brennende Wangen, bewegte Mienen.

Der Orkan hatte sich zwar gelegt, aber die Wellen schlugen noch brandend ans Ufer.

Ein Notar muß die Kunst verstehen, alles wahrzunehmen und nichts zu bemerken, und Glöckner kannte und übte sie jetzt, diese Kunst.

Er probierte die Federn, schüttelte die Tinte auf, schob die Papiere suchend hin und wieder, kehrte die Taschen nach der Brille um, die er auf der Nase hatte, wischte endlich auf Studentenmanier die Tischplatte mit seinem Rockärmel ab, bis ihm das Gleichgewicht der Seelen, wenigstens äußerlich, hergestellt schien.

Dann schob er das Aktenstück, welches Adalbert jetzt gelesen hatte, den anderen hin, und als alle unterschrieben hatten, schüttelten sich die Männer mit vielsagendem Blick die Hände.

Graf Paraszi aber umfaßte seine Frau zärtlich und sagte flehend: „Adalbert und ich sind versöhnt, und du, Ria?"

„Ich," sagte sie, nicht ohne Bitterkeit schmerzlichlächelnd, „ich bin, fürchte ich, doch mesalliiert."

Druck von Hesse & Becker, Leipzig.

123716

LG

L8275m

Author Löwenthal-Kleyle, Sophie

Title Mesalliiert.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU